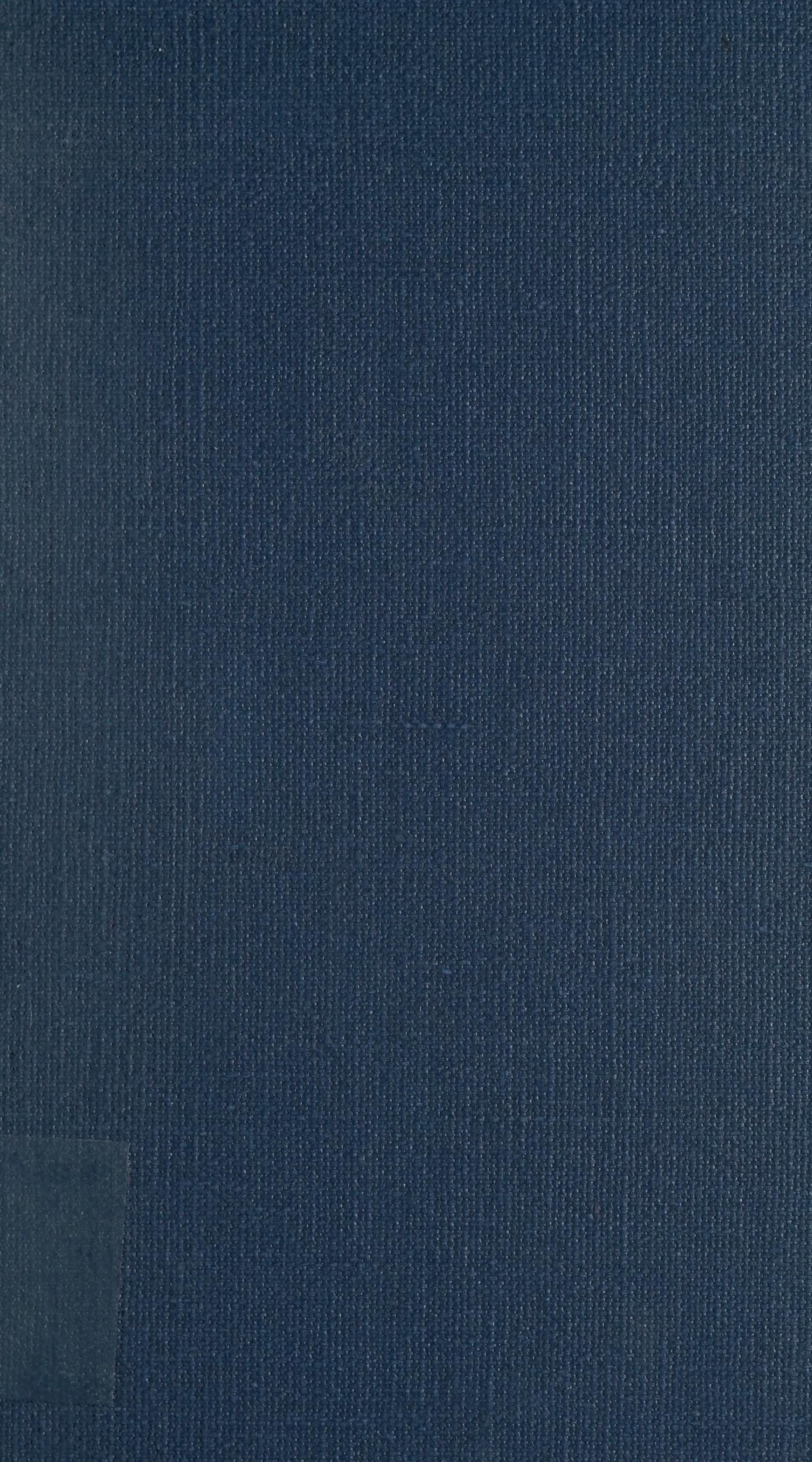
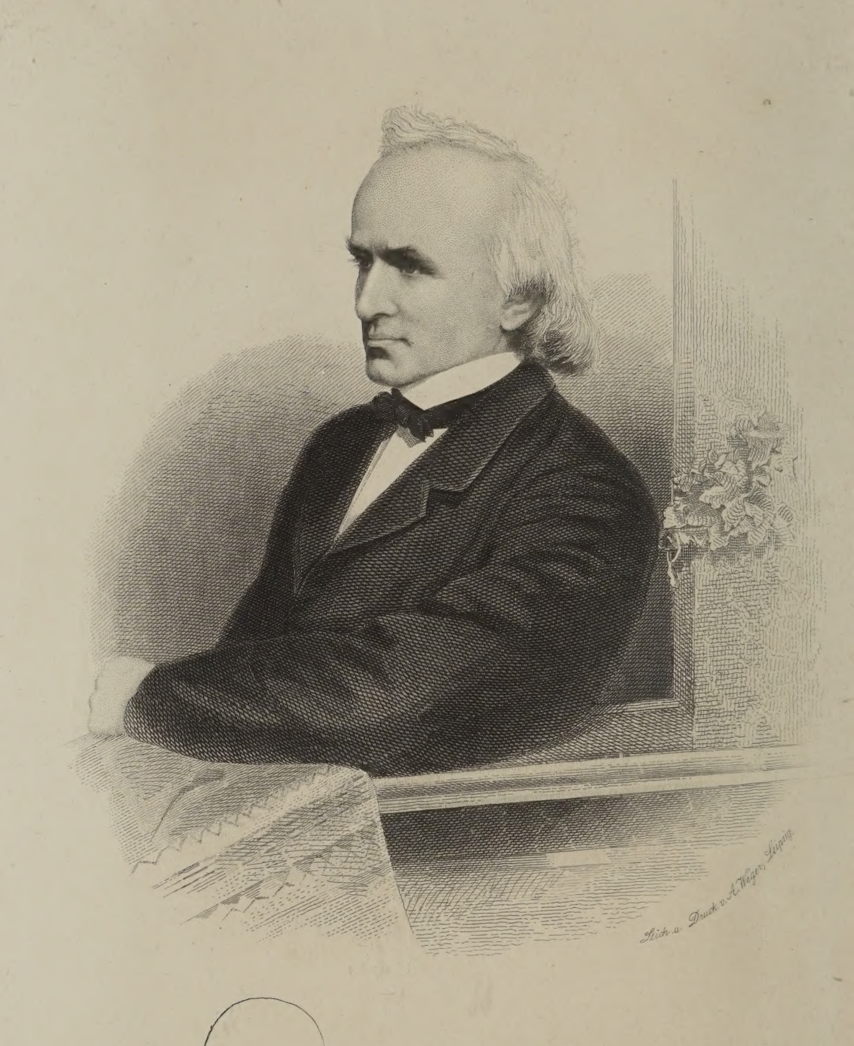




Wackernagel

Philipp Wackernagel

nach seinem Leben und Wirken

für das deutsche Volk und die deutsche Kirche.

Ein Lebensbild

von

Ludwig Schulze,

D. der Theologie und Philosophie, und ord. Prof. an der Universität
zu Rostock.

Mit einem Bildniß Wackernagel's.

Leipzig,
Dörffling und Franke.
1879.

Philipp Wackernagel's

verwittweten Lebensgefährtin und wackeren Mitarbeiterin

Auguste geb. Harleß.

„Die best' ist doch getraute Treu,
Die muß ich jetzt entrathen."

Vorwort.

Die nachfolgende Biographie des als Mineralogen, Pädagogen und Hymnologen weit über die Gränzen des deutschen Reiches bekannten und verehrten Philipp Wackernagel ist aus den Vorarbeiten erwachsen, welche der Verfasser auf die an ihn ergangenen Bitten für seinen Nekrolog in der Luthardtschen Allgemeinen Ev.-Luther. Kirchenzeitung 1877 und für seinen Aufsatz in der Evangelischen Kirchenzeitung „über Philipp Wackernagel und seine Bedeutung für die Hymnologie“ zu machen hatte. Zu denselben waren ihm von verschiedenen Seiten werthvolle und auch für weitere Leserkreise sehr anziehende Mittheilungen zugekommen, welche in jenen Abhandlungen nicht verwerthet werden konnten. Er entschloß sich daher, falls sich der vorhandene Stoff noch erweitern ließ, ihn zu einer größeren Biographie zu verarbeiten, und diese nicht bloß für die große Zahl der Schüler und Freunde des Heimgegangenen, sondern für die weiteren Kreise der Gebildeten des deutschen Volkes und die Glieder der deutschen Kirche zu bestimmen, — für sein deutsches Volk, für dessen Bildung nach Leib und Seele und Geist er rastlos gewirkt, für die deutsche Kirche, für deren höchstes Gut im reformatorischen Bekenntniß und köstlichste Schätze in ihren Liedern er gelebt, gearbeitet und gekämpft hat.

Als der Verfasser seinen Plan der hinterbliebenen Wittwe und den hinterlassenen Söhnen mittheilte, haben diese ihm in

bereitwilligster und entgegenkommendster Weise Alles anvertraut, was von Briefen, Schriftstücken, Aufzeichnungen und sonstigem Material in ihren Händen war. Gleichfalls waren sie bemüht, auch von solchen, welche dem Heimgegangenen in den verschiedenen Perioden seines Lebens nahe gestanden, von Verwandten, Collegen, Schülern und Freunden, Nachrichten zu vermitteln.

Unter den Quellen, aus denen geschöpft werden konnte steht voran sein curriculum vitae in lateinischer Sprache, das bis zur Anstellung in Berlin reicht, und einige kurze Aufzeichnungen seiner Hand aus späterer Zeit; daran reihen sich treue Aufzeichnungen der hinterbliebenen Gattin und Mittheilungen seiner Söhne. Sodann kamen in Betracht die zahlreichen Briefe aus der Jugendzeit, seine Gedichte, aus denen wir nur einige wenige Proben mittheilen konnten; die von ihm verfaßten Programme der Elberfelder Realschule; endlich die inhaltsreichen Vorreden zu seinen Werken. Dazu kommen schließlich die officiellen Actenstücke, welche durch die dankbarst anzuerkennende Vermittlung der Königlichen Provinzialcollegien zu Berlin, Coblenz, Kassel und aus dem Archiv des Gymnasiums in Wiesbaden dem Verfasser zur Einsicht überlassen wurden, und welche von seinem amtlichen Wirken ein erwünschtes Zeugniß ablegen.

Nach diesen Quellen das Lebensbild Wackernagel's objektiv und treu zu zeichnen, war die Aufgabe, welcher der Verfasser sich gern unterzog, und der er, je länger je lieber, seine Zeit gewidmet hat; sie war ihm nicht leicht, da er dem seligen Wackernagel nicht persönlich näher getreten war, sondern mit ihm in seiner letzten Lebenszeit nur in wissenschaftlicher Hinsicht brieflich hatte verkehren dürfen. Was so Verlust scheint, ist aber doch auch wieder Gewinn; es konnten nun um so objektiver und unparteiischer die von den Quellen dargebotenen vereinzelten Züge zu einem Gesammtbilde zusammengefaßt werden. Außerdem war es des Verfasser's Bestreben, soweit

es anging, Wackernagel aus seinen Briefen, den Reden, die er gehalten, und den Vorreden, in welchen er so gern sein Herz auszuschütten liebte, wie aus seinen sonstigen Schriften selbst zu Worte kommen und ihn so sich selbst geben zu lassen, damit das eigne Urtheil möglichst zurücktreten könnte. Alle mit Anführungszeichen versehenen Mittheilungen sind, wo nichts Anderes bemerkt ist, als solche Selbstzeugnisse Wackernagel's anzusehen.

Wenn von der nachfolgenden Darstellung dasselbe günstige Urtheil dem Verfasser ausgesprochen werden könnte, was ihm von competenter Seite mehrfach über den erwähnten Nekrolog zugekommen ist, dann darf er sich der freudigen Hoffnung hingeben, daß dieser Versuch, das Bild des Entschlafenen in großen Zügen und in reicherer Ausstattung zu zeichnen, nicht bloß von den zahlreichen Freunden und Schülern des Verewigten wird willkommen geheißen werden, sondern daß auch der weitere Leserkreis des deutschen Volkes dem Buch eine wohlwollende Aufnahme nicht versagen wird. Es galt nicht bloß, den eigenthümlichen Lebensgang, der durch viel Mühe und Kampf hindurchgegangen ist, bis zu seinem seligen Heimgang in die Ewigkeit darzustellen, sondern vor Allem sein Wirken und Schaffen für das deutsche Volk in Kirche und Schule, und seine Leistungen und bleibenden Verdienste auf drei großen Gebieten: auf dem der Naturwissenschaften, insbesondere der Mineralogie, der Pädagogik und der Hymnologie vor Augen zu führen; namentlich möchte der Verfasser auf Wackernagel's naturwissenschaftliche Arbeiten und die fruchtbaren Gedanken, welche er hier ausgesprochen, an dieser Stelle hinweisen dürfen. Seine Leistungen auf diesem Gebiet sind am wenigsten beachtet worden, weil später der Mineralog ganz hinter dem Pädagogen und Hymnologen zurücktrat; ja man hat meist wegen der Verschiedenartigkeit der von ihm beherrschten Gebiete auf verschiedene Persönlichkeiten geschlossen.

Der Verfasser dankt hiermit Allen, welche ihn auf seine Bitte mit Rath und That unterstützt haben.

Auch dem verehrten Herrn Verlagsbuchhändler Franke in Leipzig (Firma: Dörffling u. Franke) sagt der Verfasser für das bereitwillige Entgegenkommen, mit dem er auf seine Wünsche hinsichtlich des Druckes wie der Ausstattung — beides ganz im Sinne des seligen Wackernagel — und der Zugabe des Bildes eingegangen ist, seinen verbindlichsten Dank.

Im Anhang haben wir seinen Vortrag „über das deutsche Gesangbuch", der auf dem Bremer Kirchentage mit so allgemeiner Zustimmung aufgenommen wurde, unverkürzt hinzugefügt, als unmittelbaren Ausdruck seiner Persönlichkeit und als zusammenfassendes Glaubensbekenntniß gewiß willkommen.

Möchte denn die nachfolgende Darstellung ein Ehrendenkmal für den Mann sein, dem sein Herz von Jugend an geschlagen für sein liebes deutsches Volk und für die deutsche Kirche der Reformation; möchte diese seine Liebe auch aus der nachfolgenden Schilderung deutlich erkannt werden, und dieses sein Zeugniß nach seinem Tode noch lebendig fortwirken auf sein deutsches Volk und sein Gedächtniß ihm allezeit gesegnet bleiben.

„Der lutherischen Kirche Geduld. Dem deutschen Geiste Trost. Gott allein die Ehre!" Mit diesem Worte Wackernagel's übergeben wir sein Lebensbild seinem Volke.

Rostock, am Tage der Reformation, 31. Oct. 1878.

D. Ludwig Schulze.

Inhalt.

Seite

Erstes Capitel. **Berliner Kinderzeit.** 1

Elternhaus. Berliner Leben. Franzosenzeit in Berlin. Freiheitskriege. Schreckenszeit und Siegesfeier. — In der Bürgerschule. Auf dem grauen Kloster. In der Currende. Bei Jahn auf dem Turnplatz. Tod der Eltern.

Zweites Capitel. **Berlin.** Hartes Joch der Jugend. . . 12

In der Schreibfron. Jahn's Fürsorge. Im Plamannschen Institut. Besuch Karl v. Raumer's bei Jahn, Begegnung mit Philipp. — Gedichte: 1817 und Gebet Neujahr 1819. Jugendstimmung.

Drittes Capitel. **Breslau.** Das neue Elternhaus. . . . 21

Wanderung nach Breslau. Karl v. Raumer's Haus. Andere Stimmung. Baldige Trennung. Allein in der Fremde.

Viertes Capitel. **Breslau.** Turner's Lust und Leid. . . 27

Studien. — Verfolgung der Turner als Demagogen. Verhör und Stadtarrest. Stimmung und Lieder. Aus dem Briefwechsel. Bruder Wilhelm's Besuch.

Fünftes Capitel. **Halle. Berlin. Nürnberg.** Wander-, Lehr-, Dienstzeit. 39

Nach Giebichenstein bei Halle. Wieder bei v. Raumer. — Lieder. — Studien. — Fußwanderung mit v. Raumer über Stuttgart, Heidelberg und die Wartburg. Herbstwanderung bis an den Rhein. Erste literarische Arbeiten. Aus dem Briefwechsel mit den Geschwistern.

Wackernagel zur militärischen Dienstzeit nach Berlin. Studien und Gedichte.

Philipp zur pädagogischen Dienstzeit zu v. Raumer nach Nürnberg. Züge seiner pädagogischen Begabung. Promotion. Literarisches. Bekanntschaften.

Seite

Sechstes Capitel. **Berlin.** Erstes Amt und eignes Haus. 80

Wackernagel's Verhältniß zu Prof. Weiß in Berlin. Oberlehrerprüfung. Anstellung an der Gewerbeschule unter v. Klöden. — Schulleben. Seine Auswahl deutscher Dichtungen. Kirchenlieder. Offenes Bekenntniß. Handbuch deutscher Prosa. — Rede zur Jubelfeier des Augsburger Bekenntnisses 1830. Verlobung mit Auguste Harleß in Nürnberg. Doppelhochzeit daselbst. Häusliches Leben. Geselligkeit in und außer dem Hause. Studentenabend. — Saphir's Schnellpost und W.'s Otto Bellmann. — Schwabenstreich.

Siebentes Capitel. **Stetten in Schwaben.** Vereitelte Hoffnungen. 104

Uebersiedelung nach Stetten. Wirksamkeit am dortigen Privatgymnasium mit dem Schwager Strebel. — Einfluß auf die Jugend. Literarische Pläne. Das deutsche Kirchenlied. Deutsches Lesebuch. Ueber den Unterricht in der Muttersprache. Paul Gerhardt's Lieder. — Zahlreiche Bekanntschaften. — Das häusliche Leben. Kündigung. Auf dem Schloß zu Kalteneck. König Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen Beistand.

Achtes Capitel. **Wiesbaden.** Rüstiges Schaffen und muthiger Kampf. 117

Ruf an das Realgymnasium nach Wiesbaden. Schulthätigkeit. Freundschaftliche Beziehungen.

Das Revolutionsjahr 1848. Einwirkung auf die Schule; auf das Volk. Xenien.

Seine Vorbereitung des deutschen evangelischen Kirchentages. — Tröfteinsamkeit. Mahnung an das deutsche Volk. Berufung zum Director der Realschule in Elberfeld. Neue Wanderung.

Neuntes Capitel. **Elberfeld.** Schweres Kreuz und bittere Anfeindungen. 135

Zustände im Wupperthal und in der Schule. Einführung. Viel Krankheit. Wirksamkeit für die Ausgestaltung der Realschule. Die Zurückberufung nach Nassau abgelehnt. Kampf wegen der Orthographie. Conflict mit den städtischen Behörden. Abschied. — Häusliches Leben in Elberfeld. Literarische Arbeiten: Edelsteine. Goldene Fibel. Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes. Joh. Heermann's geistliche Lieder. Gesangbuchscommission für Elberfeld und für das deutsche Kirchengesangbuch. — Mineralogische Studien.

Seite

Zehntes Capitel. **Dresden.** Arbeitsvolle Ruhezeit. . . 170
Vorarbeiten zum deutschen Kirchenliede. — Aufruf zur Hülfe. — Oeffentliche Anerkennung. Dank an König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Ernennung zum Doctor der Theologie, und andere Auszeichnungen. Freundeskreis.

Eilftes Capitel. **Wackernagel als Naturforscher, insbesondere als Mineralog.** Natur und Offenbarung. Die ersten und die letzten Dinge. 172
Wackernagel's Stellung zu Werner, v. Raumer und Weiß. Mineralogische Arbeiten: Krystallnetze. Mineralogische Bruchstücke. Krystallogenie. Versuch einer wissenschaftlichen Blüthenlehre. Krystallographische Beiträge. Ueber den Kalkspath und Quarz. Abhandlungen zur Krystallographie. — Naturwissenschaft und Christenthum. Harmonice mundi. Gegner des Materialismus. Ueber die ersten und letzten Dinge: Schöpfung und Verklärung der Welt.

Zwölftes Capitel. **Wackernagel als Pädagog.** Humanität und Christenthum. Volksbildung. Haus und Schule, Kirche und Schule, Realschule und Gymnasium. 195
Wackernagel's pädagogische Ausbildung und Gaben. — Bildung durch das Christenthum und die Kirche. Kampf gegen den Rationalismus. Aufgabe der Schule. — Unterricht in der deutschen Sprache. Das Lesebuch. Goldene Fibel. Edelsteine. — Unterricht in den Naturwissenschaften, in der Weltgeschichte, in der Religion, im Zeichnen, Schreiben und Turnen.

Dreizehntes Capitel. **Wackernagel als Hymnolog.** Glaube und Kirche. Das Kirchenlied als geistliches Volkslied. Seine Geschichte. Das Gesangbuch. . . . 219
Wie wurde der Mineralog zum Hymnolog? Poetische Begabung. Sinn für's Volksleben. Deutsche Studien. Sein erstes hymnologisches Werk. Das deutsche Kirchenlied 1841. — Wesen des Kirchenliedes. Die Wissenschaft der Hymnologie. — Bibliographie zum Kirchenlied. Das Lebenswerk: das deutsche Kirchenlied in fünf Bänden. — Die Lieder Paul Gerhardt's, Luther's, Heermann's. — Beiträge zur niederländischen Hymnologie. — Das deutsche Gesangbuch überhaupt und sein „kleines Gesangbuch geistlicher Lieder“.

Seite

Vierzehntes Capitel. **Charakterzüge und häusliches Leben.** 246

Wackernagel als Glied des deutschen Volkes und der deutschen Kirche. — Verkehr. — Im Hause. — Frau und Kinder. — Schönheitssinn. Die Kunst im Leben und im Hause. — Hausandachten. — Sorge und Noth. — Der Freundeskreis.

Fünfzehntes Capitel. **Glaubenskampf bis an das Ende und seliges Scheiden.** 266

Lange Leidensjahre und fleißiges Arbeiten bis an das Ende. — Züge aus seinem Glaubenskampf. Seliges Scheiden.

Anhang. Ueber das deutsche Kirchengesangbuch. 273

Anmerkungen. 305

Berichtigungen.

S. 96 Z. 4 v. u. muß es heißen: Schede.
S. 164 Z. 4 v. u. = = = XIII.
S. 228 Z. 10 v. o. = = = J. P. Lange.
S. 230 Z. 6 v. o. = = = 1855.

Erstes Capitel.

Berliner Kinderzeit.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war aus Jena der Buchdrucker J. Wilhelm Wackernagel nach Berlin gekommen; in der Unger'schen Buchdruckerei hatte er reichlichen Verdienst gehabt und konnte, als er später Factor und Mittheilnehmer an einer anderen Officin geworden, daran denken, einen eignen Hausstand zu gründen. Am 24. Oct. 1790 wünschten ihm drei damalige „gute Freunde" mit einem sauber gedruckten und in Seide gebundenen Hochzeitsgedicht Glück „zu seinem Verbindungsfeste mit Demoiselle A. S. Schulze", unter dem Scherze, daß die Jen'schen Mädchen ihn verklagen wollen,

Die ganz entsetzlich böse sind,
Daß Du ein Weibchen Dir erkoren,
Die nicht Dein Vaterland geboren.

Sehr bald wurden die Zeiten infolge der französischen Revolution und durch die ausbrechenden Kriegsverhältnisse schwierig. Der Bürgerstand litt sehr darunter. Nachdem schon zwei Töchter geboren waren, wurde die Familie im Jahre 1800 durch die Geburt des ältesten Sohnes Philipp Carl Eduard erfreut, dem dann noch zwei andere Söhne, Karl und Wilhelm (letzterer am 23. April 1806 geboren), folgten. Mit dem Kriegsunglück 1806 begann der Druck der Franzosenherrschaft; der Nothstand in Berlin und auch im Hause Wackernagel's wurde immer größer. Die Druckerei hielt sich kaum, und was die im Goldsticken sehr geschickte Mutter dazu verdiente, konnte bei der Sorge für fünf Kinder auch nicht bedeutend sein.

Philipp war als ein sehr schwächliches Kind zur Welt gekommen. Trotz aller angewandten Mittel hatten die Eltern anfänglich wenig Hoffnung, daß ihr erster Sohn ihnen am Leben erhalten bliebe. Doch wurde ihre sorgsame Pflege über Bitten und Verstehen gekrönt. Je länger je mehr wuchs der Knabe leiblich und geistig zur Freude der Eltern und seiner Geschwister heran. Er war und blieb der letzteren Liebling und des Vaters Stolz. Dieser, ein betriebsamer und gebildeter Mann, war in der französischen Gewaltherrschaft mit dem unbesoldeten Ehrenamte eines Polizei-Commissarius betraut; doch hinderte es ihn nicht, sich mit aller Sorgfalt der Erziehung des geweckten Knaben zu widmen.

In den Straßen Berlins verlebte Philipp seine Jugendzeit. Die Kinder pflegen überall das Beste herauszusuchen. Auch eine in den engen Straßen und Räumen einer Großstadt verlebte Jugend hat ihre Reize, freilich meist eigenthümlicher Art. Es sind nicht bloß die alljährlich in gleicher Reihenfolge sich ablösenden Spiele: im Frühjahr Murmel, im Sommer Ball, im Herbst Drachensteigen, dann Schneeballen; zu allen Zeiten Zeckjagen und Versteckspielen in den Straßen und Winkeln der Häuser und auf den Höfen wie freien Plätzen. Soldat- und Kriegspielen der Knaben einer Schule oder Straße gegen die einer anderen fand mit besonderer Erregung namentlich in jenen kriegerischen Zeiten statt. Dazu kamen Ausflüge in die nächste Umgegend mit ihren Sandbergen und die Spaziergänge nach der Hasenhaide und dem damals noch nicht so zierlich angelegten, sondern mehr naturwüchsigen, nur an wenigen Stellen im französischen Geschmack verschönerten Thiergarten. Namentlich bot letzterer willkommene Ausbeute an Erd- und Himbeeren und Haselnüssen; aber auch in seinen abgelegenen buschigen Theilen einsame und zu allerlei Anlagen von Rasenplätzen, Gartenfleckchen, Höhlen u. dergleichen für die erfinderische Jugend um so mehr geeignete Orte.[1] Was aber eine Groß- und Residenzstadt Eigenthümliches bietet, ist das Mitleben mit den öffentlichen Ereignissen: was am Hofe vorgeht, die hervorragenden politischen Ereignisse, Neues im Gebiet des bürgerlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens ist geeignet, im erweckten Knaben Theilnahme zu erregen. „Wo etwas los ist" muß er dabei sein; etwas Neues muß auch er wissen, um es

mit nach Hause zu bringen. Exerciren, Paraden und Manöver der Soldaten, Besuche fremder Fürsten, öffentliche Aufzüge fanden nicht statt, ohne daß er dabei war. Zu den frühesten Jugenderinnerungen Philipp's gehörte jene Aufregung der leichtlebigen Berliner nach der Schlacht bei Jena: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ lautete die Mahnung des Gouverneurs der Stadt, und die Sicherheitsbeamten wie Philipp's Vater hatten dafür zu sorgen. Der Theaterpatriotismus bei der ersten Aufführung von Schiller's Jungfrau von Orleans war schnell verrauscht; was fliehen konnte, floh, was nicht, erlebte den Einzug Napoleon's, dessen Heer die Berliner Bürgergarde verächtlich ablöste und mit seinem Anhang der berüchtigten Löffelgarde die Bürger in ihren Quartieren drückte und schimpflich behandelte. Aber der leichtfertige, anfangs sogar franzosenfreundliche Sinn machte bald einer ernsteren Stimmung Platz; Schleiermacher's und Fichte's Reden, Hanstein's und Ribbeck's Predigten wirkten mit; nach zwei Jahren zogen die Franzosen ab, Schill und der König ein. Nun erfolgte die Regeneration des Heeres und der städtischen Verwaltung, die Gründung der Universität, — aber auch der Tod der Königin Luise. Mit dem großen Kometen von 1812 kam auch der Krieg und dann der „Aufruf an mein Volk“ mit seiner begeisterten Antwort in hohen und niederen Kreisen.

Auch in die Schulen drang die Aufregung. Neun Jahre alt kam Philipp in die Elementarschule. Seine ersten Zeugnisse „attestiren ihm zur Belohnung und Aufmunterung“, daß er sich als thätiger und betriebsamer Knabe, von aufgewecktem Geiste und von schnellem Fassungsvermögen, namentlich auch in der Religion, ausgezeichnet habe. Doch während er bisher stets im Besitz der Gewogenheit seiner Lehrer gewesen, muß ihm im Frühjahr 1813 gesagt werden, daß seine Aufführung nicht immer als Muster aufzustellen sei. Der Vater hielt früh auf eine vorzügliche Handschrift; die noch vorhandenen Neujahrswünsche an die Eltern sind für sein Alter Musterwerke der Kalligraphie in allerlei Schriftarten, schwarz und in Farben, in deutscher und französischer Sprache. In den Wissenschaften ward er hier so weit gefördert, daß er später als Kleinquartaner in das Gymnasium zum grauen Kloster aufgenommen werden konnte.

Wie bleibend der Eindruck jener Jahre gewesen, zeigt, daß Philipp noch bis in sein hohes Alter an diese Jugenderinnerungen und Erlebnisse mit jugendlicher Begeisterung zurückdachte. Nach dem Aufruf des Königs traten sofort 134 Schüler des Klosters, sogar 11 aus den unteren Klassen, die das nöthige Alter hatten, in die Reihen der Kämpfer. Es war eine begeisterte Bewegung, und gern erzählte Wackernagel später an den Gedächtnißfeiern des 18. October seinen Schülern[2] von dieser Begeisterung, von dem Auszuge der Schüler zum Kriegsheer, wie am 19. Februar die Kosacken vor Berlin erschienen, jene denkwürdige Kugel am Königsthor in die Stadt schossen, und ein einzelner Kosack, während die ganze Stadt noch voll Franzosen und Würtembergern lag, durch die Straßen mit rückwärts eingelegter Lanze pfeilschnell über den Schloßplatz jagte, bei den aufgestellten leichenblaß und wie Espenlaub zitternden Soldaten des Augereau'schen Corps vorbei, und ohne von der ihm nachgesandten Kugel eines Würtembergers getroffen zu werden, über die lange Brücke zum Königsthor glücklich zurückkam;[3] dann trafen größere Abtheilungen dieser seltsamen kleinen bärtigen Männer ein und lagerten am Schloßplatz und unter den Linden an der Sonnenseite bei der Akademie entlang.

Besonders groß war aber dann im Sommer die Aufregung, als nach der Schlacht bei Groß-Görschen wieder Alles, was fliehen konnte, die Stadt verließ, die Bürger zu den Verschanzungen Berlins herangezogen wurden und am 23. August die Kanonen von Großbeeren herübertönten; da lagen die Leute mit dem Ohr auf dem Erdboden, um dem Donner der Geschütze zu lauschen; Tausende zogen hinaus, um Nachrichten über den Verlauf der erst am Nachmittag beginnenden Schlacht zu hören; und als am nächsten Morgen die Botschaft vom Siege kam, war Niemand in der Stadt zu halten: Alles lief im Jubel hinaus, um die Sieger zu begrüßen, die Verwundeten zu erquicken und die Gefallenen zu beerdigen. Mit diesem Siege begann der Siegeslauf der Verbündeten. Am 6. September wurde Berlin zum zweiten Male durch den Sieg Bülow's bei Dennewitz gerettet. Es kam wieder eine Zeit ängstlicher Spannung. Die Heere zogen sich zusammen, um einen Hauptschlag zu wagen. Endlich wurde vom 16. bis 19. October

die Schlacht bei Leipzig geliefert. Ihr glänzendes Resultat wurde sofort der Residenz verkündigt und mit lautem Jubel begrüßt; am 24. October wurde in Anwesenheit des Königs das Tedeum gesungen; beim Dankgebet im Dom und auf dem Opernplatz fiel Alles auf die Kniee. Nie ist es wohl mit größerer Inbrunst geschehen.[1] Das Selbstgefühl des Volkes erwachte wieder; man hatte den Alp, der so lange die Brust beklemmte und jede Bewegung hinderte, glücklich abgewälzt.

Nachdem die Festtage vorüber waren, begann wieder die ernste Arbeit in der Schule, in seinem lieben grauen Kloster. Mit seinen vorzüglichen Anlagen und mit gleichem Fleiße war Philipp auf seine Ausbildung bedacht. In der vorgeschriebenen Zeit durchlief er die Klassen; von seinen noch aufbewahrten zehn Zeugnissen haben acht das Gesammtprädikat Nr. 1: vorzüglich zufrieden, zwei Nr. 2: zufrieden. Der Vater konnte es bei der ersten Versetzung nicht unterlassen, zu seiner Unterschrift unter das gelesene Zeugniß ein Bravo! hinzuzufügen. Das Kloster hatte damals unter des ältern Bellermann Leitung an den oberen Klassen ganz vortreffliche Lehrer für die klassischen Sprachen. Aber nur wenige waren in den unteren von Autorität und sittlich erziehendem Einfluß. Viele wußten sich kaum in der bis in ihre Tiefen bewegten Zeit, die den Freiheitskriegen folgte, zurecht zu finden, konnten nur nothdürftig bei der aufgeregten Jugend die Disciplin aufrecht erhalten. Hierzu waren tiefere religiöse Grundlagen nöthig. Zur Pflege religiöser Entwicklung konnte damals von Seiten des Gymnasiums kaum etwas geschehen. Der Director ging nach altem Herkommen mit unverkennbarem Herzensanliegen halbjährlich einmal durch sämmtliche Schulklassen, um zur gemeinsamen Theilnahme an der Feier des heiligen Abendmahles zu ermuntern und die Theilnehmenden zu verzeichnen. Dann versammelte er alle vor der Beichte zur Anhörung einer väterlichen Ansprache und ermahnte uns jedesmal unter Thränen zur Zucht und Frömmigkeit. Doch blieb uns, schreibt einer seiner Mitschüler, diese Rührung meist äußerlich gegenüber stehen, sie kam weniger aus der Tiefe und konnte nicht recht in die Tiefe dringen, uns nicht den Fluch der Sünde, die Heiligkeit der Ordnungen Gottes fühlbar machen. Sonst bin ich mir religiöser

Einwirkungen durch die Schule nicht bewußt. In Quarta härmte sich der Lehrer vergeblich ab, in den Religionsstunden einige Aufmerksamkeit zu gewinnen, während die Mehrzahl der Schüler unter Tisch und Bänken ungestört allerhand Kurzweil trieb. Er stellte uns dann als Ferienaufgabe, nachzudenken, was er doch thun könne, um mehr Aufmerksamkeit bei uns zu finden.[5]

Durch die Rückkehr derjenigen Schüler, die in dem Kriege nicht ihr Leben gelassen (von den 134, die ausgezogen, waren neun den ehrenvollen Tod für König und Vaterland gestorben), die zum Theil mit dem eisernen Kreuz oder mit dem russischen St. Georgsorden geschmückt, und von welchen 28 das Officier-Patent erhalten hatten,[6] „braun und bärtig, erfahren in ungewöhnlichen Dingen, einige mit vernarbten Wunden",[7] empfingen die anderen Schüler einen gewaltigen, meist heilsamen Eindruck; sie waren stolz, mit diesen Vaterlandsvertheidigern gewürdigt zu sein, jetzt für's Vaterland gemeinsam die Arbeiten des Friedens zu treiben. Am 3. October 1814 wurde in dem mit vielen Bildern aus Venedig geschmückten großen Hörsaale die Tafel feierlich enthüllt, welche die Namen der Gefallenen dem Andenken der späteren Generationen überliefert. Die Siegestage wurden seitdem durch Redeactus gefeiert, um die Erinnerungen lebendig zu erhalten. Im Frühjahr 1815 stellte die Anstalt nochmals 64 Schüler, von denen acht Philipp's Klassenschüler waren; alle kehrten dieses Mal aus dem siegreichen Kampfe zurück.[8]

Bei der Ueberfüllung der unteren Klassen war an methodische Fortbildung und wirksamen Einfluß der Lehrer nicht viel zu denken. Nur Selbstthätigkeit brachte die begabten Schüler vorwärts. So wurde auch Philipp regelmäßig versetzt, ungeachtet er seine freie Zeit nicht völlig den Aufgaben der Schule widmen konnte.

Dem Vater war es unmöglich, bei dem in der Kriegszeit so geringen Verdienste das theure Schulgeld für seine drei Söhne aufzubringen. Er sah sich genöthigt, da die Anstalt nicht, wie er im Hinblick auf ihre mancherlei Stiftungen gehofft, Freistellen gewähren konnte, die beiden ältesten Söhne Philipp und Karl in die „Currende" eintreten zu lassen. Sie war ein seit uralten Zeiten — schon Luther finden wir zu Erfurt in derselben — in allen Städten bestehender Sängerchor aus Schülern, daher

auch gewöhnlich „die Schüler“ genannt. Hier in Berlin mit den meisten Gymnasien verbunden, bestand dieser Sängerchor aus Gymnasialschülern. Unter Leitung eines Präfecten als Cantor, sangen sie am Sonntage, an den freien Nachmittagen Mittwochs und Sonnabends gegen einen bestimmten Beitrag oder sonst auf Bestellung bei Festlichkeiten, besonders bei Begräbnissen, und um die Weihnachtszeit täglich Abends vor den Häusern oder auf den Höfen geistliche Lieder — und zwar die des Klosters in der Altstadt Berlin und seiner Vorstädte. Von den Einnahmen bezahlten die Mitglieder das ihnen sehr ermäßigte Schulgeld, verdienten sich noch ein kleines Taschengeld und bekamen als arme Schüler meist auch die nöthigen Schulbücher und Freitische.

So recht aus eigener Erfahrung schreibt Wackernagel später:[9] „In Thüringen und dann hinunter durch einen großen Theil Norddeutschlands war es Sitte und ist es zum Theil noch, daß die Sänger des kirchlichen Chors an einigen Tagen in der Woche auch auf den Straßen sangen und dafür aus den Häusern kleinen Lohn bekamen, der gesammelt und alle Vierteljahre unter sie vertheilt ward. Der Chor bestund aus ärmeren Schülern des Gymnasiums. Was mag die Ursach gewesen sein, daß man in etlichen Städten diese schöne Einrichtung abschafft? Vielleicht daß der Gesang der Chorschüler sich allmählich verschlechtert hatte, vielleicht daß die Vorsteher größerer Städte der Meinung geworden, dieses öffentliche Singen sei gleich den öffentlichen Spielen der Jugend und den öffentlichen Aufzügen, kurz gleich allem Oeffentlichen, das Gehalt und Poesie verrathe und nicht im bloßen Treiben der Geschäftswelt bestehe, ein Flecken in der Physiognomie einer gesetzten Stadt, vielleicht auch daß die Neigung, überhaupt alle sogenannten Reste des finstern Mittelalters wegzuräumen, den armen Chorschülern nicht günstig war. Ich glaube, daß da, wo die Einrichtung noch besteht, die Stadt einen wahren, durch nichts zu ersetzenden Segen an ihr hat, und daß es nur nöthig ist, den Chor mit Ernst und Eifer für den Dienst der Kirche zu erziehen und zu üben, um ihn auch für jenen öffentlichen Gesang immer geschickter zu machen. Wie schön ist es, daß denen, die danach nicht gehen können, Gesang und Lieder gebracht werden, daß namentlich Kinder und Dienstboten

diese Freude haben, und daß den Bürger in seiner Werkstätte der schöne feierliche Gesang überrascht, als schiene plötzlich die Sonne durch das Fenster. Wie schön, wenn ein kirchlicher Sängerchor gerufen werden kann, am Grabe zu singen. Ueberhaupt fehlt es unserer Kirche an öffentlichem Leben. Wo die Chorschüler nicht mehr singen, bekommt Niemand das Wort Gottes auf der Straße zu hören; kein feierlicher Umzug der Gemeinde, im Frühjahr oder zur Erntezeit kein gemeinschaftlicher Kirchgang, auf dem unsere Lieder erschallen. Gewiß, wo nicht der kirchliche Gemeindegesang, beides der Chorgesang und der Volksgesang, auch im Freien ertönt und Stätten und Wege heiligt, da hat das evangelische Kirchenlied seine Bestimmung zu einem großen Theil noch nicht erfüllt, es hat das Gebiet noch nicht für sich gewonnen, auf welchem zu Luther's Zeiten das deutsche Lied in katholischen Gegenden Geltung hatte. Wir können unsere Kirche von dem steifen, unpraktischen Rationalismus nicht freisprechen, vermöge dessen sie, statt das natürliche Leben und die Geschäfte des Tages zu heiligen, diesem Allen am liebsten aus dem Wege geht und es der bloßen Weltklugheit und selbstsüchtigen Berechnung überläßt." [10]

Dieses Chorsingen nahm natürlich viel Zeit in Anspruch; um so mehr sind Philipp's treffliche Schulzeugnisse ein Beweis, daß er in kürzerer Zeit das Gleiche zu leisten vermochte, als andere Schüler ohne diese Zeitverkürzung. Ob er Luther's Wort über diese Currendesänger damals gekannt hat? „Verachte mir nicht die Gesellen —, das werden oft die besten, gelehrtesten und vornehmsten Leute. O verzaget nicht! ihr guten Gesellen — manchem unter euch ist ein Glück bescheert, dahin ihr jetzt nicht denket; allein seid fromm und fleißig." Beides war Wackernagel und dies blieb nicht ohne Segen. Eines seiner vorzüglichen Zeugnisse hebt es besonders hervor, daß er auch bei seinen Chorgeschäften sehr regelmäßig im Klassenbesuch gewesen. Seine Zeugnisse rühmen nicht bloß sein wissenschaftliches Streben in allen Gegenständen, sondern auch seine Fertigkeiten im Schreiben und Zeichnen. Hatte er nun aber auch durch die Chorumgänge schon viele körperliche Bewegung, so „trabte" er doch gern an den freien Nachmittagen im Sommer mit seinen Brüdern hinaus nach der Hasenhaide auf den Turnplatz, wo der Klosterlehrer Friedrich Ludwig Jahn

seit dem Jahre 1811 die Schüler der Anstalt an den freien Tagen zum Spielen und zu kräftigen Leibesübungen versammelte. Hier wurde, wie Jahn es mit seinem neu erfundenen Wort bezeichnete, „geturnt". Trotz aller anfänglichen Gegner ließ er sich nicht beirren. Zu den Klosteranern kamen die vom Werder'schen Gymnasium. Er wußte die Jugend zu fesseln, und zwar nicht bloß für diese Uebungen, sondern auch für ein höheres, reineres Streben und für die ruhmreiche Geschichte des deutschen Volkes zu begeistern; die älteren, die es vorzogen, statt ein Studentenleben schon vorwegzunehmen, ihm sich anzuschließen, machte er zu seinen Vertrauten; er sprach auf den Turnfahrten durch die Umgegenden von Berlin von dem Elend des Franzosendrucks und der erlittenen Schmach, in rührender Hoffnung auf die Wiedererhebung Deutschlands; er flößte ihnen Begeisterung für König und Vaterland ein, Abscheu vor Weichlichkeit und Luxus; er hielt sie an zur Einfachheit in der Kleidung wie in der Lebensweise; vertrauliche Gemeinschaft mit allen Knaben der verschiedenen Stände, sofern sie gleiches Streben hatten, war die Folge; Alles nannte sich Du. Nicht bloß auf die Reinigung der Sprache von allen, namentlich französischen Fremdwörtern wurde gesehen, sondern auch auf die der Sitten; ja es ging ein religiöser, christlicher Geist von ihm aus. „Jahn war der erste", schreibt Ranke, „von dem ich den Herrn Christus im gewöhnlichen Umgang den Heiland nennen hörte. Es berührte mich ganz eigen; aber es machte mir Freude, daß er sich dieses theuren Namens bediente, der bei uns so verschollen war." Aus diesen Kreisen waren nach dem Vorbilde Jahn's zahlreiche begeisterte Kämpfer in den großen Krieg gezogen. Als junge Männer, die die Welt gesehen und den großen Entscheidungen in der Nähe beigewohnt, waren sie zurückgekehrt. Die Ereignisse hatten mehr als ein Erzieher an ihnen gewirkt. Die Schule des Lebens hatten sie zuvor durchgemacht, nun sollte das Leben der Schule sie noch für das Leben schulen. Mit neuem Eifer und unter allgemeinstem Beifall nahm Jahn die Bildung der Jugend durch das Turnen wieder auf; selbst gereift und vertieft und von der Nothwendigkeit wie Heilsamkeit desselben innig durchdrungen. Hervorragende Männer, besonders Officiere, welche die Berliner Jugend im Felde gesehen, Blücher, Boyen u. a.,

v. Raumer, Steffens wurden, auch wenn sie nicht Alles so wie Jahn es trieb billigten, doch gewonnen und waren Förderer des Turnwesens. Im Sommer 1814 wurde fleißig an der Verbesserung des Turnplatzes wie an der turnerischen Ausbildung der Jugend gearbeitet und am 15. October desselben Jahres brannten zum ersten Male am Abend die Octoberfeuer rings um Berlin auf den Anhöhen; durch Gesang und Festrede wurde ein Dankfest für den Sieg gefeiert, und am Tage nachher in Gegenwart von zehntausend Berlinern und in Anwesenheit der Prinzen und Prinzessinen auf dem weiten Platze ein öffentliches Schauturnen mit allen Uebungen abgehalten.

An diesem Feste nahmen auch die Gebrüder Wackernagel Theil. Der Vater hatte selbst seine Söhne Jahn zugeführt, der besonders an Philipp, dem schlanken, hochgewachsenen und schönen Jüngling mit dem edlen Angesicht und hoher Stirn und wallendem Haar sein Wohlgefallen hatte. „Ich ward", sagt Wackernagel später, „auf dem Berliner Turnplatz ein Liebling Fr. L. Jahn's." Das Wohlgefallen war gegenseitig. Mit ganzer Lust trieb Philipp das Turnen. Neben den mit frommer Andacht gesungenen geistlichen Liedern des Chorschülers wurden nun die patriotischen Lieder Arndt's, Schenkendorf's, Körner's und anderer mit heiliger Begeisterung angestimmt. Auf dem Turnplatz wie auf den Wanderfahrten durch Berg und Wald, unter heißen Thränen über die Noth der Zeit wurden sie gelernt, und was in ihnen an Sitte und Ehre und Zucht mahnend oder gelobend ausgedrückt war, auch im Wandel geübt und gepflegt. Aus Philipp wurde seitdem verdeutscht Roßlieb, wie er sich und die Seinen nun ihn nannten. Es war nicht gemeine Selbstliebe, welche bei ihnen herrschte, sondern die höhere Idee des Vaterlandes und einer brüderlichen Gemeinschaft Aller hatte die Vaterlandsliebe geweckt und der aufgewachte religiöse christliche Geist sie auch meist geweiht. Man versenkte sich in die Geschichte des deutschen Volkes; seine Sprache, Kunst und Lieder wurde der Gegenstand des Forschens und begeisterter Hingabe in der jugendlichen Liebe. Die körperlichen Uebungen vertrieben die leibliche Verzärtelung; freiwillige Beschränkung auf alles Nothwendige in Kleidung, Speise und Trank, Zucht und Keuschheit, waren Tugenden, welche die Grundlage bildeten für die höheren Tugenden der Tapferkeit, Mann-



haftigkeit, Wahrhaftigkeit, auch darin stets die Wahrheit zu sagen. Daß es hier vielfach nicht an Uebertreibung, Einseitigkeit, Sonderbarkeit fehlte, daß die Geradheit zur Grobheit, die Wahrhaftigkeit zur Rücksichtslosigkeit, die Festigkeit zur Härte und zum Eigensinn wurde, darf nicht verwundern. Auch bei Philipp findet es sich; ungewöhnliche Charaktere neigen viel leichter zur Einseitigkeit. Ein besonderer Vorzug war, daß sich hier in turnerischen Kreisen Freundschaften bildeten, und daß so meist für's Leben ein Herzensbund geschlossen wurde; es war nicht bloß schwärmerische Liebe, welche die Herzen verknüpfte, sondern eine auf der Wahrheit ruhende, die auch zur Heiligung antrieb und die Lüste der Jugend verbannte, die zum Fleiß und guter Sitte anspornte.[11] Die Begeisterung für's Vaterland und für die idealen Güter des Lebens heiligte die Freundschaft und diese weckte jene. Es war dies die Blüthezeit im Jugendleben Philipp's. Da starb sein Vater am 11. November 1815.

Es war dem Vater schwer, seine Söhne zu erhalten. Nach der Confirmation hatte er schon verschiedene Versuche gemacht, den ältesten Sohn gegen dessen wie seinen Willen, aber im Gehorsam gegen die Nothwendigkeit, zu einem praktischen Berufe zu bestimmen. Wegen seines besonderen Zeichentalentes hatte der Vater ihn auf die Porzellanmanufactur bringen wollen; der Knabe wurde aber als noch zu jung nicht angenommen. Später versuchte der Vater seine Aufnahme in ein Schullehrerseminar zu erwirken. Da veränderte sich die äußere Lage des Vaters. Das seit der Franzosenzeit mit Umsicht und Anerkennung unbesoldet geführte Ehrenamt hatte ihn bei den Behörden bekannt gemacht und man stellte ihn jetzt mit einem nicht unbedeutenden Gehalte fest an. Jetzt war die Freude groß. Des Sohnes Wunsch und des Vaters Hoffnung, ihn noch länger auf dem Gymnasium zu lassen, damit er sich dem Studium widme, konnte nunmehr auf Verwirklichung rechnen. Der schwer erkrankte Vater lebte vor Fröhlichkeit fast wieder auf; von dem ersten Gehalt wurde die Familie neu gekleidet; aber schon nach wenigen Tagen stand man am Grabe des Vaters. Nun waren alle Hoffnungen vereitelt. Da Vermögen gar nicht vorhanden war, und auch die Mutter mit ihrer mühsamen Kunst trotz der Beihülfe der älteren Tochter die

Mittel nicht erschwingen konnte — ja da auch die Mutter sehr bald hernach starb, und so die fünf Kinder zwiefach verwaist waren, blieb nichts anderes übrig, als daß die beiden ältesten Söhne die Anstalt verließen.

Zweites Capitel.

Hartes Joch der Jugend.

War die Schulzeit auch schwer; hart und drückend äußerlich und innerlich wurde die nunmehr beginnende Zeit seiner Jugend. Die Mutter mußte sich in den Willen des Vormundes finden; Philipp sah die Nothwendigkeit ein, daß er, um in einen praktischen Beruf überzugehen, abgemeldet wurde. Mit einem ehrenvollen Zeugniß ging er, $16^1/_4$ Jahr, zu Weihnachten 1816 aus Großtertia ab. Der Vormund, ein Criminal-Commissarius, der nach seiner militärischen Dienstzeit in dieses Amt gekommen war, schlug ein doppeltes vor: er sollte Artillerist werden, was er selbst gewesen war, sein Lieblingsberuf, — oder wenn dieses nicht, Schreiber, wozu seine schöne Handschrift ihn besonders befähigte. Zu ersterem war Philipp noch zu jung, letzteres mußte er ergreifen. Er kam zu einem Justizrath, wo er täglich von früh bis Abend zu schreiben hatte und dafür monatlich sechs Thaler verdiente; sein Bruder Karl ging in die Lehre zu einem Lackirer. Während Wackernagel in späterer Zeit stets mit Freuden seiner Schulzeit gedachte, kann er nur mit dem innersten Widerwillen an diese „Schreibfron“ denken: zitternd in den Nachwehen jener Erfahrungen.

Drei Jahre später, als derselbe Vormund auch für den jüngsten, Wilhelm, nichts besseres weiß, als ihn zu einem Schreiber zu machen, beschwört Philipp die Schwestern und auch den Bruder in einem gewaltig ernsten Briefe, davon abzustehen. Wilhelm hatte ohne Erlaubniß des Directors einen Besuch bei Philipp gemacht, und mußte deshalb die Anstalt, das Kloster verlassen. „Was ich Dir“, schreibt der ältere Bruder, „über

Deinen dummen Streich schon auf der Reise sagte, wiederhole ich nicht, denn Du wirst es gedenken und von Neuem zur Einsicht bringen. Ich mache Dir nun keine Vorwürfe mehr. Nimm meinen Rath. Zuerst muß ich den Schreibgedanken für einen Teufelsgedanken erklären! Bist Du nicht durch mich gewarnt und gewitzigt? Willst Du vielleicht wie eine matte Fliege im Tintenfaß ersaufen? Es ist so scheußlich, so über alle Maßen fürchterlich, diese Schreibfron, daß ich nicht weiß, was ich sagen soll. Du ahnst es nicht, es ist nicht möglich, auf wie schreckliche Weise sich aller Stolz und jede menschliche Hoheit, die Gott giebt, hinausschreibt aus dem Herzen. — Es ist als streuten die Schreiber auf jede nahende rechte Freude einen dicken Streusand und legten auf jeden edlen Gedanken ein Löschblatt, oder schlügen Alles, was sich im Herzen etwa kühn und gewaltig rührt, um wie einen neuen Bogen. Diese hindämmernden Copisten — wenn sie Morgens 8 Uhr kommen, so legen sie den Hut hin; danach gehen sie zu einem Schränklein, es sind darin Fächer, ein jegliches bestimmt zu verschiedenen Papieren. Sie nehmen aus dem einen Fache die Bogen. Danach setzen sie sich, — es wird eine Feder geschnitten, ein Bogen zur Noth beschnitten —, das Denken abgeschnitten, der Geist in Falten gelegt, die Lebensflügel eingespannt, wenn noch welche da sind, — und nun geht's los, langsam, denn jede Dauerarbeit will ihren Takt, der keine Uebereilung leidet. Es liegen da Bogen und auf den Bogen Worte — —. Hilf Himmel! was soll ich denn sagen? wie soll ich das Schreiben recht verdammen. — Wilhelm, Wilhelm! bedenke das! Es ist gut, daß Du solches mir geschrieben. Glaube mir, ich ward anfänglich irre an Dir — aber es ist unmöglich — Du und die lieben Schwestern, Ihr konntet den Gedanken nicht schaffen; der ist wo anders hergekommen. Damals bei mir kam er auch halb von anders her! Mich hatte er beinahe zum Falle gebracht! — Ich kann nichts mehr darüber schreiben — das Herz möchte mir brechen! — Wilhelm soll studieren, denn es ist offenbar der unverkennbare Gottesberuf, und nach unserem besten Wissen, wie nach seinem eignen, würde ihm ein anderes Vornehmen und Treiben alle Lebenskraft nehmen und alle Lebensluft austreiben."
— Auch noch später dachte er nur mit Ingrimm an diese Zeiten:

jedesmal wenn er als Director Reinschriften, Acten, Listen u. a. an die Behörden zu schreiben hatte. Und doch wie viel anderes hatte er abzuschreiben; man denke an die Liedersammlungen. Aber freilich auch welch' ein Unterschied!

Die eigne Erfahrung war die Rettung für den jüngeren Bruder. Aber sie war sauer und hart erkauft. Den Tag über das geisttödtende Abschreiben! Aber zwiefache Erholung gab es für Philipp. Durch Freunde und Rathgeber ward er in den Stand gesetzt, wenn die Dienstzeit um war, noch privatim in allen Fächern weiter zu arbeiten, und dann — das Turnen. Letzteres durfte er an den freien Nachmittagen und Abenden wie am Sonntage fortsetzen und mit um so größerer Lust, als hier die Luft der Freiheit wehte und seinem strebsamen Gedanken wohlthat. Jahn hatte ihn von Anfang an lieb gewonnen. In dem mehrjährigen Umgang hatte er des Knaben Sinn und Geistesart kennen gelernt. Nach des Vaters Tode nahm er sich desselben an. Er unterrichtete ihn; gab ihm sonst Anleitung; half in jeder Weise; er vermittelte endlich seine Aufnahme in das Plamann'sche Institut und bahnte ihm dadurch einen etwas leichteren Weg zur Erreichung seines Zieles, zu den höheren Studien.

Plamann war nach Vollendung seines theologischen Studiums auf Pestalozzi gewiesen und hatte bei diesem in der Anstalt zu Burgdorf zwei Jahre verweilt; mit Liebe von jenem überhäuft, war er sein begeisterter Anhänger geworden, und suchte dann in Berlin zum ersten Male in seinem Privatinstitut dessen Grundsätze zu verwirklichen. Er bekam zu diesem Zwecke vom Ministerium Unterstützungen, wesentlch dadurch, daß ihm einige Lehrer frei gehalten wurden; die erste öffentliche Prüfung erregte ungemeines Aufsehen; die Folge war, daß er ein Pensionat errichten mußte, in das ihm die angesehensten Männer und Staatsbeamten ihre Söhne anvertrauten (auch der Fürst Bismarck gehörte später eine Zeit lang dieser Anstalt an). Es herrschte, wie v. Klöden, der selbst Lehrer hier war, bezeugt,[12] ein vortrefflicher Geist in der Anstalt, ein Geist des frischesten Lebensmuthes, der freudigsten Hoffnung, der hingebenden Vaterlandsliebe, der ungeheuchelten Gottesfurcht und Frömmigkeit und des wissenschaftlichen Lerneifers. Lehrer und Schüler lernten mit gleicher Freudigkeit und bildeten eine gemeinsame große Fa-

milie, die durch gegenseitiges Wohlwollen eng verbunden war. Ein ausgezeichnetes Lehrercollegium, durch ihn für Pestalozzi's Grundsätze begeistert, trug wesentlich zum Gedeihen der Anstalt bei. Freilich wurden diese tüchtigen Kräfte auch stets bald in andere Stellungen berufen. Zu diesen gehörten: Karl Friedr. Friesen aus Magdeburg, der in Berlin Baukunst und Mathematik studierte, und als Officier im Lützow'schen Freicorps von bewaffneten Bauern in Belgien erschossen wurde; sodann Jahn, — Harnisch, später Seminaroberlehrer in Breslau und dann Director in Weißenfels; Eiselen, später als Turnlehrer in Berlin bekannt. Durch Jahn wurde Wackernagel mit dem 1818 zum Professor ernannten Professor Plamann bekannt. und von diesem als freigehaltener Lehrer und zugleich Schüler in die Anstalt aufgenommen, so daß er von hier aus seine Studien fortsetzen konnte. Mit bewunderungswürdigem Fleiß lag er in seiner Freizeit ihnen ob; es war abgesehen von gewissen Anleitungen eine Selbstbildung, die er sich aneignete; in nicht ganz drei Jahren war er soweit, die Prüfung zum Besuch der Universität abzulegen. Für alle diejenigen, welche nicht in einem Gymnasium diese Prüfung gemacht hatten, bestand eine besondere Prüfungscommission; damals unter Leitung des Ober-Consistorial-Rath Nolte; den schriftlichen Clausurarbeiten folgte unmittelbar die mündliche Prüfung. Damit war denn ein großer Schritt gethan. Aber — woher die Mittel zum Studium? Doch auch diese sollte er dem Turnplatz verdanken, insonderheit seinem treuen Jahn.

Wie schon erwähnt, zeichnete sich Philipp durch seine schöne Gestalt vor seinen Genossen aus; er zog Aller Augen auf sich. So erzählt Ranke[13] von seiner Begegnung bei Jahn. Letzterer kam von einer großen Turnfahrt 1818 aus Frankfurt a. d. O. zurück. Ranke, der hier bei seinem Bruder Leopold studierte, wollte ihn kennen lernen; er eilte den Turnern nach und traf sie eine Meile von der Stadt gelagert. „Jahn stand und hatte mit seinen Adleraugen mich schon von fern heraneilen sehen. Er trocknete mir den Schweiß von der Stirn und sagte: „„Das hast Du gut gemacht"". Ein Wort gab das andere; endlich sagte er: „„Wie wäre es, wenn Du mit uns nach Berlin gingest? Dort kannst Du alles mit eigenen Augen sehen, wir wollen Dich ein-

turnen."" Bis Köpenick, drei Stunden vor Berlin, waren die Berliner Turner ihnen entgegengekommen. „Auf einem freien Platze wurden Turnspiele vorgenommen, bei denen ich die Gewandtheit, wohl auch die Schönheit der jungen Leute bewunderte. So zeigte mir Jahn einen schlanken, hochgewachsenen Jüngling mit edlem Angesicht, der mir einer der gewandtesten und kräftigsten Turner zu sein schien." So lernte Ranke seinen späteren Mitarbeiter kennen. Jahn sagte ihm, ähnlich sei die Gestalt jenes Friesen gewesen, mit dem er wie oben erwähnt bei Plamann unterrichtet hatte und später in's Feld gezogen war. Wie Arndt und Schenkendorf diesem edlen Helden in ihren Liedern ein schönes Denkmal gesetzt, so auch Jahn, was wir nur deshalb hier erwähnen müssen, weil er ihn nach Wackernagel geschildert hat. Es war nicht ein Ideal, das er in seinem Buche: „Deutsche Turnkunst" von einem deutschen Jüngling gezeichnet: „Friesen war ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendschöne, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher; eine Siegfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden, den Jung und Alt gleich lieb hatte, ein Meister des Schwerts auf Hieb und Stoß, kurz, rasch, fest, fein, gewaltig, und nicht zu ermüden, wenn seine Hand erst das Eisen faßte; ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und zu reißend; ein reisiger Ritter, in allen Sätteln gerecht; ein Sinner in der Turnkunst, die ihm viel verdankt." Jahn faßte die Turngesetze kurz dahin zusammen: „Tugendsam und tüchtig, rein und ringfertig, keusch und kühn, wahrhaftig und wehrhaft sei sein Wandel. Frisch, frei, fröhlich und fromm — ist des Turners Reichthum."

Dieses vierfache F war bei Wackernagel keine bloße Redensart, wie dies uns sehr bald seine Briefe und Lieder zeigen werden; die leibliche Uebung ist wenig nütze, aber die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Jenes sollte er bald erfahren. In der Armuth an irdischen Gütern war er reich in seinem Gott und Heiland; und Gott schloß ihm manches Haus auf, das sich seiner hülfreich annahm. So das Reimer'sche in Berlin, wo er auch Unterricht ertheilte; namentlich aber auch Jahn's. Hier waltete neben dem derben und muthigen Mann die fromme und sanfte Frau; „in

ihrer Nähe zeigt er nur Zartheit, die man nicht von ihm erwartet hätte. Seine Mutter, die er zu sich genommen, war ihm ähnlich: von ihr hatte er wohl sein kraftvolles offenes Wesen geerbt und wahres Christenthum achten gelernt." Später schreiben die Brüder, als Jahn aus Berlin verwiesen war, wie sie die alte Mutter am Geburtstage mit Kuchen und Blumen erfreut und ihr am Abend vorgesungen: „Mir nach, spricht Christus, unser Held." Ebenso lernte er hier den Jahn sehr befreundeten Gardehauptmann Rudolf von Plehwe kennen, der seinen Soldaten in seinem Zimmer die Bibel zu erklären pflegte. — Von den vielen anderen die schon genannten Theologen: Liebetrut, Sybel, Bachmann, besonders aber den drei Jahre älteren Maßmann; mit den beiden letzteren war er auf's Innigste während der ganzen Zeit seines Lebens verbunden.

In Jahn's Hause verkehrte Wackernagel viel. Hier war es auch, wo Karl von Raumer, der Breslauer Professor und Bergrath, im Jahre 1819 auf seiner Reise, die er nach Berlin gemacht, um seine Versetzung zu betreiben, Jahn besuchte; „während unserer Gespräche", erzählt er,[11] „war ein Jüngling gegenwärtig, der ganz schweigend am Klavier stand, dann auch schweigend sich entfernte. Auf meine Frage, wer er sei, sagte Jahn, der junge Mann heiße Wackernagel, seine Eltern seien todt, seine Lage höchst betrübt; es sei nur zu wünschen, daß er von Berlin wegkomme. Schick ihn zu mir nach Breslau, sagte ich. Es war der erste Anknüpfungspunkt; seit 44 Jahren lebte er von da an bald mit uns, bald fern von uns immer als unser eigner lieber Sohn."

So war die harte und schwere Jugendzeit mannhaft durchgekämpft. Ungeachtet die beiden Schwestern mit ihrer Hände Arbeit durch kunstfertiges Goldsticken nach Kräften auch dem ältesten — dem bevorzugten Lieblingsbruder — gern beigestanden, so war es doch dem Bruder selbst schwer, das von ihrem sauren Schweiß, oft bis tief in die Nächte, Erarbeitete für sich zu nehmen; er sorgte für sich so viel es ging durch Unterrichtgeben, damit dem jüngsten ein leichteres Loos zu Theil werde. Er hat die Erfahrung aber in diesen seinen engen Verhältnissen bestätigen dürfen, daß es ein köstliches Ding ist, das Joch in seiner Jugend tragen zu lernen. Wenn unser Leben köstlich ist, so ist es Mühe

und Arbeit gewesen; doch aber hat weder die Armuth noch die Arbeit ihm die Jugendfreude genommen; freue Dich, Jüngling in Deiner Jugend, hatte er früh gelernt, aber auch: laß Deinen Augen meine Wege wohlgefallen. Die Festigkeit und Selbstständigkeit des Charakters, dem keine Schwierigkeiten unüberwindlich sind, und die Gewißheit seines Heilsglaubens, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, die nach dem Vorsatz berufen sind, — hat sich schon in diesen Zeiten für ihn herausgebildet; er behielt das hohe Ziel, dem er zustrebte, fest und unentwegt im Auge, strebte ihm im Ringen mit den Verhältnissen des Lebens ernst zu, und des HErrn Gnade fügte es, daß nicht bloß er, sondern auch sein jüngerer Bruder Wilhelm dasselbe erreichte, unbeneidet von Bruder Karl, der es gern einräumte: Wilhelm muß studieren, er ist doch der klügste von uns.

Das Jahr 1819 war also entscheidend für seinen Lebensgang. Seine allgemeine Bildung hatte ihren ersten Abschluß gefunden. Seine Herzensgesinnung drückte er in zwei Gedichten aus, das eine vom Jahre 1817, das früheste das geblieben, das andere zu Anfang dieses Jahres, die beide, wie wir sehen werden, auch noch in anderer Beziehung später bedeutsam wurden:

1817.

Wer nie geliebt, der liebe jetzt.
Die Zeit der Liebe ist erschienen.
Und einer soll dem andern dienen
In Liebe Herz an Herz gesetzt —
Wer nie geliebt, der liebe jetzt.

Wer nie geglaubt, der glaube jetzt.
Der Herr ist unter uns gewesen,
Kannst seines Werkes Schrift Du lesen,
Der Wunder, die er that zuletzt?
Wer nie geglaubt, der glaube jetzt.

Wer nie gesehn, der sehe jetzt.
Die Englein sind herabgestiegen
Und alle Himmel offen liegen —
Wem Wonne nie das Aug' genetzt,
Wer nie gesehn, der sehe jetzt.

Wer nie gehofft, der hoffe jetzt.
Und willst Du noch zu Gott nicht hoffen,
Deß Flamme jedes Herz getroffen,
Die herrlich durch die Nacht geblitzt?
Wer nie gehofft, der hoffe jetzt.

Wer nie gewirkt, der wirke jetzt.
Gott ließ es so umsonst nicht tagen,
Noch gilt's ein Wollen, Wirken, Wagen,
Wie es der Christ nie dran gesetzt —
Wer nie gewirkt, der wirke jetzt.

Wer nie gekämpft, der kämpfe jetzt.
Ein großer Kampf hat ausgegohren,
Ein neuer Kampf ist neugeboren,
Wer seinen Degen nie gewetzt,
(früher: Wer seine Kräfte nie geschätzt)
Und nie gekämpft, der kämpfe jetzt.

Gebet. Neujahr 1819.

Vater gieb mir Deinen Segen,
Laß mich wanken nicht und fliehn,
Laß wie jungen Maienregen
Dein Gedeihn ins Herz mir ziehn,
Daß in seiner Lebensfrische
Ich mich freue als ein Kind;
Speise mich an Deinem Tische,
Vater mein, so lieb und lind.

Lernen möcht ich noch, daß mächtig
Bald mein Geist die Zeit umfaßt,
Denn ein Leben himmelsprächtig
Liegt noch unter schwerer Last,
Und die Zeit versucht gewaltig
Sich an ihrer Eisenwucht,
Mach mich fest und vielgestaltig,
Herr, in Deiner Vaterzucht,

Daß ich habe, daß ich wage
Kühnes Wort und kühne That,
Wenn einst kommen Deine Tage
Und der Feige sitzt zu Rath;
Dann laß Alles, Alles brechen,
Lege Dich in meinen Geist,
Und laß kühn Dein Wort mich sprechen,
Das in Freiheit sich beweist.

Herr so möcht ich einst mit Freuden
Für mein Volk vor Fürsten stehn,
Mit der Allgewalt der beiden,
Krist und Freiheit, untergehn,
Vater, Vater laß mich lernen,
Was den Geist für Freiheit stählt,
Denn in nicht gar weiten Fernen
Liegt die Zeit, die Du erwählt.

Zum Verständniß müssen wir auf drei Momente hinweisen, welche einen nachhaltigen und tiefen Eindruck auf das Herz des Jünglings gemacht. Das dreihundertjährige Jubelfest der deutschen Reformation war 1817 in allen protestantischen Theilen Deutschlands mit ungemeiner Begeisterung gefeiert worden. Es war mehr als ein Nachhall zum Octobersiege bei Leipzig; denn es galt höhere Dinge. „Jahn über die Verdienste Luthers sprechen zu hören und ob die Größe derselben, war das Großartigste, was ich in dieser Art erlebt habe.“ [15] Kurz vorher war das Wartburgfest von den deutschen Burschenschaftern gefeiert worden. Bei den Geistern eines Luther, Schill, Scharnhorst, eines Körner und und aller derer, die ihr Herzblut für Deutschlands Herrlichkeit und Freiheit vergossen, beschwor der Student der Theologie Riemann in seiner begeisternden Rede alle Glieder der Burschenschaft, zu geloben, daß sie fortan eine eherne Mauer gegen alle äußern und innern Feinde bilden wollten: „Verderben und Haß der Guten allen denen, die in niedriger, schmutziger Selbstsucht das Gemeinwohl vergessen, die ein knechtisches Leben einem Grabe in freier Erde vorziehen, die lieber im Staube kriechen, als frei und kühn ihre Stirn erheben gegen jegliche Unbill, die, um ihre Erbärmlichkeit und Halbheit zu verbergen, unserer heiligsten Gefühle spotten; Begeisterung und vaterländischen Sinn und Sitten für leere Hirngespinste, für überspannte Gedanken eines krankhaften Gemüths ausschreien!“ Großer Unwille über diese und noch andere Worte und Thaten wurde in den regierenden Kreisen laut; Vorfälle auch bei der Reformationsfeier bestärkten ihn; gewisse Ausschreitungen der Jugend wurden übertrieben; die Turnplätze sollten geschlossen werden; selbst Freunde der Sache, wie Steffens und Niebuhr, wurden Gegner; letzterer befürchtete „eine stürmische Zukunft, einen gänzlichen Untergang des sinnigen Geisteslebens der Vergangenheit“; jener schrieb da=

gegen und wurde wegen seiner Schrift „Turnziel“ heimlich zum Fürsten Hardenberg gerufen. Der russische Staatsrath von Stourdza forderte in seiner Denkschrift über den gegenwärtigen Zustand Deutschlands eine Umformung des öffentlichen Unterrichts, die Aufhebung der Preßfreiheit und die Unterdrückung sämmtlicher freiheitlicher Vereine. Aus dieser Lage erklärt sich die Stimmung, die sich in obigem Gebet kundgiebt. Sie sollte aber für Wackernagel noch mehr Leid bringen.

Drittes Capitel.

Breslau.

Das neue Elternhaus.

„Schick ihn mir nach Breslau“ — hatte Karl von Raumer zu Jahn 1819 im Juni gesagt, und damit dem unbekannten aber ihm so warm empfohlenen Jüngling nicht allein sein wohlwollendes väterliches Herz gezeigt, sondern auch in seinem Hause eine neue Heimath geboten. In den letzten Tagen des Monats machte sich Philipp schon auf die Reise, natürlich zu Fuß im leinenen Turnanzug. „In Frankfurt angekommen, da an meinem Geburtstage (28. Juni) Abends spät hatte ich mich auf frisch gescheuertem Zimmer in weichen hitzenden Betten erkältet, und war einen Tag ordentlich krank.“ Dann ging es munter weiter, alle Merkwürdigkeiten des Weges, namentlich die Gräditzburg und andere geschichtliche Orte wurden besucht. In Breslau wohnte er im Raumer'schen Hause mit dem drei Jahre älteren, von Berlin her ihm bekannten Freunde Maßmann zusammen, der damals an dem Elisabeth-Gymnasium Lehrer war, und der ihm auch, so lange der Koffer ausblieb, mit Kleidern aushalf. Da inzwischen die Turnerverfolgungen ausgebrochen waren, und solche namentlich in Breslau stattfanden, verließen die Freunde, welche bei Raumer wohnten, dessen Haus. Auch Wackernagel hielt dies für gerathen und nahm eine Hauslehrerstelle im polnischen Oberschlesien an, in der Nähe von Landsberg. „Ich war

hierher gewandert mit einem Tuch voll Brot und Kuchen, Hemd und Halstuch (in der Tasche); Harnisch (Lehrer am Seminar) gab mir ein Halstuch, bittend, solches in erster Zeit bei dem Oberamtmann zu tragen; ich hab's aber gelassen, weil bei meinen langen Haaren und meinem Rock gar kein Grund vorhanden ist, es zu thun." Allein der Unterschied in diesem fremden und noch dazu durch und durch polnischen Hause von dem der lieben Raumer's war so groß, und die Sehnsucht nach der eben erst verlassenen neuen Heimath der Art, daß „uns, wie von Raumer erzählt, seine Jammerbriefe e Ponto so rührten, daß wir ihm schrieben, er solle in Gottes Namen zurückkehren". Er that es sofort.

Karl von Raumer, der Bruder des nicht minder bekannten Historikers Friedrich, war damals 30 Jahre alt. Nach Vollendung seiner mineralogischen Studien in Göttingen und Halle und besonders in Freiberg bei dem ersten und größten Mineralogen Werner hatte er geognostische Reisen und zur weiteren Ausbildung eine Reise nach Paris (1808—9) gemacht; bei seinem Aufenthalte in der Schweiz hatte er auch Pestalozzi in Iferten, wo er den Winter über geblieben, besucht, um seine pädagogischen Grundsätze und seine Anstalt kennen zu lernen. Zurückgekehrt, wurde er im Bergamt angestellt und bald hernach als Professor der Mineralogie an der erneuten Universität Breslau und zum Bergrath beim dortigen Oberbergamte berufen. Als letzterer machte er geognostische Reisen durch's schlesische Gebirge, als ersterer hatte er außer seinen Vorlesungen eine Mineraliensammlung behufs derselben herzurichten. Das Universitätscollegium bestand theils aus den alten katholischen Professoren, meist Mitgliedern des aufgehobenen Jesuitenordens, theils den übergesiedelten Frankfurtern, theils den neu ernannten jüngeren Kräften. Dahin gehörte der Philolog Passow, der Germanist Hagen, die Naturforscher Steffens und Linke, der Historiker von Raumer. Zu diesen trat Karl von Raumer, Bruder des letzteren und Schwager von Steffens; sie hatten die beiden Töchter des Componisten Reichardt in Berlin, später in Giebichenstein (bei Halle) geheirathet; beide hatten ihre Amtswohnung in dem ehemaligen Convict-Gebäude der Jesuiten. Da kam das verhängnißvolle Jahr 1813. Der „Aufruf an mein Volk" rief auch Karl von Raumer zu den Waffen und als Adjutant zum Ge-

neral Gneisenau. Als solcher erlebte er die Schlachten an der Katzbach, bei Wartenburg, bei Leipzig, später bei Laon, und ging dann nach einem Commissorium in Lüttich nach Paris, von wo er am 5. Mai 1814 — geschmückt mit dem eisernen Kreuze — vierzehn Tage vor dem Tode seines Schwiegervaters über Giebichenstein nach Breslau in die Heimath zurückkehrte. Erst im Herbst begann er seine akademischen Vorlesungen wieder. In seiner Wissenschaft war er ein Schüler theils von Werner, dessen Geognosie, die den Granit als Grundlage betrachtete, er aber schon während seiner Studien erschütterte, theils von Steffens; sodann hatte er aber auch bei Schleiermacher in Halle gehört; und endlich in Paris bei dem berühmten Hauy, Cuvier, Bragniart studiert. Der Zug zu Steffens „war weniger dessen wissenschaftliche Richtung als die tiefere Ahnung religiöser Art, die das Einzelne in ein großes, nicht menschlich zu umfassendes göttliches Ganze versetzte, als daß es den kühnen Versuch es zu begreifen hervorrufen sollte“;[16] so dem engeren Gegenstand ergeben, suchte er ihn mit aller Treue zu erschöpfen; darin verschieden von dem sonst ihm geistig und geistlich so verwandten Freunde Schubert. Eine religiöse Tiefe durchdrang sein ganzes Leben schon von früh an.[17] „Er ist einer der wahrhaftesten Menschen, die ich je gekannt; sein ganzes Leben ist von diesem festen Punkte der durchsichtigen Redlichkeit aus, ein mehr scheinbar als wirklich zersplittertes gewesen. Von Natur bescheiden, traute er Andern viel zu, fand sich allenthalben angeregt und dennoch getäuscht.“ Wie schon erwähnt wohnten beide Schwäger, Steffens und er, in einem Hause; die beiden Schwestern lebten eng verbunden mit einander und sahen sich täglich; „und in der uns beiden fremden Umgebung bildete sich ein trauliches erweitertes Familienverhältniß im Hause selbst.“ Nahe Verwandte lebten in der Nähe. Die Frau von Raumer — Riekchen — damals eine hohe, schöne, schlanke Gestalt, edel in jeder Bewegung, würdig im Gang, mit einer Fülle prächtigen Haares, hoher Stirn, herrlicher Singstimme, einer Lieblichkeit und Freundlichkeit, die das Herz gefangen nahm, wurde von den Studenten Madonna genannt. — „Es war ein edler Familienkreis — der Raumer'sche — mit den lieblichen Kindern, Dorothea und Rudolph —. Es war eine Familie, in die man

nur eintreten durfte, um sich ihrer zu freuen." Der Hausstand war einfach, aber sehr gastfrei. „O wie wohl wurde jedem darin!" sagt Auguste Teschner.[18]

Dazu kam ein Kreis von gleichgesinnten Freunden. Zu ihnen gehörte vor allen sein Universitätsfreund v. Winterfeld, Oberlandesgerichtsrath, mit seiner Frau und deren Schwester Agnes Thümen. Mit diesem Hause waren sie auf's Harmonischste verbunden: in religiöser Hinsicht, in ihrer Liebe zu den Dichtern und zur Musik. Dadurch wurde es möglich, das musikalische und literarische Element des Hauses zu pflegen. Winterfeld selbst, mit erstaunenswerthem musikalischen Gedächtniß begabt, hatte auf seiner Reise nach Italien besonders die kirchliche Musik studiert, und ist der berühmte Verfasser der Geschichte der Musik. Seine Frau, wie die Raumer's, beide musikalisch höchst begabt und letztere mit ihrer Schwester vom Vater her gebildet, verbunden mit anderen musikalischen Freunden, führten unter seiner Leitung die trefflichsten Musikstücke auf. Der Grundton des Zusammenlebens war christlich. Das Confessionelle lebte erst später seit 1817 durch seinen Gegensatz, die Union, auf. Ganz in diesen Kreis gehörte nach seiner Gesinnung auch Harnisch, nachher Director des Seminars; seine Seminaristen hörten bei v. Raumer Mineralogie, wofür Studierende der Philologie wie Theologie die pädagogischen Uebungen und später auch dessen Vorlesungen an der Universität besuchten.[19] Gleichzeitig verband die Pestalozzi'sche Methode und noch mehr der Turnplatz beide Freunde. Zu ihnen kam der Hauptmann von Schmeling, „ein schlichter Nathanael ohne Falsch, ein tapferer Mann, der überall thätig und verständig half, wenn es galt, Gutes zu wirken." In dieses herrliche Zusammenleben brachten die Kämpfe um's Turnwesen einen tiefen Riß. Steffens war ein Gegner Jahn's, und war gegen Passow aufgetreten; die philomathische Gesellschaft wurde nicht nur gesprengt, sondern auch die beiden verschwägerten Familien entzweiten sich. „Wie sehr ich unter diesem Verhältnisse fast drei Jahre lang litt, wie sehr Steffens, das haben wir beide lange Zeit nachher öffentlich bekannt. Und wie wir, litten unsere Frauen, die Schwestern."

In dieses nach allen Seiten, trotz des peinlichen Risses und der schweren Kämpfe, anregende, belebende und belehrende

Haus war Philipp getreten und als Sohn aufgenommen. Er selbst fühlte sich als solcher. Auch seine Stimmung wurde eine andere. Aus seiner Verlassenheit in der Hauslehrerstelle stammt folgendes Lied:

HErr Krist, Du wirst mich nicht verlassen,
Siehst meinen Kampf und meine Reu,
Und wie die Sünden mich umfassen,
Und wenn ich Lamm bin mehr als Leu.
Ich bin besiegt in meinen Schwächen,
Ich sah Dein hohes Marterbild,
Dein Herz im letzten Kampfe brechen
Und für mich bitten liebesmild.

HErr Krist, wo soll ich Stärke finden!
Ich laß Dich nicht, Du segnest mich,
Daß ich obliege meinen Sünden,
Von nun an, Heiland, ewiglich.
Ich fühle Dich in meinem Herzen,
Die Sünde nun die Liebe bricht.
HErr Krist, vergieb um Deine Schmerzen,
Ich laß Dich nicht, ich laß Dich nicht.

Ich hatte Dich in Liebe funden,
Nun bin ich wieder eiseskalt.
O Kristus, möchte gern gesunden,
Und Sünde hat so sehr Gewalt.
Wie soll ich ihre Flammen dämpfen,
Wenn Du mich nicht mit Treue liebst,
Wie ihre Dolche niederkämpfen,
Wenn Du nicht neue Stärke giebst.

Und Amen sagst Du meiner Bitte
Und weist mich auf Dein heilig Mal.
Und nimmst mich wieder in die Mitte
Der reinen auserwählten Zahl.
Denn ich soll mehr noch auf der Erden
Als selbst mich waschen sündger Lust,
Und rein für Deine Freuden werden
Und frei sein in der eignen Brust.

Drum mach mich frei von Zwist und Zweifel,
Und frisch und fröhlich Herz und Geist,
Eh' ich mich wag an fremde Teufel,
Viel, überall und stark zumeist.
Laß mich zu Deinem heilgen Male,
Laß meine Sünd verschwunden sein,
Und weihe mich mit Flammenstrahle
Zu Deiner Zeit Apostel ein.

Die schöne Zeit in Raumer's Hause sollte aber nur von kurzer Dauer sein. Denn schon im October siedelte von Raumer in gleicher Eigenschaft als Professor und Bergrath nach Halle über, wohin Philipp nicht sogleich folgen konnte. Es war eine schwere Trennung. Alle Trostsprüche der Schrift hatte er seinen Schwestern und Brüdern, die in ihrer schweren Lage stets des Trostes bedurften, geschrieben, um sich zugleich auch damit in seiner Verlassenheit selbst zu trösten: „Freuen und selig müssen sein an Dir, die nach Dir fragen," Ps. 70, 5. Dies ist der Grundton. „Ich kann Euch nicht trösten, so kann ich Euch auch nicht rathen. Der Trübsal gegeben, giebt auch Freuden, und kann Euer Leid in Lust wenden, sobald er will. Gott ließ uns immer leben, zwar nicht im Ueberfluß, aber wir ließen uns genügen. — Tröstet Euch auch mit der Vergangenheit, was in ihr geschehen. Ihr habt oft geklagt mit der Mutter noch, und Gott gab immer, daß wieder Tage kamen, da Ihr des Leides vergaßet. Verzaget auch jetzt nicht. — Ich war Glied einer Familie worden, nun bin ich wieder verwaist. Raumer's sind abgereist, die mir jegliche Liebe erwiesen. Es war ein stilles kristliches Leben in ihrem Schooße. Maßmann ist auch längst weg. Nun bin ich wieder bei Weitem fremder hier. Es ist mir als fehle mir soviel, und Bangigkeit erfaßt mich bei jeglichem Gedanken daran. Leere und Stille, wo sonst freudiges Leben war, verschlossene Thüren und Traurigkeit."

Viertes Capitel.

Breslau.

Turners Lust und Leid.

Die Einsamkeit war recht geeignet, sich mit doppeltem Fleiß den Studien zu widmen. Mit den natur- und sprachwissenschaftlichen Studien an der Universität verband er auch, so weit es ein Student vermochte, den Besuch des Lehrerseminars unter Harnisch. Von allem was er studierte, machte er sich Auszüge; er studierte mit der Feder in der Hand. Er las nicht, wie Fichte treffend ein mal sagte, „in der Weise des arbeitslosen Pfarrers auf dem Lande, welches Lesen wie andere narkotische Mittel in den behaglichen Halbzustand zwischen Schlafen und Wachen versetzt, und wie es am ähnlichsten ist dem Tabaksraucher. — Ein solcher liest lediglich, damit er lese und lesend lebe und stellt in seiner Person dar den reinen Leser.“ Wackernagel rauchte nicht, und las stets, um zu studieren. Daher die vielen Auszüge und Bemerkungen aus seiner Lectüre. So die Sagen und Mährchen von Grimm, die ihn oft veranlaßten, einzelne poetisch zu gestalten. Zu seinen geschichtlichen Studien benutzte er die Schriften von Menzel, Kohlrausch, Johannes v. Müller's Geschichte der Schweiz; er studierte die alte Geschichte, besonders die jüdische bis zur zweiten Zerstörung Jerusalems, und die der französischen Revolution; in theologischer Beziehung die Unterscheidungslehren, veranlaßt durch den Katholicismus, der ihm hier zum ersten Male in geschlossener Macht entgegentrat. Daneben waren es die pädagogischen Schriften von Harnisch: die Volksschule und das Leben des fünfzigjährigen Hauslehrers Felix Kaskorbi; ferner v. Raumer's vermischte Schriften und Reise nach Venedig; die neuen Schriften Arndt's: Glockentöne der Zeit in drei Zügen und Fantasie für ein zukünftiges Deutschland.

Auch trug er sich in dieser Zeit mit einer Schrift: „Das Kristenthum, die neue Kindschaft der Welt bis zum Paradiese“. Die vorhandenen Fragmente zeigen, wie er von dem allgemein religiösen christlichen Standpunkte Jahn's aus sich immer tiefer in das Studium der heiligen Schrift versenkt hatte, wozu der Umgang mit Raumer und besonders mit Harnisch, auch wohl Maßmann beigetragen.

Neben seinen Studien hatte er in den ihm von Raumer empfohlenen Häusern freundliche Unterstützung, auch Gelegenheit zum Unterrichten gefunden; so unterrichtete er die jüngste Schwester der Frau v. Winterfeld; ferner den sechs Jahre jüngeren Gymnasiasten Ohl, den späteren Superintendenten und Consistorial-Rath in Mecklenburg-Strelitz, der in treuer Liebe ihm anhing, und von ihm auch in allen körperlichen Künsten, im Turnen, Fechten, Schwimmen, im Schlittschuhlaufen, Eisballen, das er nach taktischen Grundsätzen zu treiben anleitete, ungemein gefördert wurde.

Doch blieb bei aller Frische des Geistes die Zeit trübe; ein Druck lag auf ihm, und zwar nicht wegen Raumer's Abgang, sondern weil der Turnsache wegen alle, die sie vertraten oder übten, nicht bloß verdächtigt, sondern auch verfolgt wurden.

Schon zu Anfang des Jahres waren die Mißstimmungen gegen Jahn und seinen Anhang ziemlich hoch gestiegen. Doch als Sand am 23. März 1819 Kotzebue ermordet, am 1. Juli ein Mordversuch auf den Nassauischen Regierungspräsidenten Ibell gemacht war, ergriff in ganz Deutschland eine allgemeine Bestürzung alle Gemüther. Als die Besinnung allmälig zurückgekehrt war, sollte Alles, was irgend mit jener That in Zusammenhang gebracht werden konnte, aufgespürt und der gerechten Bestrafung überantwortet werden. Man fühlte sich stehen auf einem unsicheren, unterhöhlten Boden; überall sah man — wie Varnhagen schreibt — alte deutsche Tracht, die Turner und Burschenschafter waren im ganzen Lande ausgebreitet, man wußte, daß es geheime Vereine gab, und glaubte sie mächtig und furchtbar. Die ganze Jugend sei fanatisirt, und unter dem Schein der Frömmigkeit und Tugend zu den schrecklichsten Thaten leicht anzureizen. Die Staatsbehörden fanden, ungeachtet hervorragende Persönlichkeiten, wie Steffens, beide Raumer u. a. davon

abriethen, doch ein reiches Feld ihrer Thätigkeit, und untergeordnete Beamte genug, die bloße Verdachtsgründe zu Beweisen zu machen verstanden. So wurden denn die Turnplätze geschlossen: achtzig Berliner Turner brachten ihrem Vater Jahn ein Ständchen, bei welchem sie „Lützow's wilde verwegene Jagd" und „Eine feste Burg" sangen. Eine Untersuchungscommission mit v. Kamptz, Fürst Wittgenstein, dem Gesinnungsgenossen Metternich's, wurde eingesetzt. Eine Menge Verhaftungen von Gymnasiasten, Handlungslehrlingen und anderer unreifer Knaben wurde anbefohlen; Correspondenzen wurden aufgefangen. Eins der ersten Opfer war Jahn selbst, der vom Sterbebette seines Kindes in der Nacht vom 13. zum 14. Juni 1819 verhaftet, nach Spandau und Küstrin gebracht, und dort in Ketten gelegt wurde — und zwar nur auf Grund von Aufzeichnungen eines schwerhörigen Gymnasiasten: „Goldkörnlein aus Vater Jahn's Munde"; alles andere, was man sonst in Beschlag genommen und in seinen Schriften gefunden haben wollte, zerrann in Nichts. Denn sein Schwärmen für deutsche Einheit war zugleich ein Schwärmen für seinen preußischen König. In seiner Schrift „Volksthum" S. XIV schreibt er: „So ahnte ich in und durch Preußen eine zeitgemäße Verjüngung des alten ehrwürdigen deutschen Reiches und in dem Reiche ein Großvolk, das zur Unsterblichkeit in der Weltgeschichte menschlich die hohe Bahn wandeln würde." S. 281: „In den Zollern ist dem deutschen Nordreich ein wohlthätiges Gestirn erschienen." Freilich wenn das Urtheil der Bundestagscommission gelten sollte, er sei der erste gewesen, der die höchst gefährliche Lehre von der Einheit Deutschlands aufgebracht habe, dann war er schuldig. Jedoch die Preußische Justiz sprach ihn, wenn auch erst am 4. Mai 1825 nach fast fünfjähriger Haft frei, aber verbot ihm den Aufenthalt in Berlin, in einer Universitäts- und Gymnasialstadt und hielt ihn bei Belassung seiner Pension vollständig unter polizeilicher Aufsicht. Erst Friedrich Wilhelm IV. hob dies Alles auf und gab ihm das so lange vorenthaltene eiserne Kreuz.

Es war klar, daß Jahn's Verhaftung bei seinen Anhängern und Freunden verstimmen und tief verletzen und namentlich bei der Jugend aufregend wirken mußte. Letztere hatte er mit sitt-

licher und vaterländischer Begeisterung erfüllt, und dieses ideale Streben war niedergedrückt; jetzt raisonnirten „sie gegen die bestehenden Ordnungen des Staats, die uns schon immer so geschienen, als könnten sie die Freiheit uns beschränken". So wurde denn von den überklugen Jünglingen Alles gemeistert, nach ihrem Verstande wurde Alles gerichtet, und sie waren eitel genug, zu glauben, über Alles ein richtiges Urtheil zu haben. „Grüßet die Freien" — das war auch Wackernagel's Gruß an seine Freunde. Freilich schieden sich die Anhänger. Die einen, welche lediglich in Opposition aufgingen und in Verbissenheit grollten, warteten nur auf eine Gelegenheit, derselben einen Ausdruck und freien Lauf zu geben; andere von der religiösen Strömung mit fortgetragen, vertieften sich in den christlichen Glauben, und zu diesen gehörte auch Philipp. In Breslau war er gerade den christlichen Kreisen sehr nahe getreten. Man sprach schon von dem im Dunkeln umherschleichenden Pietismus, vom protestantischen Jesuitismus; andere dagegen meinten das Christenthum benutzen zu müssen als äußeres Mittel, um die Massen des Volkes zu zügeln; in diese war überall der leichte frivole Sinn des Rationalismus aus den höheren Schichten hinabgedrungen, er wurde noch fast von allen Kanzeln genährt; Geringschätzung der Religion war allgemein. Dagegen die Kreise waren sehr klein, in welchen der christliche Glaube der Reformation gepflegt wurde. In ihnen bewegte sich Wackernagel in Breslau. Durch die reiferen Männer wurde sein Glaube den jungen Mann vertieft, und diese Macht des Glaubens war es, die die Verbitterung seines Herzens niederkämpfen ließ. Denn nicht bloß in Berlin wurden die Freunde Jahn's verdächtigt, bei Allen wurde Haussuchung gehalten: so im Reimer'schen Hause zu Berlin; in Bonn bei Arndt und beiden Welcker; in Breslau zuerst bei Maßmann, den Jahn zur Belebung des Turnens dahin gesandt hatte; aus den überall gefundenen Briefen entnahm man neue Namen; Friedrich v. Raumer mußte Erklärungen abgeben; Harnisch wurde am Weihnachtsheiligabend verhört. Man gewöhnte sich an Haussuchungen, Verhaftungen. Das Volksfest am 18. October in Berlin auf dem Turnplatz wurde durch Gensd'armen auseinander getrieben. In der Staatszeitung kamen täglich Artikel, um die Maßregeln zu rechtfertigen;

Auszüge aus den confiscirten Briefen und Tagebüchern wurden veröffentlicht.

Wie Wackernagel für sich selbst Halt in dem Glauben gefunden, so suchte er auch bei den Seinen, namentlich bei seinen Brüdern ihn zu festigen. „Lieber Bruder, Dir schenke ich meine Bibel. Lese fleißig darin. Was suchst Du doch in der Gesellschaft der Matten und hältst Dich zu denen, die nicht wissen was sie wollen. Siehe, die sich betäuben durch alle Vergnügungen, welche nur aufgekommen, als die Menschen böser wurden und die Zeit schlimmer, diese sind nicht für uns. Wir fühlen doch ganz was anderes rege in uns. Dem laßt uns folgen. Wem solche Freuden bereitet sind, worin wir alle neu aufgelebt und das Leben eigentlich recht nachgenießen, der muß doch endlich zurückkommen von dem leeren, eitlen, stolzen, hoffärtigen, eklen und verderblichen Wesen und der schmählichen Sucht des ungeschlachten Geschlechts in allen Lastern und Sünden."

So kam Weihnachten heran in seiner Einsamkeit. „Ich wollte, ich wäre bei Euch; ich werde mich hier wohl in einer Familie mitfreuen — seid auch froh. Der allen Seelen Verheißung gegeben, kann nicht lügen; es ist aber seine Verheißung die Verheißung der Liebe und er schließt kein Herz aus, das an ihn glaubt. So Euch aber der Freund liebt, was kann Euch fehlen? — Darum seid froh, denn nun wird Euch geboren, der da allein hilft, ein Kindlein, das allein Tröster sein will in Noth und Tod."

Hatte er das Jahr 1819 mit „Gebet" angefangen, so das folgende mit „Ermuthigung".

Nur einige Strophen:

Willst Du Dich trüben lassen,
Du lange stolzer Sinn?
Soll so Dein Glühn erblassen,
Geht so Dein Brennen hin?

In's weite offne Leben
Ging Deines Herzens Schwall,
Kein kaltes enges Streben
Hemmt seinen engen Schall!

O Herz, laß Deine Freuden,
Laß Deine Liebe nicht;
Laß Lenz Dir nicht verleiden,
Bis er von selber bricht.

Willst Du die Freiheit schließen
In bange Wände ein?
Und also feige büßen
Den frühern Himmelsschein?

Denkst nicht der bunten Lichter
Der frischen Liebe vor?
Und haben eitel Richter
Gewonnen Herz und Ohr?

Laß Dich Gewalt nicht binden,
Die Herz und Seele bind't,
Und macht zu Fehl und Sünden
Wo keine Sünden sind.

Sei treu dem Gott der Liebe
Und sei Dir selber treu,
Und sei nun nicht mehr trübe,
Sei wieder froh und frei.

Wenige Tage hernach traf auch bei ihm die Haussuchung ein. Aus seinen Briefen, die er nach Berlin an seine Freunde gerichtet, war auch sein Name aufgespürt, und am 5. Januar wurden seine sämmtlichen Schriftstücke confiscirt; das in der Verhandlung aufgenommene Verzeichniß weist 50 Nummern nach. Seine Tagebücher, Hefte jüdischer und deutscher Geschichte, seine Zeugnisse und Atteste, Auszüge, Aufsätze, seine Gedichte, eine sehr große Zahl; Gedichte von Arndt und anderen Freunden; Briefe der Schwestern und Brüder, von v. Raumer, Harnisch, Maßmann und vielen anderen Freunden. Da in Berlin auch einer seiner Freunde plötzlich in der gleichen Zeit verhaftet worden, waren die Geschwister in großer Sorge um ihn. Er tröstete sie: „Tröstet Euch doch untereinander mit dem Trost, der immer neu ist, und nie ohne Hoffnung läßt. — Wir kleinen Lichter in der Welt, von dem Herrn noch nicht begnadigt, daß wir hätten dem Vaterlande nützen können, und doch wieder so sehr begnadigt, denn

wir sind noch jung, wir kleinen Lichter haben mit der Liebe, welche er uns gegeben, geliebt Volk und Vaterland, und so es Liebe war, so müssen wir nun auch geduldig sein, Allerlei zu leiden. Dem lieben Vater Jahn, wenn ihm meine Unvorsichtigkeit nicht schadet, so bin ich froh; sie kann ihm aber nicht schaden, denn meines Wissens habe ich wenig von ihm aufgeschrieben, und das ist unbedeutend. — Wenn sie mich verhaften, haben sie mich freilich wieder aus neuen herrlichen Plänen gerissen. — Ich bin zwei Vormittage und Nachmittage (am 18. und 19. Hornung) im Verhör gewesen wegen meiner Papiere. Das Merkwürdigste ist, daß in den Zeitungen Stellen aus meinem Tagebuche angeführt worden sind, ehe ich mich erklärt, daß das mein Tagebuch wirklich sei und Alles drin von mir geschrieben. — In allen Briefen und Blättern und Büchern war keine Seite, auf welcher nicht Stellen, theils aus gröbstem Mißverstand und falscher Lesung, theils aus großem Argwohn roth angestrichen waren, — darüber mußte ich mich erklären. Es wurden mir Meinungen über meine Meinungen, Rechenschaft über Gebete, weitere Erörterungen des Verständlichsten und Unschuldigsten abgefordert, — ich mußte sie sehr oft verweigern. In meinem Tagebuche kommen einmal die Worte vor:

„Nach der Schwingstunde über Kotzebue's Gericht", d. h. wir hatten über Kotzebue's Gericht (Tod) gesprochen; das war gelesen worden:

„Nach der Schwingstunde über Kotzebue Gericht",

und ich wurde gefragt: wie wir Gericht über ihn gehalten. In meinem letzten Briefe steht: „Ich hatte alles Unwürdige verbrannt", und bei dem Un war noch ein langer Buchstabe zu sehen von einem Worte, was ich vielleicht erst schreiben wollte; ich wurde gefragt: „was denn das für aktenwürdige Papiere gewesen?" So las man's. — Einmal wurden mir tolle Zeilen gewiesen, so daß ich erklären mußte, daß meine Meinung vielleicht jetzt gar nicht mehr so sei. Weil ich vielleicht sagte, wurde ich wiederum gefragt, ob ich's nicht gewiß wüßte und wie meine Meinung jetzt wäre; darauf mußte ich sagen, daß ich mich selbst noch nicht deshalb wieder gefragt, und als man verlangte, ich möchte das jetzt thun, — daß dieses nicht so schnell ginge. —

Meinetwegen sind hier noch Viele im Verhöre gewesen; beide (Professoren) Passow's, Harnisch, Wachler und sein Sohn; — Liebetrut soll sich in Acht nehmen; nach ihm ist auch gefragt. — Wilhelm ist der naseweise Gymnasiast, dessen Bemerkungen über deutsche Erd- und Staatenkunde öffentlich auch mitgetheilt sind; er hätte auch so etwas ganz können bleiben lassen, nur fleißig lernen und die Bibel lesen, dem lieben Gott sein armes Vaterland anheimstellen, dafür beten und seine Liebe sich eine Führerin sein lassen zum Mannesalter der That. — Betet für mich. — Schreibt vorsichtig, vorzüglich Du Wilhelm, in diesen „briefdiebischen Zeiten"; — nach einer (angeblichen) neuen Postinstruction wird jeder Brief an einen Verdächtigen in dessen Gegenwart von einem Postofficianten gelesen und im demagogischen Falle angehalten." So schien der letzte Brief der Schwestern vorher erbrochen und wieder ziemlich plump verklebt. — Auch über sein Gedicht: 1817 und sein Gebet von 1819, die wir beide oben mittheilten, wurde er befragt, und zwar wegen der letzten Strophe in jenem und der beiden letzten in diesem. Er verweigerte auf das letztere die Antwort, aus dem einfachen Grunde, daß man „der Polizei über Gebete nicht Rechenschaft schuldig sei". Wie sehr jedoch diese Sache auf seinem tief empfindenden Herzen lastete, wie schwer „das Jahr der Verfolgung" war, zeigt der Anfang eines Liedes; es ist das erste, das er vier Wochen nach der Confiscation singen konnte:

Bin ich Dir zu klug und klar,
Ach! Du liebe Sangesgabe,
Daß ich Dich jetzt nicht mehr habe,
Find' ich Dich nun nimmerdar!

O! Du liebe, süße Lust,
Volles Herz herauszusingen,
Kann Dich nichts zurückebringen
In die kalte, leere Brust?

Als Du noch im Herzen glommst,
War sein Sehnen stolz gelichtet,
Ach, was hat Dich so geflüchtet,
Daß Du gar nicht wiederkommst?

Weine Aug' und weine Herz!
Wär' ich kindlich fromm geblieben,
Würdest mich noch immer lieben;
Weine Aug' und weine Herz!

Und Du sagst mir früh und spat:
Nanders wollst Du wieder kommen
Als zum Treuen und zum Frommen,
Der die rechte Liebe hat!

Willst Du Deine Sangesgaben
Ach so gerne wiederhaben,
Liebe Seele, geh' zum Krist,
Bitt' ihn, der Dein Heiland ist.

Seine Liedergabe kam wieder. Fast täglich sang er sich Ermuthigung und Trost ein:

Harr' aus, mein Volk, er wird's vollbringen,
Der HErr ist treu, der HErr ist groß,
Und Halleluja wirst Du singen,
Steh'n Deine Feinde nackt und bloß.
Jetzt bleibt uns Hoffnung, Glauben, Liebe,
Und wenn auf Erden nichts uns bliebe,
Die drei sind stark, die drei sind groß.

Im Glauben haben wir begonnen
Worum wir jetzt in Nöthen sind;
Die Hoffnung ist noch nie zerronnen,
Die so ein Krist im Glauben find't;
Und geht auch rings die Welt in Trümmer,
So zagen Glaub' und Hoffnung nimmer,
Und Liebe doch zuletzt gewinnt!

Aber nicht nur die Sangeskunst war ihm versagt gewesen, auch das Beten war ihm schwer geworden:

Bist Du so schwach in Deinen Wehen,
Hast Du Dich ganz mit Schmerz umschanzt,
Daß Du zu Jesus Krist nicht flehen,
O Herz, daß Du nicht beten kannst?

In dieser Zeit waren es Grimm's Sagen und Mährchen, in welche er sich kindlich versenkte und die er mehrfach auch in Verse kleidete: z. B. die Rose; Mutter Gottesgläschen. Dann

gehören hieher seine Lieder: Erinnerungen an das Jahr 1812, 1813; auf den deutschen Wehrmann; der Frühling.

Doch in alle diese Trübsalszeiten, während welcher er besonders in der Winterfeld'schen Familie viel Liebe genossen, kam ein heller Lichtstrahl —: „die lieben Raumer's wollen mich nach Halle. Aber die Untersuchungsgeschichte hält mich hier — die Zeit naht, die mich wegtreiben sollte (Anfangs Mai), vielleicht kann ich, vielleicht währt es lange, lange noch. Lieber wäre ich bei Raumer's, in dem Hause der treuen deutschen Liebe, der Uezen (selbsterfundene und in weitere Kreise gedrungene Bezeichnung für „die kleinen fröhlichen Jungen"), der Kindlichkeit, die bei französischem Wesen meist fehlt. — Wenn ich also nicht nach Halle darf, oder erst spät, so ist es schlimm; doch nur wie ich meine, nicht wie es der Herr meint; deß Wille geschehe."

Wackernagel hatte Stadtbann. Er durfte die Stadt nicht verlassen ohne polizeiliche Genehmigung, auch waren ihm sonstige Beschränkungen auferlegt. Da auch Harnisch, der Seminardirector, verdächtigt war, so war dem Konsistorio die Aufsicht über die Seminare genommen; die über die Universität und die Gymnasien war dem Oberpräsident Merkel entzogen, der deshalb seinen Abschied nahm, und diese Anstalten waren einem nicht übelwollenden, aber doch sehr beschränkten Mann,[20] dem Geheimrath Neumann, unterstellt. „Hohe und ehrliche Männer sind so auf eine feine Art zum Schurken gemacht; es munkelt auch von ihrer gänzlichen Absetzung und Entfernung. — Ich darf zu Harnisch nicht mehr in's Seminar gehen, das hat sich Neumann gleich ausgebeten. Für diesen Sommer ist mir hier viel abgeschnitten; auch der Umgang mit den Seminaristen ist mir versagt. — Die redlichsten Männer, die ihr Leben dran gesetzt, Weisheit zu erlangen, hier thun sie arge Mißgriffe, hier ist ihre Kunst zu Ende; es ist ihnen aber nicht gegeben, die Herzen zu öffnen, die ihnen nicht offen sind, noch die innersten Gedanken zu erforschen; ihre Schlüsse sind trügerisch und es vergeht oft ein Menschenleben, ehe eine Freundesbrust die Wärme und die Inbrunst des verkannten Herzens fühlt."

Von seiner Lage hatten die lieben Raumer's das tiefste Verständniß. Sein treuer Maßmann, der bei ihnen im Frühling weilte, sendet ihm folgende Trostworte (16/4. 20):

„Den HErrn zum Gruß! Sieh meinen Gruß obenan! Der HErr ist der Herr des Friedens und der Liebe. Denke nicht, daß ich auch noch auf Dich bitter und herbe einreden, rechten und worten will, wie so viele Dir gethan haben, auch die liebsten Leute, die es freilich aus Liebe zur guten Sache gethan haben, der Eine mehr, der Andere weniger mit Liebe. Ich schrieb Dir kürzlich, Du habest durch unsere Thorheiten und Fahrlässigkeiten Dich sollen gewarnen und witzigen lassen, wegen Deiner Papiere! Dabei bleibe ich auch! Ein Anderes aber ist, wie wir viele gethan haben — die bitter böse werden, als habest Du Alles verschuldet und Alles verdorben und Alles erst veranlaßt, als habest Du, was man bei Dir Tagebuchliches gefunden, erst gestern und ehegestern geschrieben! Einer mehr, einer weniger auf den Berliner Listen! Das Maß der Feigheit und Finsterniß ist längst voll! — Und von uns (zumal uns jungen Leuten) haben wir Alle gesündigt, gefehlt, und sind alle nicht rein von Unvorsichtigkeit, unchristlichem Haß und Nichtverleugnung des Eigen-Kitzels. Ich hatte mich bisher in Deine Seele hineingefreut und Gott gedankt, daß Du frei geblieben warest von aller Anfechtung, und unter die wenigen gehörtest, die harmlos ihr stilles Leben fortführen könnten, als unangetasteter, noch unverdächtiger und unanrüchiger Nachwuchs und zweites Aufgebot. Nun hast Du auch geschmeckt, oder doch gekostet, was so vielen eingebrockt worden. Jetzt bist Du geweiht zu einem mehr bewußten Nothwehrleben, zum innern unmittelbaren Widerkampf der Seele gegen die Anmuthung der Welt. Laß Dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem!“

Inzwischen war auch in Berlin über den Bruder Wilhelm die Untersuchung verhängt worden. Der dort dieselbe führende Regierungsrath Tschoppe war auf dem Kloster bei dem Director Bellermann gewesen, und hatte sich entsetzt, daß gerade dort so viel Demagogen wären, und hatte, wie Wilhelm schreibt, „uns — Liebetrut, Hohnhorst, Sybel und Wilhelm, namentlich genannt. Da haben sich beide entsetzt.“ Es fanden mehrmals Verhöre statt. Ihnen, wie anderen, die nach mehrmonatlichem Gefängniß wieder befreit wurden, war verboten, die Stadt ohne Erlaubniß zu verlassen, den bisherigen Umgang mit den Turnern zu pflegen und sich der-

gleichen Aeußerungen wieder zu Schulden kommen zu lassen, auch die bisherige altdeutsche Tracht beizubehalten. Auf Grund solcher Nachrichten hatte Philipp in Breslau ein devotes Schreiben, um Aufhebung des „Stadtbannes“ im Mai an die Behörde gerichtet, und darauf im Juni „eine vergnügliche Antwort, Amnestie“, bekommen, daß er nach Halle gehen könne, um seine Studien daselbst fortzusetzen. Zum Abschied holte er sich Grüße von Steffens, der ihm sagte: „Lieber W., ich habe als Jüngling viel geträumt und dem Traume nach gethan, hätte ich in Ihrer Zeit gelebt, ich hätte geträumt und gethan, wie Sie!“

Ehe er's sich versah, bekam er noch zuvor Besuch und Reisebegleitung. Ueberraschend kam Bruder Wilhelm aus Berlin. Es war in damaliger Zeit und bei der besonderen Aufsicht, die auf ihn, als verdächtigen Schüler, gerichtet war, „ein dummer Streich“, ohne Erlaubniß, weder vom Vormund, noch von dem Director, noch von der Behörde, diesen Ausflug zu unternehmen. Die Folgen waren denn auch bitter genug. Nach der Rückkehr trat der Vormund, der sich bisher so gar nicht um die Familie bekümmert hatte, als alljährlich seinen Bericht zu schreiben, als Polizist auf, ließ sich Briefe von Philipp zeigen und brachte diese sofort zum Regierungsrath Tschoppe, der aber so edel war, keinen Gebrauch davon zu machen, sie vielmehr den Schwestern zurückgab. Die Schulstrafe war, daß Wilhelm das Kloster, freilich mit den besten Empfehlungen, verlassen und später mit dem Werder'schen Gymnasium vertauschen mußte. Der Vormund wurde ferner auf's Strengste angewiesen, scharfe Controle zu üben; endlich erhielt Wilhelm, da man dem neuen Vormund, der inzwischen eingetreten war, die körperliche Züchtigung nicht zumuthen wollte, drei Tage Arrest. Noch ehe der Schulwechsel für Wilhelm möglich gemacht wurde, versuchte der Vormund, ihn zur Erlernung eines Handwerks zu bestimmen. Zum Schwertfeger allein hatte er Lust; doch wollte er's machen wie Philipp, als Schreiber sich so viel verdienen, um Privatunterricht zu bezahlen, und dann das Seminar besuchen; doch, wie oben schon erzählt, Philipp's ganze Energie hinderte dies.

Wilhelm's so theuer erkauftes Zusammensein mit dem Bruder konnte nicht lange dauern, da des Letzteren Abreise von Breslau schon auf den 21. Juni (1820) festgesetzt war.

Fünftes Capitel.

Wander-, Lehr- und Dienstzeit.

Die Reise ging zu Fuß; bis Bunzlau in Begleitung von Wilhelm, dem 14jährigen Obertertianer, den er hierbei wieder von Herzen lieb gewonnen, trotz seines dummen Streiches. In Bunzlau trennten sie sich. Wilhelm ging über Neuzelle, wo die Klosterbauten ihn ganz besonders interessirten, und wo er beim Zeichnen derselben den Plan faßte, bis nach der Confirmation die Schule zu besuchen und dann seine Aufnahme in das Seminar, dessen Leitung Harnisch bekommen sollte, zu bewirken. — Philipp's Weg dagegen ging über Görlitz; seinen Geburtstag feierte er auf dem Oybin; dann ging er durch alle schöne Punkte der sächsischen Schweiz nach Dresden, wo er durch die Freundlichkeit und in Begleitung des ihm begegnenden Vaters seines ehemaligen Schülers Ohl aus Breslau, herrliche Tage verlebt; über Leipzig war er dann am 7. Juni in Giebichenstein, bei den lieben Raumer's. „Von hier sage ich Euch Nichts, denn daß ich nun selig bin im köstlichen Hause, lang ersehnt in dem traurigen, dumpfen, hohlen, zuletzt wilden und ingrimmigen Leben.“ Ja es klangen nun wieder fröhliche Weisen. Gleich am andern Morgen, als die herrliche Morgenluft ihn umfing, singt er:

Ach Klänge und Lieder
In Herz und Brust,
Von Schwestern und Brüder,
Von Himmelslust.
Die heilgen Wogen
Vom Himmel her,
Ein Regenbogen,
Ein Liebesmeer.
Als wenn aus Tiefen,
Aus Höhen fern,
Mich Engel riefen
Zum ewigen Stern.

Ein anderes Mal:

Kommt vor meine goldnen Thore,
Meine Wälder, meine Gärten,
Meine Schätze, meine Steine,
Mein Herrlichkeit!

Darum kommt in meine Gärten,
In die Säle, in die Hallen,
Himmelshell mit Stern und Sonne,
Lieblich aufgeschmückt.

Denn nun soll die junge Wonne
Lauter neue Lieder schallen,
Und versteinen und verhärten,
Was die alte drückt.

Und es sollen nimmer enden
Sagen, Mährchen und Gesänge,
Und es soll mit leeren Händen
Kommen keine Lust.

Er traf hier neben Vater und Mutter Raumer noch der letzteren Mutter und Schwester Sophie, und die bewährte, treue Hausfreundin von Breslau, Auguste Teschner; die Kinder, „Bruder Rudolph und Schwester Dorothee", waren wieder frisch und munter nach der Scharlachepidemie, in welcher der dreijährige Otto ihnen entrissen war. — In den ersten Tagen gab es nun viel zu sehen in der schönen Umgebung von Giebichenstein und Halle. „Ein großer, großer Garten — schreibt er — (mein Kämmerlein sieht hinein) erstreckt sich auf einen Berg hinauf, von dem man hin und wieder herrliche Aussichten auf die Saale hat, in ihre Felsenufer hinein, auf die alte Burg." „Die schönsten Baumgruppen kunstvoll geordnet; an der tiefsten Stelle ein dunkler Tannenweg; die Gebüsche bewohnt von unzähligen Nachtigallen. Vom frühesten Morgen bis zum späten Abend lebten wir womöglich außer dem Hause."[21] „Daneben der Amtsgarten, wo die mit Raumer's verwandte Familie des Amtsrathes wohnte, mit der schönen alten Ruine, dem Giebichenstein; in ihr noch das hohe Fenster, wo Ludwig der Springer sich hindurch rettete; die mit Epheu umzogenen Felsenpartien."[22]

Er singt davon:

Heut' sollst Du in den grünen Wald
Und auf die Wiesen gehen,
Damit Du Deinen Heiland bald
Magst wohl geschmücket sehen.

Wie weit er über alles Land
Die wundergrünen Scheine
Hat schön und lieblich ausgespannt
Mit Hulden, daß ich weine.

Mit Huld und auch mit aller Gnad',
Auf daß wir Kinder werden,
Sonst er uns gar verborgen hat
Die Wunder seiner Erden.

Ach! wer doch wie ein Kindlein wär,
Den großen Glanz zu schauen,
Die Blümlein, immer mehr und mehr,
Auf Feldern und auf Auen.

So hell und klar, so thau und frisch,
Ach gehet auf die Schwelle,
Es ist ein großer Freudentisch,
Ein Weihnachtsfest so helle,

Die Kindlein alle zu erfreun
Mit Gnaden und mit Gaben,
Der Fülle soll kein Maß je sein
Und auch kein Ende haben.

So lebhaft er in seiner kindlich tiefen Empfänglichkeit alles Neue aufzunehmen wußte, — einen Schmerz, eine große Trauer im Herzen hatte er von Breslau mitgebracht. Schon acht Tage nach seiner Ankunft schreibt er: „Wie ist mir seit Tagen? Soll diese innere Zerrissenheit fortdauern? HErr und Heiland, ich dachte, hier sollte ich zur Ruhe kommen! — Und frage ich mich, so kann ich es mit Worten nicht ergreifen und fassen, was mich also mit fortwährender, inniger Trauer erfüllt! — Hab' ich mich noch nicht ausgetobt und will das Feuer von neuem wüthen? — Nein Seele, das ist es nicht und der Ingrimm ist lange abgethan! — Ach ich weiß nicht, was mir fehlt, wie mir ist, der Herr tröste mich in dieser großen Seelenangst! — Ich suche und kann

nicht finden, was ich suche. Es muß Ruhe sein, die ich suche. Oder suche ich, was ich verloren habe! Dann suche ich Ruhe nicht, denn ich habe sie nie gehabt, es sei denn, daß ich einer frühen, frühen Zeit gedenke, — wie lange aber ist die dahin —. Suche ich die etwa, und ihre Ruhe, die unaussprechlich ist? Ihre Seligkeit, die die rechte ist? Ach! es ist ein Sommer verflossen und etwas mehr. Das ist die Zeit, die sehr arg gewesen. Ich gedenke ihrer oft. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich ihrer jetzt und fast immer gedenke in meiner sehr großen Beklemmung und Angst, und meine Trauer hangt mit an diesem Gedanken, als wäre sie ohne ihn nicht also. — Diese Zeit war eine Zeit des Ingrimms. Das wird nie einer recht verstehen und recht mitfühlen können, wie es da in mir gezerrt und gezogen. Ach! ich war ganz allein, ganz allein; — das Herz verschloß sich in sich. — Bin ich vielleicht hier an der Thür zu dem Verständniß meiner Trauer? — Ich glaube, Gott hat mir die große Gnade gegeben, die Kindschaft des Geistes und Herzens lange mit in's Leben zu nehmen. Alle aber, die Gott kindlich erhalten in dieser Zeit, hatten große Liebe und Treue im Herzen, und wollten nicht lassen, also daß sie in ihrem großen Eifer oft fehlten. — Andere aber waren verständiger; ihr Gemüth war nicht so voll, und sie grübelten mehr und brachten mit ihren Schlüssen viele Beweise zusammen für Sätze und Gegensätze. Sie waren aber nicht wie die Kinder. Unter ihrer einigen lebte ich. — Sie brachten eine große Liste vieler Fehler, Unbesonnenheiten zusammen. Bei den vielen wohlgemeinten Rathschlägen, väterlichen Verweisen, kalten Ermahnungen, theils zur Offenheit, theils zur Besserung, gerieth mein Gemüth unter die Prüfung des Verstandes. Und es fing eine große Schau an. Und als der Verstand fertig war und die Prüfung vorüber, da war die Kindlichkeit derweil weggezogen und der Verstand nahm sogleich einen Theil der leeren Gemächer ein. Die Unschuld war dahin. Ach das ist meine Trauer, gewiß nichts weiter, und alles andere sieht wohl auch traurig aus, aber nur im Schatten dieser einzig großen. Das eine davon ist, daß ich bei Kindern nicht mehr so bin, wie sonst. Das ist die verlorene Unschuld, daß ich weiß, was ich liebe und hasse, und zuletzt mit dem Verstand liebe und auch dann die Liebe weggeht.

O, ich möchte weinen, ich möchte mich einmal ausweinen. — Ach! wenn einmal mein Herz wieder so heiter und ruhig würde, daß es die Lust zu schönem Gesange gewinnt! —

Ach, wie lang und thränenschwer!
Könnt ich weinen, könnt ich beten!
HErr, wo kommt, wo kommt denn her,
Was mich so mit Schmerz betreten?

Willst Du springen, volle Brust?
Geuß Dein stilles Weh und Sehnen
In die Augen unbewußt,
Fließe hin in Klag' und Thränen!

Sang und Thränen auch zugleich!
Ach, wem soll ich singen, weinen?
Wohl ist Erd und Himmel reich
Und die lieben Sternlein scheinen!

Ach, vielleicht nur diese Nacht,
Und die Schwere ist entnommen,
Der sie so mit mir durchwacht,
Wird wohl mit der Sonne kommen!"

Doch diese Stimmung dauerte an. Noch gegen Weihnachten schreibt er „seinem lieben Bruder Maßmann". „Wo ist mein früherer Sinn! Die frühere Frische, der nichts zu groß, zu schwer war? Ich habe nur Freude an den beiden Kindern auf dem Amt (die er mit den Raumer'schen unterrichtete), und den Kindern hier; sonst ist mir meist Alles gleich. — Aber es muß anders kommen." Weder das gottgesegnete Raumer'sche Haus, wo es ihm in's innerste Herz ging, wenn ihn Raumer oder die liebe, liebe Mutter Sohn heißen oder so behandeln und ihn zum Pathen des jüngstgeborenen Sohnes erwählen, — noch die Harzreise, noch anhaltende Arbeit vermochten ihn aus dieser Stimmung herauszureißen; in langen Briefen wollte er sich Alles von der Seele schreiben; auch gegen Bruder Wilhelm kommt seine Stimmung in einem ernsten Briefe zum Ausdruck, in welchem er ihn ermahnt, die unbefangene, natürliche Kindlichkeit sich zu bewahren, und warnt, sich nicht auf's Wortemachen zu legen. Von seinen Dichtungen aus dieser Zeit, die seines Herzens Stimmung abspiegeln, theilen wir folgende mit:

Ganzes Leben.

An wen verkauf' ich mein Leben,
Mein Leben wohl in der Welt?
Dem Schaffen will ich es geben,
Dem Wirken um Ehr' und Geld!
  Ach! weh' Dir, mein jung', frisch' Leben,
  Wenn das in die Zügel Dir fällt!
  Euch Wangen, so hochroth gegeben,
  Wenn das seine Wechsel d'rauf stellt!

So gab ich mein Leben den Kriegen,
Den Schlachten mein Leben so gern,
Mit Waffen in Lüften zu fliegen,
Mit Waffen auf nah und auf fern.
  Ach Arme, für wen wollt Ihr kriegen?
  Ach Füße, für wen wollt Ihr stehn?
  Das eitle Wesen laßt fliegen,
  Und sollt auch zum Raube nicht gehn!

Ach, soll ich mit Füßen denn laufen,
Im Sturme nach einigem Ziel,
So will ich mein Leben verkaufen
Dem Lande mit Freuden so viel,
  Dem Lande, dem Bruderleben,
  Drin meinen Gott ich erkannt,
  Dem Vaterland will ich es geben
  Mit Kräften in Herz und in Hand!

Später singt er:

Hab' ich die frühen, herben Sünden
Noch immer nicht genug gebüßt?
Ein Kindlein kann die Brust nicht finden,
Die ihm den ein'gen Harm versüßt.

Nun Blumen springt, wie immer weiland,
Mit bunten Kleidern bald hervor,
Daß ich vielleicht in Euch den Heiland
Erfinde, den ich so verlor.

Die grünen Tücher auf den Auen,
Die goldnen Spiegel allzumal,
Vielleicht kann ich den Tröster schauen,
Den ich nicht oben seh, zu Thal.

Und was sich spiegelt in der Welle,
Das muß viel treuer oben stehn,
Du lieber Gott, dann laß mich helle
In Deinen blauen Himmel sehn!

Und in Sehnsucht nach der früheren Zeit:

Schöne Zeit, wann kommst Du wieder,
Wo aus meiner freien Brust
Neu ertönen solche Lieder,
Neu erwacht die frühe Lust?

Verschlossen wandl' ich jetzt allein —
Wer soll des Herzens Ruhwart sein?
Wer hat den Schlüssel in der Hand,
Und wem ist meine Thür bekannt?

Verschlossen wandl' ich wohl allein die Bahn,
Doch weiß ich einen Pförtner wohlgethan! —

Neben dem Unterricht der Kinder waren es seine Studien, welche die Zeit ausfüllten. Nach dem Turnen sehnte er sich vergeblich. Unermüdlich war er im Arbeiten an Krystallen, die er in Modellen und Zeichnungen auf's sauberste darstellte. Schon in Breslau hatte er nach Raumer's Anweisungen Krystallnetze gezeichnet; noch fleißiger machte er sich jetzt in Raumer's Gegenwart an die weiteren Arbeiten. Daneben studierte er Krystallographie und Trigonometrie besonders bei Pfaff.

Raumer hatte ein offenes Haus für Alle, die sich ihm nahen wollten.[23] Die alten Freunde kamen im Sommer und mietheten in der Nähe Sommerwohnungen; die Verwandten wohnten im Hause selbst; Gelehrte, Musiker, z. B. M. v. Weber, dem die Studenten einen Fackelzug brachten und seine schönen Compositionen von Volksliedern vorsangen, sprachen vorübergehend an. Luise Reichardt brachte neue musikalische Anregungen, sie gab den Hausgenossen, auch Wackernagel Gesangunterricht. Es war ein überaus anregendes und erfrischendes Leben. v. Raumer genoß auf allen Universitäten das vollste Vertrauen der Studierenden, namentlich derjenigen, die der Burschenschaft angehört. Er war für sie energisch im Senat, wie bei den Behörden eingetreten. Wer von ihnen durch Halle kam — und deren waren sehr viele —

besuchten ihn. „Viele besuchten uns fast jeden Abend. Mit den musikalisch Gebildeten wurde dann, in Verbindung mit den Damen des Hauses, viel Schönes gesungen; auf der Saale gefahren. Wackernagel gehörte nicht bloß zu den Sängern, sondern bei der Leichtigkeit seiner poetischen Gestaltung zu den Dichtern, an den Geburtstagen, oder aus dem Stegreif, oft zur Freude und Verwunderung der Anwesenden. Hier machte Wackernagel viel Bekanntschaften. Doch zogen nur wenige von diesen ihn an; sein Herz hing an den alten Berliner Freunden, die ihn jedes Mal auf der Durchreise besuchten, und zu denen er sich, wie seine herzlichen, oft sehr langen Briefe zeigen, am meisten hingezogen fühlte. Nichts war ihm gerade bei seiner damaligen Stimmung heilsamer als ein Besuch bei den Seinen in Berlin, die er seit seinem Abgange nach Breslau, seit fast zwei Jahren nicht gesehen. Mit Bruder Carl verabredete er heimlich den Besuch, doch ward er verrathen. Jener kam nach Halle mit Wilhelm, um ihn abzuholen. Die Zeit in Berlin verlebte er mit den Geschwistern und den alten Freunden, und da auch v. Raumer später noch nachkam, mit diesem in den verschiedensten Kreisen, namentlich in der gelehrten Welt, wo er durch jenen vorgestellt und bekannt gemacht wurde.

Nicht minder lehrreich und wichtig war nach Verlauf des Sommersemesters die mit Raumer im September unternommene, fast vierwöchentliche Reise, meist zu Fuß, durch das südwestliche Deutschland. Diese war nach den verschiedensten Hinsichten für ihn wichtig. Nicht bloß Land und Leute, Gegenden und Sitten, Steine und Pflanzen, Natur und Kunst, auch eine Reihe hervorragender und merkwürdiger Persönlichkeiten wurden ihm so bekannt.[24] Es ging über Altenburg nach Gleina zum Bauer Etzold, der sich neben seiner Landwirthschaft sehr mit deutscher Literatur beschäftigte, so daß wir uns mit ihm über Göthe, Schiller u. s. f. wohl unterhielten. Nach dem Essen fuhr er uns nach Löbichau, in das Schloß der kürzlich verstorbenen Herzogin von Kurland, wo Binzer, der Dichter, Componist und wegen seiner herrlichen Stimme auch bekannte Sänger des in der Studentenwelt so bekannten „Wir hatten gebauet“ weilte. Dort wohnte auch Tiedge. Mit diesem, Etzold und Binzer verlebten sie einen merk-

würdigen Abend. „Tiedge stellt sich so ganz anders dar, als sich nach seiner Urania vermuthen läßt. Ich hatte immer gemeint: Verhimmeln müsse den Dichter derselben charakterisiren. Wie wurde ich überrascht, als der alte, joviale — satyrisch witzige — Mann uns bis Mitternacht mit den launigsten, ja etwas mephistophelischen Reden die Zeit vertrieb." Unter vielem Regen ging es durch die trotz des schlechten Wetters köstliche Gegend über Hof nach Bayreuth, „das so viel Aehnlichkeit mit Potsdam und Dresden hat". „Hier tranken wir das weinklare Frankenbier, wovon man in den anderen Bierländern keinen Begriff hat. Abends besuchten wir Jean Paul; „man sieht diesem berühmten Mann das Bier an"; doch fanden wir ihn sehr niedergeschlagen, wegen der schweren Krankheit seines in Heidelberg studierenden Sohnes. In der Bamberger Moritzkirche las zur Feier des Concordatsabschlusses Fürst Hohenlohe Messe; alles ist voll von wunderbaren Thatsachen; in der Abtei Ebrach wurde ein großartiges Feuerwerk abgebrannt; die aufsteigenden Raketen erhellten die dunklen Berge. In Würzburg wurden dagegen Spottverse auf ihn gesungen:

Zum Wunderfürsten kamen
Die Blinden und die Lahmen,
Was war das Wunder, das geschah:
Der Blinde ging, der Lahme sah."

Nach Stuttgart kamen sie zum Geburtstage des Königs; sie besuchten daher in Kannstadt sofort das große Volksfest mit der landwirthschaftlichen Viehausstellung, Wettrennen, Spielen. „So viel ist gewiß, daß dies Fest ein sehr erfreuliches und viel versprechendes ist; nur scheint noch zu wenig gethan, um es wirklich zum Volksfest zu machen; die Bürger z. B. sind bloße müßige Zuschauer; ebenso hängt das Fest bis jetzt nur von den Thieren ab; — ein Mastbaum ist nicht genug, und wiederum sind Mastbäume nicht genug;" zum Schluß fand auf dem Schloßplatz ein großes Feuerwerk statt. Vor Allem war es die Gemäldesammlung der Gebrüder Boisserée, welche die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich zog. „Sie war für uns, die wir bis dahin fast nur die Italiener kannten, bewundern und lieben gelernt, ein ganz neuer, eigenthümlicher Gegenstand der Bewunderung und Liebe."

Wie schon für die Dresdener Galerie, so hatte er auch für diese Sammlung nicht bloß Verständniß, sondern auch innere Freude. Er unterschied sich in diesem wie so manchem anderen Punkte von Jahn, der, wie Steffens erlebte,[25] auf einen Kupferstich von der Dresdener Madonna zeigend, sagte: „Betrachte diese Figur, ist sie nicht mit einer durchaus verwerflichen, lockenden Sinnlichkeit entworfen?“ und dann versuchte er es, auf einige und eben die schönsten Formen der Gestalt aufmerksam zu machen. — Ueber die genannte Sammlung schreibt Wackernagel: „Es ist eine sehr gute Einrichtung, daß man von der großen Menge Gemälde nicht stumpf gemacht wird, so daß man kein einziges recht auffaßt und festhält, sondern von einem zum andern fliegt, ohne Betrachtung, ohne Freude. Die Besitzer haben für jedes der Gemälde, welche ihre Sammlung eigentlich schätzenswerth und berühmt machen, ein eigenes Zimmer bestimmt, welches nur ein Fenster hat und dem passend aufgestellten Bilde das rechte Licht mittheilt.“ Nun beschreibt er die einzelnen Perlen der Sammlung: „Die sterbende Maria von Shorell ist mir das liebste; schöner kann der Tod nicht gedacht werden.“ Außerdem beschreibt er Eyk's Anbetung, Lucas die Maria malend, Hemling's Anbetung, und Manna suchende Israeliten; vor Allem verweilt er bei des letzteren Christuskopf. „Wir hatten von diesem Kopf, dem keiner gliche, viel gehört. Jetzt war er bis zuletzt gelassen; wir waren sehr gespannt. Wir sollten den Heiland der Welt sehen, wie ihn noch nie einer aus dem Herzen entwerfen konnte, und wollten daran das eigne Bild messen. Dieses trat in dem Augenblick mächtig hervor. Da ward das Bild geöffnet. Neu, muß ich gestehen, fand ich gar nichts in dem Bilde. Wir sahen es näher an, sahen die lebendigen Augen, ein schönes Männergesicht, wie keines. Aber ein Christuskopf wollte es nicht werden. Die Malerei war zu bewundern, aber bei diesem Bilde hätte ich gern gewollt, man wäre auf diese Bewunderung gar nicht gefallen. Mir ist es, als wäre die kunstreiche, mühevolle Ausführung jedes Härleins, ja jeder Ader in der Haut, bei solchem Gemälde unmöglich, als könnte der Maler ein so hohes Bild, welches ihm doch nur in den seligsten Augenblicken mit seiner milden Pracht im Gemüthe ganz hell aufgehen kann, während so

langer Zeit nicht festhalten; das Himmlische muß verfliegen. Wenn hier ein Maler die schnelle Gewalt besäße, das Gemälde gleich nach der Empfängniß mit himmlisch entsprechenden Farben hinzuhauchen, der könnte uns das eigne Bild aus der Seele nehmen. Ist denn das Allerhöchste nicht im Augenblick vollendet? Hier die Entzückung Rafael's!" — Er beklagt es, daß er, um einen bleibenden Eindruck mitzunehmen, diese Sammlung nicht öfter sehen konnte. Er fügte hinzu: „aber sehen muß ich diese Bilder noch mehr als einmal wieder". — Mit dem Chemiker Schönbein gingen sie nach Kornthal, um die dortige, vom Nürnberger Bürgermeister Hoffmann gegründete Gemeinde zu besuchen; dahin waren Alle, welche mit den bisherigen kirchlichen Zuständen, namentlich mit der Aufklärung auf der Kanzel, unzufrieden, gezogen, um auf Grund des biblischen Glaubens eine unabhängige Gemeinde zu bilden. „Es ist nur zu wünschen, daß die Art nicht möge in's Neuherrnhut'sche ausschlagen." In Heidelberg ging man natürlich auf das alte Schloß; „das sind Trümmer, wie ich sie bis jetzt noch nicht gesehen; kann sie aber auch gar nicht beschreiben, hätte sie auch nicht zeichnen können". Abends besuchten sie die Frau de Wette. Nun ging es die herrliche Bergstraße nach Darmstadt, Frankfurt, Hanau, Fulda, Eisenach. Hier besuchten sie den ehemaligen Pfarrer Schröter, der mit größter Aufopferung die armen Stadtkinder gesammelt; mit ihm gingen sie auf die Wartburg, besahen Luther's Arbeitszimmer, („und ich nahm mir zwei Späne von dem Tisch mit, an welchem er die Bibel übersetzte"); die Kirche, wo er gepredigt; die Rüstkammer. „Vor Allem aber ward mir in dem großen Saal wohl, der 1817 gebraucht ward, worin die Minnesänger ihren Streit hatten; zuletzt gingen wir auf den Thurm. — Endlich über Erfurt, Weimar, Jena und Naumburg nach Hause."

Diese Reise mit seinem Vater Raumer, auf der er nun beständig auf diesen angewiesen war, sich in Allem ihm erschließen konnte und des väterlichen Umganges so recht froh geworden, hat denn auch mit beigetragen, seinen inneren Zustand zu klären. — „Es hat jetzt ohne Aufhören in mir gewogt wie ein Wald, durch den der Wind geht, und keine Ruhe ist über mich gekommen. Ich will mich aber nun schon herausfinden." „Geistige Anfechtungen

sollen nie Stimmungen veranlassen; es ist Alles durch einen stillen, ernsthaften Kampf oder durch neue Richtung zum Himmelhohen daniederzuschlagen. Ein einiger, fester Glaube: „Er hat die Welt überwunden!“ — soll mich bewegen, mich von der Welt frei zu machen, durch den Glauben, daß ich schon von ihr frei bin.

Zurückgekehrt fand er seine erste eigne Arbeit schon theilweise im Druck vor. Es war Raumer's ABC der Krystallkunde erschienen, wozu Wackernagel die Krystallnetze in besonderem Werk nebst erläuterndem Text bei Reimer in Berlin auf Raumer's Anlaß gearbeitet, herausgab. Für das anbrechende Wintersemester (1821—22) mußte er sich gewaltig zusammennehmen; es war besonders die Trigonometrie und das soeben erschienene und von seinem Lehrer, Prof. Weiß in Berlin, übersetzte Werk: Hauy's Mineralogie, womit er sich beschäftigte. Von seinem Osterbesuch in Berlin kehrte er über Dresden zurück, wo er den Maler Kopmann, die Söhne Kügelgen's und Raumer's Freund, den Mineralogen Przystanowski, besuchte; und über Freiberg, wo er die Werner'sche Steinsammlung in Augenschein nahm.

War es im vorigen Jahre der Südwesten Deutschlands, so jetzt der Nordwesten, wohin er im September seine Erholungsreise lenkte, dieses Mal allein. Er ging — natürlich wieder zu Fuß, mit dem kleinen Ränzel von Wachsleinwand und dem Skizzenbuch, — über Wolffenbüttel und Eisenach, wo er den lieben Schröter besuchte und mit dessen Kindern den Sonntag auf der Wartburg verlebte, nach Kassel, wo er auf Raumer's Anweisung die Gebrüder Grimm besuchte. In Marburg sah er unter Begleitung des ehemaligen Breslauer Prof. Bartels die schöne Elisabethkirche und die sehr schönen Umgebungen; Regenwetter hinderte die Fortsetzung der Reise, und den Tag über vertrieb er sich mit den vielen Kindern Bartels' die Zeit; er zeichnete ihnen vor, erzählte ihnen Sagen, ließ sie Briefe an Rudolf v. Raumer schreiben. Am nächsten Tage ging es mit den ältesten Kindern nach Wetzlar, wo er nicht versäumte, Werther's Grab aufzusuchen; er erlebte dann eine Weinlese am Rhein, war aber bei der ersten Bekanntschaft mit dem Rheinwein in dreifacher Hinsicht getäuscht: sofern die Trauben nicht größer, sondern nur besser sind, als in der Heimath, ebenso wenig

billiger; und daß der gute Wein selten zu trinken ist; fuhr zu Wasser mit der von Mainz nach Köln gehenden Jacht bis Koblenz. Hier besah er das Haus von Görres; über Neuwied und Andernach ging es nach Kloster Laach, wo er sich jedoch getäuscht fühlt. In Bonn besuchte er natürlich Arndt, und aß den Mittag bei ihm; „er ist sehr still, was gewisse Sachen betrifft. In seinem Hause geht er, wie es hier Sitte ist, in einem blauen Oberhemd, wie die Fuhrleute tragen; er hat viel Aehnliches, z. B. in der Art zu sprechen, mit Jahn, das plötzliche rasche Bewegen und Hingreifen der Hände dabei. Auch hat er immer seine beiden Jungen um sich und kein Besuch stört ihn.“ Abends war er, da Arndt selbst eine Einladung angenommen hatte, mit der Frau und dem ältesten Sohne zum Thee. — In Köln trat ihm der Romanismus wieder ein Mal sehr arg entgegen: so in den Anschlägen an den Kirchthüren; z. B. „Morgen ist St. Mauritii; wer an seinem Altar 24 Gebete dieser und jener Art betet, hat acht Tage Ablaß.“ Mir hat sehr oft die Hand gezuckt, diese Zettel voller Lästerungen abzureißen. Es ist ein grausamer Betrug. Fast den ganzen Nachmittag brachte er in und um den Dom zu, dessen Freilegung er als dringendstes Bedürfniß ausspricht. „Ich weiß nicht, wie ich mich über meine Empfindungen bei der Betrachtung dieses Baues ausdrücken soll; außerdem daß sich von Betrachtung gar nicht reden läßt; es ist im Gegentheil, als wenn er einen betrachtete. Ich habe mir ordentlich Gewalt anthun müssen, inwendig einiges Einzelne besonders zu behalten, außen ist es mir ganz unmöglich gewesen. Ein halb Jahr müßte man in Köln wohnen und täglich einige Zeit beim Dom zubringen, dann würde man endlich das anfangen können, was man Studium nennt. Mein erst Gefühl war eine volle Genüge. Der schöne Bau ist inwendig und auswendig wie ein prächtiger weiter Faltenwurf eines weiten Kleides. — Der Idee und dem ersten Plan ist ohne Abbruch nachgegeben. Geld, Raum, Zeit, Stoff, Arbeiten — nichts scheint berechnet gewesen, Alles ohne Knickerei zugeflossen zu sein. Der Bau ging wohl vor sich wie die Bereitung eines köstlichen Gastmahls. Wäre die ganze Kirche vollendet, man müßte darin wie aufgelöst werden. Schon jetzt, so wie man hereintritt, ist es beides: als schlinge

sich ein weiter Mantel über das Haupt zusammen, und als ginge man wie ein kleiner Theil dieser Fülle ganz auf in ihr. — In ihm ward mir wohl." — Darum konnte er sich auch gar nicht von ihm trennen. — Ueber Solingen, Elberfeld und Barmen, wo er mit dem Bruder Karl, der dahin in die Fremde gegangen war, einen sehr munteren Tag verlebte, ging es nach Schwelm, Limburg, in das Felsenthal und Felsenmeer bei Sundwich, wo er herrliche Quarzkrystalle fand; über Kassel, Göttingen und Nordhausen kam er nach dreißigtägiger Abwesenheit, in der er 120 Meilen gemacht, zurück.

Geistig hatte er sich sehr erfrischt; aber körperlich war ein etwas verschlepptes Uebel, ein Magenleiden, in Folge anhaltenden sitzenden Arbeitens doch nicht gehoben. Die regelmäßige körperliche Anspannung und Uebung, wie sie das wöchentlich regelmäßig geübte Turnen mit sich brachte, fehlte ihm seit seinem Aufenthalte in Halle: einen Turnplatz gab es nicht; und war einer gewesen, so war er polizeilich geschlossen! „Mir ist die lange Zeit vor und während meiner Reise und auch nachher gar nicht recht wohl gewesen; nichts war mir recht und alles Schreiben ging mir immer hart an." Aber es war doch dieses nicht allein, was ihn jetzt quälte. „Ich stecke so voll Brütenthum, so viele Räder schlagen jetzt in mir ihre Kreise durcheinander, daß es ein heißes Schmettern fortwährend, eine uranfängliche Grundsuppe so vielerlei Elemente ist, die alle durch den leisesten Einfluß von Außen wüthend durcheinander weben, schießen und platzen, daß mir der Kopf brennt. Und das ist Alles zum Theil große Kränklichkeit, Magen, nicht Herz. Dabei schreibt man nicht gern, wenn man auch in der nackten Wirklichkeit seine wenigen klaren Gedanken alle auf einen Punkt hinstrengen muß. Man greift sich dabei sehr an. Ich habe früher nicht recht an ein Angegriffensein dieser Art glauben wollen. Nach und nach erfährt man es aber." — „Ich werde es nie für nothwendig erachten —, schreibt er an seine Geschwister zur Rechtfertigung seines längeren Schweigens auf ihre Briefe —, meine ganze innere Rastlosigkeit vor Euch zu entwickeln und Euch meine bunten Welten eben darzulegen; ich kann Euch nur ihr Vorhandensein versichern. — Wiedersehen werdet Ihr mich schwerlich vor meiner

vollkommenen Ausbildung, wie ich den Zustand nenne, der wie ein Morgen auf jene unruhige Nacht folgt. Ich habe schon im Stillen erkannt, welche äußere Vorfälle den Anfang dieses Endes beschleunigen können, und werde suchen, sie bei ihrem Eintritt zu prüfen und festzuhalten." Er deutet gegen Ende des Jahres 1822 eine Veränderung seiner Verhältnisse an, die auch Ostern 1823 stattfand.

Ueberblicken wir noch ein Mal seinen fast dreijährigen Aufenthalt in Halle und Giebichenstein, so wohnte er im Raumer'schen Hause und beaufsichtigte die Kinder und unterrichtete sie zugleich mit den benachbarten Kindern des königlichen Domainenpächters. Gleichzeitig lag er aber seinen Studien ob. Durch v. Raumer und nachher Steffens in Breslau war er fast einseitig für die Naturwissenschaften gewonnen; vorzüglich aber für die Mineralogie. Zwar botanisirte er auch hier fleißig; aber seine Hauptneigung und auch besondere Gaben zogen ihn stets zu ersterer Wissenschaft und zwar besonders wieder zu demjenigen Theile, der unter dem Namen Krystallographie vor Allem durch Weiß in Berlin und dann auch durch v. Raumer angebaut war. Zu dem Zweck mußte er weiter besonders Mathematik nach den verschiedensten für ihn wichtigen Zweigen: Stereometrie, Trigonometrie u. s. w. und Physik und Chemie studieren. Seine Lehrer waren auch in Halle außer v. Raumer noch Pfaff und Schweigger. Für das Fach der Mineralogie hatte er besonders die Schriften von Weiß, die ihm bei der Feinheit der Ausführung und Neuheit der Methode besondere Schwierigkeiten machten, ohne des Meisters Anleitung zu studieren; um so erwünschter war ihm die Erlaubniß, in den Ferien, so oft er in Berlin war, ihn persönlich aufzusuchen und durch ihn Zugang zum Mineralienkabinet zu erlangen, wo er denn auch vielfach Aufschluß über die zu lösenden Probleme empfing.

Die erste literarische Frucht dieser Studien waren die schon erwähnten Zeichnungen: „Netze zu den Krystallmodellen, gezeichnet und beschrieben." Nach den Angaben von Raumer und den Intentionen von Weiß hatte er sich mit ungemeinem Geschick der neuen graphischen Methode zugewendet, zugleich aber auch überhaupt mit der bisher so beliebten Pestalozzi'schen Methode gebrochen, welche besonders in der Josef-Schmid'schen Formenlehre ausge-

bildet war und zahlreichen Schriften zu Grunde lag. Es war nur ein Spielen mit Strichen, ohne daß man doch in die wahre Raumwelt eingeführt wurde; sie bewegte sich zwischen Zeichnen und Geometrie. Durch v. Raumer angeregt, hatte Harnisch die Geometrie zuerst als Raumlehre behandelt, und so diesen Unterrichtszweig der Jugend näher gebracht, als dies auf dem bisher allein üblichen Wege mit dem Euklid möglich war. Dadurch erlangte es Harnisch, daß sie, ohne an Inhalt zu verlieren, in der Volksschule getrieben werden konnte; so wurde der trockne Schematismus, die Geometrie mit Linien und Flächen und nicht mit Körpern anzufangen, überwunden. Das betreffende Werk von Harnisch: „Raumlehre", das 1822 zum ersten Male erschien, und die praktische Geometrie mit der theoretischen verband, beschäftigte Wackernagel ungemein, dessen ganzes Lernen stets ein solches war, wie der Gegenstand auch praktisch gelehrt werden könne. Zwar sagte es ihm in vieler Hinsicht nicht zu, regte ihn aber zu weiterem Nachdenken in dieser Hinsicht mehrfach an. Schon damals entstanden die Anfänge zu seinem Lehrbuch der Geometrie, an dem er während seines ganzen Lebens gearbeitet und gefeilt hat, das aber nur als Manuscript zurückgeblieben ist, da andere Arbeiten ihm die Zeit in Anspruch nahmen.

Bei seiner gründlichen Kenntniß der neuen, auf der Krystallographie ruhenden mineralogischen Wissenschaft mußten die noch an französische Vorgänger sich anschließenden Arbeiten als veraltet und zu bekämpfen erscheinen. Es waren dies zwei von hervorragenden Vertretern der Mineralogie erschienene Werke: das eine von Hausmann (in Göttingen): Untersuchungen über die Formen der leblosen Naturen (2 Bände, 1821) und Leonhard (in Heidelberg): Handbuch der Oryktognosie (1821). Ueber beide erschienen von ihm sehr scharfe, vernichtende Recensionen in der von Oken herausgegebenen Zeitschrift „Isis" (1822). Der erstere, ein Gegner der v. Raumer'schen Schule, hatte nicht bloß dessen so gehaltreiches Buch „ABC der Krystallkunde" ignorirt, sondern es war ihm auch dessen geometrische Betrachtung der Krystallreihen, vorzüglich des Würfelsystems unverständlich geblieben; ohne die Arbeiten von Weiß und Raumer, selbst die von Hauy, von dem er nur die neuesten, selbst fehlerhaften Zeichnungen ohne Kritik

und Prinzip entlehnte, zu würdigen, hatte er mit großer Anmaßung sein weitschweifiges Buch verfaßt; und wenn man dem jungen Kritiker gleichfalls Anmaßung vorgeworfen, so mußte ihm wenigstens eine ungemein große Sachkenntniß zugestanden werden. In gleicher Weise hatte er Leonhard's Werk, sowohl wegen der Anlehnung an die französische Richtung, als auch wegen zahlreicher Irrthümer im Einzelnen und seiner oft horrenden Sprachbildungen behandelt. — Zwar hatte Wackernagel, und das konnte man mit einigem Schein gegen ihn und sein jugendlich kühnes und energisches Auftreten geltend machen, außer dem oben genannten Werkchen nichts geleistet; aber die Recensionen selbst mußten es doch bekunden, daß er auch ein überlegener Gegner war, der hier zum ersten Male die Flügel regte oder die Feder spitzte. Galt es doch zugleich eine Bahn zu brechen für die deutsche, durch so hervorragende Männer schon begründete Wissenschaft der Mineralogie. Doch fühlte er wohl, daß er auch in selbständigen Arbeiten seine Berechtigung erweisen mußte, solche Sprache, wie er sie geführt hatte, zu reden. Darum veröffentlichte er, um den mehrfachen Anklagen gegenüber sich zu rechtfertigen und neuen vorzubeugen, eine Reihe eigener Forschungen unter der Ueberschrift: Mineralogische Bruchstücke: über den Quarz, neue Krystallisation des salzsauren Natrons, Schwefelkies, Hornblende, die Krystalle eines Doppelsalzes aus schwefelsaurem Kali und Bittererde, über den Flußspat — sämmtlich in der genannten Zeitschrift, zugleich wo es nöthig war, mit auf's sauberste ausgeführten, selbständigen Zeichnungen.

Neben diesen naturwissenschaftl. Arbeiten beschäftigte er sich, veranlaßt durch seinen Unterricht, den er zu ertheilen hatte, nun noch mit pädagog. Studien; sonst blieben die altdeutschen fast völlig liegen.

Einen lebhaften Briefwechsel unterhielt er aber mit seinen Freunden: Maßmann, Liebetrut, Sybel — und besonders mit seinen Geschwistern. Aus dem mit den letzteren geht namentlich sein inniges Verhältniß zu diesen hervor. Er erklärt, mit ihnen mitleben zu müssen. „Ich verkenne es gar nicht und es ist mir sehr lieb, daß Ihr fortwährend so große Theilnahme und Liebe für mich hegt, und Euch meine Briefe so lieb sind. Aber versucht es, diese Theilnahme und Liebe auf ähnliche Art umzu-

wenden, wie man es mit Kartoffeln im Keller thut, und macht mir durch Eure Briefe umgekehrt recht viel Freude. Stellt Euch nicht vor, als lebe ich in Herrlichkeit und Freuden und bedürfte solcher Reizmittel von ferne her, als Briefe sind, nicht; ein jeder Mensch, der es redlich mit sich und dem meint, was er sich vorgesteckt, erkennt wohl Zustände, in denen er sich durch innere Härte und große Kämpfe gegen sich viele Freude vergällen muß. In solchen Zuständen thun ihm dann Briefe recht wohl." „Ich fordere alle diejenigen auf, denen es Freude macht, sich soviel als möglich zu machen und mir häufig zu schreiben." —

Auch er machte sie sich, wenn er an das liebe „Wackergenägel", seine Brüder und Schwestern, an die „treuen Seelen" bald kürzere, oft sehr lange Briefe, ein Mal bis zu 32 Seiten über seine Reisen sendet. „Friede sei mit Euch und Freude in Christo", so grüßt er sie meist; „Gott grüße Euch". Er theilt ihnen Alles mit, was er erlebte, meist Allen zugleich; nur das klagend, daß die Briefe doch nicht genau das Gesicht zeigen können; aber auch an die einzelnen Geschwister schreibt er, zu ihren Geburtstagen, zum neuen Jahr; er tröstet und mahnt sie; sendet seine Geschenke mit und ohne Lieder; auch wohl Unterstützungen von seinen sauer erworbenen Ersparnissen, und es entsteht dann ein edler Streit, ob sie seine oder er ihre Geschenke nehmen könne. Und umgekehrt schreiben die Geschwister, oft alle einzeln an ihn, oft Wilhelm, der beauftragte Schreiber, oder sein allezeit fröhlicher und lustiger Carolus. Die älteren, treuen und unermüdlich, oft Tag und Nacht arbeitenden Schwestern ermuntert er: seid fröhlich und guten Muths; schreibt ihnen die tröstlichen Trostsprüche der heiligen Schrift, und weist sie auf den treuen Vater im Himmel, wenn sie ihm klagen über Mangel an Arbeit: „Geht's Euch schlimm, Gott wird helfen. Habt Ihr doch mir so viel geholfen, wie viel mehr wird Gott Euch helfen. Geht brav Sonntags aus; nehmt Wilhelm sonntäglich mit zur Kirche; ich kann nicht weiter mahnen; aber thut's um Gott! Karl, Du guter Junge, harre aus und laß nicht ab!" — „Ich kann Euch nicht trösten, so auch nicht rathen. Der Trübsal gegeben, giebt auch Freuden, und kann Euer Leid in Lust wenden, sobald er will. Gott ließ uns immer leben, zwar nicht im Ueberfluß, aber wir ließen uns

genügen, so wir Nahrung und Kleider hatten. Suchet Rath bei Gott, der Euch auch das verkündiget, und lasset nicht ab in der Hoffnung. Tröstet Euch auch mit der Vergangenheit, was in ihr geschehen. Ihr habt oft geklagt mit der Mutter noch und Gott gab immer, daß wieder Tage kamen, da Ihr des Leides vergaßet. Verzaget auch jetzt nicht. Bruder Karl schenke ich meine kleine Bibel. Lese fleißig darin. Was suchst Du doch in der Gesellschaft der Matten und hältst Dich zu denen, die nicht wissen, was sie wollen." Neben der stets erneuten Mahnung, die Schrift zu lesen, räth er ihnen auch Grimm's Mährchen, Schleiermacher's Predigten über den christlichen Hausstand. „Ich habe mich sehr über Eure Geschenke gefreut. Das aber hat meine Freude fast getrübt, daß Ihr, wie ich erst heute von Maßmann erfahren, so viel daran gewendet und es Euch habt so sauer werden lassen; laßt Euch erbitten und nehmt das für Euch, was mir kaum mehr eine Freude machen kann, wenn Ihr es Euch so abspart. Wenn Ihr doch wüßtet, wie mir's in die Seele geht, wenn Ihr mir Euren Kummer schreibt und Eure Noth. — Mir ist nichts lieber als ein klein klein Geschenk von Eurer Hand. — Wie kann ich's Euch recht schreiben? Freude macht's mir wohl, große, innige Freude — aber es ist ja dieser Gedanke Eurer eignen Noth, in der Ihr Euch doch hättet helfen können, auf einige Zeit wenigstens, mit den Kosten, die Euch das Geschenk gemacht. Wie so groß muß doch Eure Liebe sein! Thut das nicht wieder. Es ist mir ja ein einziger, herzlich gut gemeinter Liebesgruß gleich theuer! Gott tröste Euch, und der kann Euren Geist frisch halten, daß Ihr nicht verzaget." Und als er später ihnen von seinem Ersparten sendet, schicken die Schwestern es mit der Bitte zurück, dies ihnen nicht übel deuten zu wollen; sie könnten nicht nehmen, was ihm so manche Stunde Mühe, Schweiß und Abdarben gekostet; aber sie sandten das Geld umgewechselt: „die durch die liebe Hand gerollten Thaler behalten wir hier." Während er die eine Schwester mahnt: „willst Du Dich nicht ein Mal im Schreiben üben?", klagten sie später, daß er nicht schreibe; sie wüßten gar nichts von ihm; ob er etwa unter die Türken gegangen; ja ein Mal verklagen sie ihn bei Mutter Raumer, daß er auf die Weihnachtssendung nicht alsbald geantwortet.

Den guten Jungen, Bruder Karl, mahnt er, fleißig turnen zu gehen, trotz des Aergers, den der Meister darüber habe, der am Montage stets Alles, was verkehrt ging, der Turnerei zur Last legte, und in allerlei Schimpfreden auf Turnerkniffe und Turnerflegel sich zu ergehen liebte; sonst mahnt er aber auch, treu auszuhalten, wenn die Lehrzeit auch schwer sei; dann bittet er, mit seinem Verdienst den Schwestern reichlich beizustehen; verabredet mit ihm den heimlichen Besuch; dankt für die allerliebsten Aquarellzeichnungen, die er ihm gemacht; schreibt ihm seinen und Vater Raumer's Rath, als er in der Fremde dessen bedurfte. „Daß Dir's so schlimm geht, thut mir herzlich leid. Aber der Heiland kommt nur in Leiden zu uns, wie er in Leiden für uns starb. Denn in weß Herz er Wohnung machen will, muß aufgeräumt und keine Fülle zu finden sein von schädlichen Lüsten, die da kommen von Wohlleben, Reichthum und guten Tagen. Ja, mit dem Leide fängt ein neues Leben an, das von da heißt Lieb' und Leid. Denn nun kommt zum Leiden die Liebe und in der Liebe ist das Leben und Lieb' und Leid ist das Leben. Wo aber eines fehlt, da ist das Leben nur halb. — Wer in seinem Leben den Spruch erkannt hat, Lieb' und Leid, der weiß auszuhalten. Was soll ich Dir aber von der Liebe sagen? Kann ich's doch nicht schöner, nicht köstlicher, noch mit lieblichern Worten als Paulus 1 Cor. 13, und Johannes, der Jünger der Liebe, in allen seinen Briefen. Lies sie nach. Und daraus wirst Du abnehmen, daß die Liebe nicht will ein düsteres, finsteres Leben, sondern ein fröhliches, und daß sie nicht in Worten sich zeigt, da gewöhnlich keine Liebe ist. — Darum sei fröhlich, und laß Dir die weite Welt nicht versperren noch verriegeln. Laß es ein Klang und Sang sein in Deinem Kämmerlein, so Du nicht still betest." — Solche Mahnungen fielen nicht auf schlechten Boden bei dem allezeit fröhlichen und fidelen Bruder; meist in humoristischer Weise weiß er den ebenfalls dazu so gern aufgelegten „Roßlieb" zu erheitern; als dieser die neue Wohnung vergessen, kalligraphirt er seinem „Roßdämmerlieb" die neue Wohnung und entschuldigt sein langes Schweigen mit der Unterschrift „Carolus M. Cunctator"; erzählt von seinem Gesellenschmaus, von den Turnfahrten, von der Geburtstagsfeier der

Mutter Jahn's, seiner Wanderung in die Fremde, dichtet ihm auch wohl ein Mal eine Klage, daß er keinen guten Freund finden könne.

Am meisten und engsten war der briefliche Verkehr mit dem Bruder Wilhelm. Wie erwähnt, schrieb letzterer meist als „angestellter Correspondent"; er theilte ihm die Vorgänge des Hauses mit, die großen und kleinen Erlebnisse mit dem Vormunde, den Verwandten, die, weil sie ein Haus für 18,000 Thaler gekauft, sich nun einrichten müßten, und den einen wöchentlichen Freitisch nicht mehr geben könnten; die Vorgänge in der Schule, die Demagogenverhöre auf dem Kloster, wie die neuen Lehrmethoden auf dem Werder; daß Prediger Wilmsen ihn reichlich mit Schulbüchern versorgt, und Prof. Ribbeck, sein hochverehrter Lehrer, ihm das deutsch-lateinische Wörterbuch von Kraft „seinem jungen Freunde zur Aufmunterung" am Weihnachtstage geschenkt habe; er berichtet nicht nur treulich von seinen Fußwanderungen, sondern auch von den Berliner Vorgängen, von der Kunstausstellung, der Ankunft der großen Granitstatuen für's egyptische Museum, von denen er zugleich eine Federskizze beifügt, von den Plänen für den Umbau des Domes, dem neuen Komödien(Schauspiel-)hause. Der vierzehnjährige „Patriot Wilm" datirt seine Briefe: „am Tage der ersten Eroberung Babels" oder „der Errettung unserer Vaterstadt durch Held Bülow"; er freut sich über eine Bestellung an Vater Jahn; ebenso in Bezug auf den bevorstehenden Besuch bei Roßlieb in Giebichenstein, auf „das Kloster, aus dem der Gottesmann hervorging; ferner das Feld von Leipzig zu bewandeln, wo die deutsche Freiheit begründet (oder auch nicht), dessen Acker mit Blut gedüngt, mit schneidigen Schwertern gepflügt und mit Hoffnung besät ist." Endlich sind es denn natürlich auch seine Studien und wissenschaftliche Fragen, die er dem Bruder vorlegt, germanistischer Art: über die „Ableitung von Dienstag"; über das neue Wort „Uezen"; „was ich am liebsten habe, ist Latein, und die Lust dazu hat mir der kleine Doctor in Quinta eingeprügelt", er bittet um Beiträge für seine sprachvergleichenden Versuche, berichtet über seine Ableitung der römischen und griechischen Buchstaben und Zahlen aus der Stellung des Mundes und der Zunge.

In seinen Antworten geht Philipp dann auf Alles ein;

vor Allem ermahnt er ihn: „werde nicht laß, tüchtige Angriffe zu thun auf Alles, was noch vor Dir liegt; lerne für's Leben, denn es ist noch viel zu lernen; — drum laß auch nicht ab vom Turnen, sei nicht für Dich auf der Stube; gehe zu anderen, laß andere zu Dir. Das ist Dir die heiligste Pflicht jetzt, deren Versäumung sich bitter rächt in mancherlei Nachwehen, daß Du Dich einlebest in die Zeit, die da kommen soll, frisch, frei, fröhlich, fromm. Kehre ich wieder, ich muß Dich gut, besser finden, sei wo Du willst. — Ich liebe Dich sehr; bleibe treu und gut. Dein Maikäferherz muß ja auch stark werden.“ Des gewaltig ernsten Briefes, durch den er ihn von der Schreiberfron gerettet, haben wir schon gedacht; nicht minder ernst ist der, in welchem er ihn zur natürlichen Kindlichkeit mahnt und vor Phrasen warnt, namentlich den frommen der damals viel gepflegten Pietisterei. „Wenn es auch hart ist und unerwartet, er darf nicht böse sein; denn er wird Alles wahr finden und soll es zu Herzen nehmen. Bin ich die Ursach, daß alle seine Briefe so geziert und gezerrt sind?“ — „Ein jeder Mensch soll die Worte schreiben, die er grade fühlt und eben gern sprechen möchte. Nun kann ich mir aber nicht denken, daß Du zu einem so altväterischen Wesen geworden bist. Ich mache mir tausenderlei Vorwürfe. Geheuchelt habe ich wenigstens nie. — Darum sollst Du nicht lernen und klug werden, um unwahr zu werden und das innere fröhliche Leben zu verlieren. Kannst Du wahrhaft beten? Nun so laß die Heuchelei fahren. Grämen soll Dich's nicht. Aber besser machen sollst Du es. Willst Du ein wahrer, frommer, grader Mann werden? oder unwahr? Bete, aber bete wahr, ohne Worte, so es nicht gehen will, einmal nur recht innig, falte die Hände und drücke sie an's Herz und bitte: Gott, ein kleines Kind bin ich, mache mich einfältiglich!“ — Und bald hernach: „Ich habe nur von seinen Briefen gesprochen. Lege Dich nicht auf's Wortemachen. Es soll Niemand im Namen des Herrn noch strafen, noch mahnen, noch trösten, der nicht selbst durch ihn und von ihm sich strafen, mahnen, trösten läßt, und deß Herz nicht voll ist seiner Liebe, wenigstens zur Stunde nicht ganz voll. Es soll sich jeder hüten, der da zu seinen anderen Worten schreibt — etwa: so Gott will, oder Gott geb's u. dgl., daß er es nicht thue, ohne

daß sie in seinem Herzen Gebet sind. Denn Du sollst den Namen Deines Gottes nicht mißbrauchen. — Es ist vorzüglich bei Euch in Berlin zu dieser Zeit ein Wesen aufgekommen, das da die frische Jugendlichkeit untergräbt." — „Meinem lieben Wilhelm will ich auch die Freude nie vergessen, welche er mir mit seinem Brief (die Antwort auf vorigen) gemacht. Ist es doch, wie ich meinte. Und nun denke ich nicht mehr daran." Dann mahnt er ihn, fleißig zu botanisiren, Krystalle zu beobachten, und giebt ihm allerlei Anweisungen dazu; „die vielen Sprachen müssen — so schreibt er an Karl — bei Wilhelm einen Gegenhalt haben; an allen Zäunen kannst Du etwas finden. Suche nur fleißig, daß Du ein Auge und Herz bekommst für die weite Welt; es kommt nur auf's Sehen an; suche, sehe, und behalte den Namen. Und weil es so einfach ist, darum lernen alle Ungelehrte sich in die Natur hinein und kommen zu Gott und dem Heiland ohne Gelehrsamkeit;" bittet ihn, mit Bruder Karl nach Giebichenstein zu kommen: „Das wäre schön, wenn die drei Brüder zusammenkämen, wo sie alle drei ihre andere Heimath haben."

„Machet die Herzen morgenroth, Augen himmelblau, Geist muthig, Arme rüstig, betet, hoffet, forschet, — siehe, Gott zieht sein Netz zusammen. Das große Band ist geschlossen, alle hineingezogen; hütet Euch gegen den HErrn zu streiten." „Und da ein Brief nun einmal der reine Abguß der jedesmaligen Stimmung sein soll", so läßt er brieflich auch die Seinen an seinen inneren Erlebnissen Theil nehmen: „aus dem Anfang meines Briefes siehst Du, daß ich mich auch mit meinen Fehlern herumschlage. Sonst, daß ich so selten, so wenig, nicht so wie sonst schreibe, daß ich nicht immer fröhlich, offen bin u. s. w., kommt davon, daß mein Geist sich jetzt setzt (aber nicht in den Großvaterstuhl), welches ein ähnlicher Zustand ist, wie der mit der Stimme. Wie man hier nicht singen darf, ist dort viel Sprechen, Schreiben u. s. w. schädlich, auch widersteht's; und wie man dort nach ruhigem Abwarten der Zeit nachher desto schöner singt, so gelangt man auch hier endlich zu einer desto lieblicheren Herrlichkeit. Die letzten harten Kämpfe, womit die geistigen Flegeljahre schließen, müssen noch ausgähren: nachher bedient sich der freie Geist stets der Flegel Flügel, wenn er das Gemeine überflügelt.

Diese Briefeinblicke schließen wir mit einer Mittheilung aus einem Briefe, der einige Jahre später geschrieben ist. Die Schwester Luise hatte sich inzwischen sehr glücklich verheirathet, und ihr Söhnchen war Philipp's Pathenkind. „Was mir aber vor Allem am Herzen liegt: was macht mein kleines Pathchen? Davon muß mir Luise erzählen, und schreibe sie noch tausendmal unlieber wie ich; denn meine liebe Luise und Peters (ihr Mann) müssen nicht vergessen, daß sie es mir ersetzen müssen, daß ich nicht bei ihnen bin, und den kleinen Jungen sehen kann. Und dann: was macht Karl? wie sind seine Pläne gelungen? Und zuletzt mein lieber Wilhelm, an den ich gern noch besonders schriebe, wenn ich könnte; aber wie ich mich erinnere, ist es an ihm, zu schreiben. Doch — was mir einfällt — nein, ich muß schreiben; habe sogar geschrieben; hier finde ich in meinem Tischkasten einen Brief, den ich gleich damals schrieb, als ich von Wilhelm den letzten bekam. ‚Es ist lange her; ich will ihn in Gottes Namen beilegen. Lieber, lieber Wilhelm; trotzdem, daß es länger als ein Vierteljahr sein mag, daß der Brief geschrieben ist, bleibt er doch meine Herzensmeinung, und ich kann nur die Versicherungen meiner innigsten Liebe gegen Dich wiederholen. Es liegt mir nichts daran, wenn Du die Antwort nicht verstehen solltest, weil Du Dich Deiner vorhergegangenen Briefe nicht mehr erinnerst; schreibe mir wieder und lasse von Dir hören, liebes Herz. Wollte Gott ich könnte Dir meine Liebe auf eine thätliche Weise kund thun; weiß Gott, ich habe Dich sehr lieb; wir wollen es nicht aufhören lassen, wenn wir auch immer älter werden."

Inzwischen war denn eine mehrfache Veränderung in seiner Lage eingetreten. Zunächst hatte Vater Raumer seine Entlassung aus seinem Amte erbeten und erhalten.[26] Die amtlichen Mißverhältnisse wegen seiner Stellung zu der Burschenschaft steigerten sich um diese Zeit mit jedem Tage. Die Studierenden kamen ihm mit vollstem Vertrauen entgegen und klagten ihm, daß sie trotz aller pünktlichen Befolgung der Anordnungen doch stets als Verdächtige behandelt würden. Dieser Umgang wurde höheren Ortes sehr mißtrauisch angesehen und für bedenklich gehalten, und vom Fürsten Hardenberg wurde ihm, wenn auch milde, die Un=

zufriedenheit geäußert. Er vertheidigt sich dagegen, zeigt, wie er seine angeschuldigten Schüler in Breslau M. und W. nach bester Einsicht gewarnt und ermahnt, wo sie gefehlt, aber sie nicht aufgegeben, sondern den guten Keim ihres Wesens doppelt gepflegt habe. „Ich fühlte mich als ihr Lehrer, dem sie Vertrauen geschenkt, nicht als ihr Richter, zum Bessern und Bilden, nicht zum Verdammen berufen; zum Verdammen um so weniger, da ich an mir selbst erfuhr, wie schwer es sei, in einer bewegten Zeit immer besonnen das rechte Maß zu halten.“ — Deshalb möge man auch jetzt seinen Umgang und Briefwechsel mit angeschuldigten jungen Menschen nicht mißdeuten, weil ihn einzig das Bestreben, seiner Pflicht als Jugendlehrer ein Genüge zu leisten, hierzu bestimme. Aber auch der Senat mißtraute den Studierenden, es kam im Senat zu tumultuarischen Scenen gegen Raumer, als er gegen die polizeilichen Maßregelungen sich erklärte und andere Maßnahmen befürwortete. Dazu kam, daß man schon drei Jahre lang ihn mit der Anschaffung einer genügenden Mineraliensammlung, wie er sie in so selten vollkommenem Maße in Breslau angelegt, hingehalten. In dieser Verstimmung traf ihn der Besuch seines Freundes, des Rector Dittmar aus Nürnberg; und v. Raumer entschloß sich seine Stelle als Bergrath und Professor aufzugeben und Lehrer an der Erziehungsanstalt seines Freundes zu werden. Die Entlassung wurde, da sein Entschluß unweigerlich feststand, schließlich auf's Ehrenvollste gewährt. So zog er Ostern 1823 von Halle nach Nürnberg in eine unhaltbare, ganz hoffnungslose Lage, nachdem er zwölf Jahre im Kriege und Frieden, in Liebe und Leid Preußen gedient.

Damit war denn für den treuen Sohn und Hausgenossen Wackernagel auch eine Entscheidung nothwendig. Es schien jetzt die richtige Zeit gekommen, daß er seinen Verpflichtungen im Militärdienste nachkomme und sein Jahr abdiene. „Das Geld dazu haben Raumer's schon hingelegt.“ Er kehrte daher, da er in Berlin, im Hause der Schwestern, billig wohnen konnte, nach Berlin zurück; sonst hätte er in Halle gedient. Seine damalige Stimmung war eine wenig glückliche. „Ihr glaubt mir nicht, wie unendlich viel mir daran liegt, daß ich, wenn ich nun Raumer's verlasse, nicht ohne Liebe zugleich verwaise. Seid viel=

mehr betrübt, darin, daß Ihr mich in einem Zustande müßt wissen, in welchem mir sogar, was mir sonst das Erfreulichste war, widerlich geworden (das Briefschreiben). — Aber jetzt und diese kleine Zeit vorher, bin ich wirklich zu wenigen Liebesgedanken gekommen. Ein Sturm, wie das Wetter draußen, kalt, wechselnd, hin und hergetrieben." —

Zum ersten April trat Wackernagel bei dem Gardeschützenbataillon, in welchem damals die freiwillig Dienenden meist ihre Dienstzeit durchmachten, ein. Hatte er in der Hasenhaide in früheren Jahren geturnt, so mußte er jetzt dicht daneben — neben dem verschlossenen Turnplatz — mit Sehnsucht an jene schönen Tage denkend, in den Schießständen seine Uebungen abhalten. In damaligen Zeiten pflegten die Uebungen des Soldaten, namentlich der Freiwilligen, nicht so alle Zeit in Anspruch zu nehmen, wie heut zu Tage. Heute wird jedem freiwillig dienenden Studenten beim Eintritt gesagt, er sei jetzt nur Soldat, und habe das Soldatsein zu studieren; damals konnte noch in zuvor- und entgegenkommender Weise auf die Studien Rücksicht genommen werden. Und so blieb ihm denn neben den „Dienst- und Drillstunden" noch Zeit, theils durch Privatstunden Einiges zu verdienen, um den Seinen eine Beihülfe zu gewähren, vor Allem aber, um das Jahr in Berlin zur Vervollständigung seiner Studien auszunutzen. So hörte er chemische Vorlesungen bei Mitscherlich und Rose, und besuchte auch zu den praktischen Uebungen deren Laboratorien; ebenso die physikalischen Vorlesungen Erman's und Turte's; vor Allem aber die mineralogischen seines verehrten Lehrers Weiß, durch den er auch den täglichen, ungehinderten Zutritt in's mineralogische Kabinet erlangte, um seine wissenschaftlichen Untersuchungen fortzusetzen und zu vollenden, auch neue zu beginnen. Zu Hause übte er sich in chemischen und anderen Experimenten, wozu seine von Halle mitgebrachte, schon in ihrem Anfange so planmäßig angelegte und mit theuren und seltenen Exemplaren ausgestattete Sammlung von Krystallen und Mineralien — zu der die lieben Raumer's ihm zum Weihnachten einen besonders gearbeiteten Schrank geschenkt — sehr zu Statten kam; schon hier begannen seine Untersuchungen über die Bildungen und Gränzen der Krystalle.

Daneben aber tauchte auch noch wieder die Liebe zu den Sprachen auf, welche so lange durch seine einseitig ausgeübten mineralogischen Studien, die den Mittelpunkt gebildet hatten, zurückgedrängt war. Er hörte bei Bopp Vorlesungen über Sanscrit, über die Mythologie der Inder, und so über die ältesten Quellen der Sprachbildung; es war dies für seine altdeutschen Studien nicht ohne Bedeutung. Desgleichen übte sein alter Freund von der Hagen seine Anziehungskraft auf ihn aus, mit der Interpretation des Nibelungenliedes. So sehr er nun auch durch Lernen, Abschreiben und Vorbereiten in Anspruch genommen wurde: seinen naturwissenschaftlichen Studien blieb er doch durchaus treu. Ebenso auch seinem Grundsatz, stets das Lernen mit dem Lehren zu verbinden: Schülern und Studierenden gab er in den verschiedensten Gegenständen Unterricht, besonders in der Geometrie, nach seiner eigenen Methode, nicht ohne Erfolg. — Endlich nahm er sich noch Zeit zur Lectüre, wie die Auszüge aus den vier Bänden von Jean Paul's Hesperus zeigen, und gönnte zuweilen auch seiner dichterischen Begabung einige Muße; zwar hielt er seine Lieder nur für „unreife Schriftproben"; nichts desto weniger wollen wir einige hier mittheilen. So von seinen „Grimm's Mährchen":

Die Teufelsbrücke.

Ging oft ein Schweizerhirte zur Liebe und zur Mirte
Und mußt' um Berg und Höhen die weiten Wege gehen.
Doch einmal ging er näher. Stieg hoch und immer höher,
Hört bald in tiefen Räumen die Reuß steil unten schäumen.
Da ward er voller Grimme und rief im Zorn der Stimme:
„Daß ich den Teufel schaute, der mir hier Brücken baute!"
Kaum hörte noch den Rufer das andre steile Ufer,
Da stand auch bei dem Worte der Teufel schon am Orte.
„Ich will Dir eine bauen, der Du stets kannst vertrauen,
Willst Du das erste Leben, das drüber geht, mir geben!" —
Versprach's ihm der Geselle, da war die Brück' zur Stelle. —
Eine Gemse trieb er 'nüber; er wär' dem Teufel lieber.
Und der betrogene Teufel erwischt das schlechte Käufel,
Und Wuth und Grimm in Blicken reißt er's in tausend Stücken.

Trauerweide.

Es war die bleiche Weide,
Die Christum schlug zu Leide;
Sie gab die Geißelruthen,
Darunter er mußt' bluten.
Seit senken sich und neigen
Die Blätter sammt den Zweigen,
Und können sich nicht heben,
Zu dem sie Schmach gegeben.
Das ist die Trauerweide,
Die Christum schlug zu Leide;
Sie gab die Geißelruthen,
Darunter er mußt' bluten.

Gottes Gnadenzeichen
über die 27 Böhmen im Juni 1621.

Als stolz der andre Ferdinand
Des Herren heilgen Geist verkannt,
Verdammte sein Gericht zu Prag
Der Männer viel zum Todestag.

Da hob zum blauen Himmelsthor
Ein Mann sein Herz und Hand empor,
Zu Gott inbrünstig rief und bat
Wohl um ein Zeichen seiner Gnad'.

Und auf dem Richtplatz, eh' zum Tod
Das Blut erblühte rosenroth,
Erspannte sich der Gnadenschein,
Zwei Regenbogen klar und fein.

Gott thät den Gnadenbund erhöhn
Wie ihn kein Auge je gesehn;
Ein buntes, schönes Himmelskreuz
Zum Trost des schnellen Erdenleids.

Drei Wünsche.

Drei Wünsche hab' ich immerdar,
Davon mir Engel sagen,
Daß Gott der Christ sie mache wahr,
Kann ich sie bis zum Tode klar
Im Herzen freudig tragen.

In meines Herzens Schrank und Schrein
Soll Lust und Freude werden:
Der erste Wunsch soll immer sein,
Wär ich doch als ein Engelein
Vor Menschen schon auf Erden.

Dann möcht ich Kraft und Stärke han
Vom heilgen Geist der Taube,
Daß ich manch Auge himmelan,
Manch Herz zu Gott erheben kann,
Das liebe ihn und glaube.

Und wenn ich nun gestorben bin
In Glauben und Vertrauen,
Dann trage mich ein Engel hin,
Daß ich mit Herzen und mit Sinn
Mag meinen Heiland schauen.

Seit seinem Besuch auf der Wartburg beschäftigte ihn ein großes Gedicht über „den Sängerkrieg". Es ist unvollendet; wahrscheinlich bezieht sich auf dieses seine sonstigen Arbeiten sehr beeinträchtigende Dichten, das Versprechen an Vater Raumer, nicht eher zu dichten als bis er seine größeren Arbeiten vollendet habe. Von den vorliegenden 108 vierzeiligen Strophen theilen wir nur die drei ersten mit:

Auf Wartburg in dem Saale erhub sich Ungemach
Von Sängern aus dem Thale der stolzen Eisenach;
Da haben fromme Dichter gewettet um den Tod,
Da wurden lichte Wangen im Streite eifersroth!

Sechs Meister sind gewesen von künsteedler Art,
Wer sollte da genesen, so bald nicht Kunde ward.
Sie schienen alle gleiche, gewaltig von Gemüth,
Wie hohe manche Lieder sind ihnen da entblüht.

Da von der Vogelweide Herr Walther oben ging,
Zwei Heinriche, der Schreiber und der von Osterding,
Bittrolf und Reimer Zweter, Wolfram von Eschenbach,
Der mit den reinen Liedern zujüngst den Teufel brach.

Von seinen Liedern aus dem Dienstjahre in Berlin mögen folgende hier eine Stelle finden.

An Rauch:

Du warst mir wie ein steinern Bild erschienen,
Die kalten Züge machten mich betroffen,
Ich sah Dich kaum, so war mein stilles Hoffen
Vergangen vor den scharfen, strengen Mienen.
Doch werde ich Dir immer müssen dienen,
Deß Aug' ersehen aus den rohen Stoffen
Dein Bild, o Scharnhorst, dem mein Herz ist offen,
O Held, der wie ein Geist uns ist erschienen.
So stehe fest in diesem weißen Steine,
Wie Du gestanden, als Dich Augen sahen;
Ein jeder Deutscher seh' Dich an und weine.
Du bist getreten zu der Schaar der Frommen,
Die troststreich unsere tiefsten Sagen tragen,
Daß sie in großen Nöthen wiederkommen.

An Rudolf v. Raumer, seinen Schüler, den nachmaligen bekannten germanistischen Philologen in Erlangen, singt er 18/3. 23:

Wie die Rittersporen klirren,
Lanzen glänzen ohne Zahl,
Reich geschmückt mit Stein und Perlen
Schwankt manch' Harnisch schlank durch's Thal,
Dunkelrothe Fahnen schwingen
Ehrenpreise zu erringen.

Auf, Du frischer, rother Knabe,
Setz' Dein Eisenhütlein auf,
Lilienschwerter ziehn zu Grabe
Brenn'nder Liebe freudig aus.
Glocken klingen, Hörner schallen,
Du sei froh und kühn vor Allen!

An Grimm.

Dich grüßt die junge Zeit mit Freudenblicken
Mein Wilhelm Grimm, Du tiefer Dichterspiegel,
Du gläubig Kind, das kühn den ehrnen Riegel
Von den geheimen Schätzen durfte rücken.
Sie sehn Dich nicht, die auf den alten Krücken
Sich heben, od'er auf dem fremden Flügel,
Vor Deinem heitren Sonntags-Blumenhügel
Das Auge vornehm zünftig nieder drücken.

Ach, drückten sie doch eine stille Thräne,
Die selt'ne Perl' aus ihrem öden Meere,
Und fänden sich einmal zu einsam wieder.
Doch, die Dich lieben, sanfter Grimm, die lehre,
Und die Dich bitten, so wie ich mich sehne:
Schenk' uns recht bald die reinen zarten Lieder!

So verfloß denn dies Jahr schnell; durch seinen Eifer im Dienste, durch seine wissenschaftliche Bildung, als auch durch sein höchst anständiges Betragen hatte er sich, wie sein Zeugniß sagt, die besondere Zufriedenheit und Achtung seiner Vorgesetzten erworben, und war daher zur Würde eines Landwehrofficiers als sehr wohl geeignet empfohlen. — Freilich war dies Dienstjahr nicht ohne einen körperlichen Nachtheil verflossen. Schon in Halle hatte er sich zu wenig regelmäßige Bewegung gemacht; in Berlin brachte der Dienst zwar eine solche mit sich; aber die uneingeschränkte Arbeit bis spät in die Nacht, und namentlich nachdem die Dienstzeit vorüber war, in dem halben Jahre bis zum Herbst 1824 wirkte nachtheilig. Er hatte einen rüstigen, abgehärteten Körper von riesiger Muskelkraft, aber er hatte ihm stets zu viel geboten. Der Keim aller der Leiden, die später ihn heimsuchten, wurde in dieser Zeit gelegt.

Doch seine Wanderzeit war noch nicht vorüber — ebenso wenig als seine Studienzeit.

Sein brieflicher Verkehr mit den lieben Raumer's war auch jetzt ein sehr inniger gewesen. An ihren Schicksalen nahm er den regsten Antheil, und so zog es ihn denn nirgends mehr hin, als in's „Elternhaus"; und als dazu die Aufforderung kam, trug er kein Bedenken, auch selbst in eine sehr ungewisse Lage sich zu begeben.

Die Anstalt, welcher v. Raumer nach seinem Scheiden von Halle seine Kräfte zu widmen gedachte, war in Würzburg entstanden, und als das Nürnberger Gymnasium nach Hegel's Abgang sehr heruntergekommen war, sollte das von Würzburg nach Nürnberg auf Antrieb wohlhabender Bürger verpflanzte Institut des Director Dittmar einen Ersatz bieten. Es waren darin bei tüchtigen Lehrern viele Pensionäre, zu denen noch Knaben aus der Stadt kamen; namentlich wuchs der Ruf, als v. Raumer eintrat, der aber nicht bloß den Namen hergeben, so von oben dirigiren wollte, sondern wesent-

lich mit eingriff. Er fand manche Uebelstände; viele Differenzen in der Lehrart; aber die Grunddifferenz war seine Stellung zum Christenthum und demgemäß seine Ansicht über den Religionsunterricht und die Zucht. Eine Verständigung zwischen den bisherigen Kräften und Raumer, mit dem der junge Ranke (Bruder des Historikers — und nachmals Oberconsistorial-Rath) zugleich eingetreten war, zum gemeinsamen Wirken für das Wohl der Anstalt, ließ sich nicht ermöglichen. Es verließen daher der bisherige Leiter und zwei Lehrer die Anstalt, die überhaupt in finanzieller Hinsicht auf sehr schwachen Füßen stand; ein großer Theil der Schüler ging ab, theils weil die Anstalt in den Ruf des Pietismus gekommen, theils weil in Nürnberg durch den inzwischen berufenen ausgezeichneten Rector Roth das Gymnasium wieder zu seiner früheren Bedeutung erhoben ward. Raumer aber hielt so lange treulich aus, als es möglich war. Den Ausfall der Lehrer ersetzte er im Herbst 1824 durch Wackernagel's Eintreten, der freudig, in dankbarer Gesinnung auf Raumer's Bitte eingegangen war. Es folgte nunmehr auf seine militärische Dienstzeit die erste pädagogische unter v. Raumer's Leitung.

Den Weg nach Nürnberg machte er zu Fuß, um seine geognostischen Kenntnisse zu erweitern: er ging über Breslau durch die Sudeten, nach Dresden, durch das Fichtelgebirge und kam so nach Nürnberg. Abgesehen von dem Zusammenleben mit den lieben Raumer's war auch das Zusammenwirken mit so gleichgesinnten Personen in jeder Hinsicht wohlthuend. Raumer, Ranke, Wackernagel waren die drei Hauptkräfte, welche den Unterricht in den meisten Fächern unter sich vertheilt hatten. Raumer hatte die Leitung im Ganzen und lehrte die neueren Sprachen, Geschichte und Geographie; Ranke hatte den Religionsunterricht und die täglichen Morgenandachten wie den Sonntagsgottesdienst zu leiten, ertheilte aber auch Unterricht in den klassischen Sprachen; Wackernagel gab Mathematik, Naturwissenschaften, Turnen und auch Zeichnen und Schreiben, worin er ja Meister war. Im Sommer wurde fleißig botanisirt; zur Mineralogie war eine werthvolle Sammlung aus Nürnberg geliehen.

Es war eine reich gesegnete Zeit. Die ganze Anstalt war eine große Familie, die um Raumer sich sammelte. Die Mahlzeiten waren

gemeinsam täglich dreimal; wie Raumer's an der einen Tafel des Speisesaals den Vorsitz hatten, so Ranke (später auch mit seiner jungen Frau, Selma, der Tochter Schubert's) an der anderen; an lebhaften Gesprächen fehlte es nicht; der Umgang mit der Jugend war Wackernagel, wie seinen beiden anderen Mitarbeitern ein Bedürfniß. Nach der Morgenandacht ging Alles an die Arbeit — und diese war für die Lehrer nicht gering. In den Freistunden wurde bei gutem Wetter fleißig gespielt und geturnt, wozu der große die Anstalt umgebende Garten die schönste Gelegenheit bot; eigentliches Turnen war verboten; aber die Spiele: Ballschlagen, Baarlauf, schwarzer Mann waren gestattet; Turnfahrten wurden öfter in die Umgegend gemacht; in den Ferien auch weitere Reisen. Bei ungünstiger Witterung versammelte Raumer alles in dem schönen und geräumigen Speisesaal, wo er die Schüler, wie ein Hausvater seine Kinder, mit Unterstützung des hierzu ganz besonders befähigten Wackernagel beschäftigte: jener las aus den deutschen Klassikern und aus Shakespeare mit der ihm eigenen Meisterschaft vor, oder erzählte aus der Zeit des großen Krieges, oder es wurde musicirt; der Choralgesang — damals noch etwas so unbekanntes, daß, wie v. Raumer erzählt, einer der früheren Lehrer unsere herrlichen Gesänge nicht kannte, und sie vermeinte besser componiren zu können; daß ein anderer sich sogar dahin verstieg, den Choral als einen „lahmen, plumpen Götzen, einen dem Segen der Reformation beigemischten Fluch" zu nennen —, ebenso das Volkslied wurde eifrig gepflegt; ja Stücke aus Händel's Messias, die Raumer auf dem Klavier begleitete, wurden eingeübt und bei besonderen Gelegenheiten vorgetragen. Sonst wußte Wackernagel allerlei, womit er die Kinder beschäftigte, anregte, unterhielt: er gab Anleitung zum Körper machen und anderen Handarbeiten, zur Ausrüstung des Weihnachtsbaumes, oder es waren Spiele, Räthsel, im Winter Schneeballen in tactischer Ordnung als Schneeballschlachten, Schlittenfahren, Schlittschuhlaufen, im Sommer die geschmackvolle Anlage der kleinen Gärten, die jeder Zögling hatte u. a. m. Bei seinem kindlichen Sinne wußte er sich ganz besonders die Kinderherzen zu gewinnen, daher sie denn auch mit großer Liebe an dem jugendfrischen, kräftigen und rüstigen Mann hingen. —

Einer seiner damaligen, noch in reichem Segen wirkenden Schüler schreibt: „W. steht mir aus jener Zeit, ungeachtet

54 Jahre darüber hingegangen sind, noch mit vollster Lebendigkeit in der Erinnerung. Seine Lehrart war außerordentlich anregend, lebendig und hingebend. Er konnte auch mit schwachen Schülern, deren es gerade in seinen Fächern viele gab, eine rührende Geduld und Freundlichkeit beweisen; aber ebenso konnte ihn Widersetzlichkeit, etwa noch mit Impertinenz gepaart, auf's Heftigste reizen. — Wie Wackernagel die herrlichen Spiele in Schwung brachte, so brachte er überhaupt Poesie in das Leben der Anstalt; „er schmückte den Weihnachtsbaum mit wahrhafter Künstlerhand, behing ihn mit Krystallkörpern, die er selbst aus feinem Carton in den zartesten Farben gefertigt, und die sich oben in Blumenkelchen entfalteten."

Bei seiner ungewöhnlich ausgeprägten Männlichkeit besaß er um seines kindlichen Gemüthes willen ein seltenes Talent, sich mit wahrhaft weiblicher Zartheit und Sorgfalt der Pflege kleiner und kleinster Kinder zu widmen. Nur andeuten konnte v. Raumer diese liebevolle, hilfreiche Hingabe[27], doch haben alle seine Kinder es erfahren, wie der treue Bruder in Zeiten der Noth und Krankheit sie gepflegt und versorgt, und manche Nacht an ihren Betten gewacht, um der Mutter Ruhe zu verschaffen; sie wußte die Ihrigen bei ihm in den besten Händen. Aber seine Pflege galt nicht bloß dem leiblichen Wohl. Schon bei kleinen Kindern war sein erziehender Einfluß spürbar. Was aber von schwachen Schülern gesagt ist, gilt auch von den Kindern. Mit dem feinsten Verständniß für ihre Bedürfnisse und Empfindungen ging er ihnen nach. Obgleich er sonst wohl mit seiner natürlichen Heftigkeit zu kämpfen hatte, er verlor doch den Kindern gegenüber nie die Geduld und Ruhe; und auch wenn er streng war, und es öfter sein mußte, so konnten sie doch nie an seiner Liebe zweifeln.

Zwei Züge seiner pädagogischen Begabung mögen aus dieser Zeit hier eine Stelle finden. Bei einem zweijährigen Kinde sah er die Begehrlichkeit in einem besonders hohen Grade herrschen. An einem Nachmittage wußte er sie demselben abzugewöhnen. Er nahm es mit auf sein Zimmer, und anstatt das Begehrte oder Begehrenswerthe aus den Augen zu stellen, stellte er es vielmehr völlig erreichbar hin, und brachte es ohne Drohungen und Strafe, nur mit Freundlichkeit dahin, daß das

Kind die Dinge von allen Seiten ansah, ohne sie jedoch zu begehren. „Es war dies der kleine, aber grundlegende Anfang, auch im späteren Leben das leicht zu entbehren, was Gott versagte.“ —

Das andere pädagogische Meisterstück, wie es ein Augenzeuge nennt und berichtet, zeigte er bei einer Reise, welche er mit den Knaben des Institutes im September 1825 zu machen hatte. Es waren zwölf Zöglinge des verschiedensten Alters; der jüngste eilf Jahre. Eine vierzehntägige Reise war beabsichtigt und die nöthige Summe dafür ihm eingehändigt. Er erreichte es, mit diesen Mitteln eine solche von etwa fünf Wochen zu machen. Den ersten Tag fuhr er mit den Knaben, wohnte in einem Gasthofe ersten Ranges und aß an der allgemeinen Mittagstafel. Am nächsten Morgen ließ er die Knaben alle beim Bezahlen zugegen sein und beobachtete die bedenklichen Gesichter. Sehr bald sagten die Jungen unterwegs zu ihm: „Aber, Wackernagel, wenn das so theuer ist, dann werden wir wohl nicht weit kommen.“ Er sagte gelassen: „Nein.“ Dann beobachtete er, wie die Knaben sich beriethen. Sie kamen und fragten, ob sie es denn gar nicht einrichten könnten, daß sie doch etwas weiter langten? Er sagte ruhig: „Nein, wenn Ihr so leben wollt wie gestern, dann reicht es nicht weiter.“ Und so brachte er denn die Knaben dahin, daß sie von selbst freiwillig darauf zu verzichten baten, und allgemein wurde beschlossen, auf der ganzen Reise weder mehr zu fahren, noch in Betten zu schlafen, noch an der table d'hôte zu essen. Morgens spätestens fünf Uhr wurde aufgebrochen, nüchtern marschiert drei bis vier Stunden, dann eine Milchsuppe genossen, und wieder marschiert bis Mittag; dann Brot und Obst im Freien unter einem schattigen Baum gegessen, und gerastet bis gegen Abend; in der Abendkühle noch einige Stunden gewandert, und im Nachtquartier nach einem substantielleren Abendessen die Streu aufgesucht. So ging es über Würzburg nach Heidelberg, die Bergstraße entlang auf den Melibocus, durch den Spessart nach Aschaffenburg; über Hanau und Fulda nach Eisenach, auf die Wartburg und den Inselsberg nach Gotha, Erfurt, Weimar, Jena. Hier rückte die ganze Gesellschaft dem ihnen bekannten Buchdrucker Wesselhöft Nachts gegen 9 Uhr in's Quartier, mit der Erklärung: wir schlafen alle

auf Stroh. In diesem gastlichen Hause, wo alle Turner gern vorsprachen, war einige Tage Rast; darauf ging es über Rudolstadt, Geilhau, wo Fröbel's Anstalt besucht wurde, nach Schwarzburg, und über Coburg und Bamberg nach Erlangen. Hier ergab sich nun, daß noch Geld vorhanden war, das Wackernagel nicht wieder mit nach Hause bringen wollte, weil es einmal für die Reise bestimmt war. Es wurde ein Stellwagen mit Extrapostpferden bespannt, unterwegs in einem Dorf, wo Jahrmarkt war, Lebkuchen, Ratschen und Kindertrompeten gekauft und so zogen wir glorios in Nürnberg ein. An diese Reise — mit allen ihren mancherlei Erlebnissen — hatte Wackernagel zeitlebens mit besonderem Vergnügen gedacht, und noch wenige Jahre vor seinem Tode mußte unser Berichterstatter auch ihm die Namen der Reisegefährten und die ganze Reise aufschreiben.

Die Anstalt bestand bis zum Herbst 1826. Wackernagel arbeitete an ihr mit dem größten Eifer und ebenso wie Raumer und Ranke mit aufopfernder Selbstverleugnung. Der unter Raumer's Leitung herrschende Grundcharakter, die Grundlage für Unterricht und Erziehung, war das schlichte lutherische Christenthum. Zu ihm bekannten sich alle drei Lehrer, und mit ihm, wenn auch je nach Charakter und Gaben in verschiedener Weise, arbeiteten sie an den ihnen von weit her anvertrauten Kindern. Ranke, in der Erweckungszeit während und nach den Freiheitskriegen, zum christlichen Glauben durchgedrungen, stand in der ersten Liebe seines Glaubensleben und suchte in der Anstalt gleichfalls mit seiner milden, freundlichen, aber doch andringenden Weise das Glaubensleben zu wecken, und wenn er vielleicht zu sehr in dieser Beziehung die jugendlich schüchterne Natur der Knaben verkannte, und auf die Saatzeit schon zu bald die Ernte erwartete, so bildete ihm gegenüber Wackernagel ein der Jugend fühlbares faktisches und heilsames Gegengewicht; er verstand die Jugend und wußte sich ihre Herzen zu gewinnen, ungeachtet seiner Derbheit und Strenge; trotz seiner Abneigung gegen alles pietistische Wesen kam es doch nie zu einem Bruch; nur betonte er zur Ausgleichung das Deutschthum; zum Choral fügte er den deutschen Volksgesang hinzu, den frommen Worten und Herzensbekenntnissen legte er nur dann Werth bei,

wenn sie im praktischen Leben mit der Frische des jugendlichen Geistes und dem Gehorsam und Fleiß in guten Werken verknüpft waren. Er war daher über seinen Glaubensstandpunkt, namentlich vor den Schülern, schweigsam und zurückhaltend. Aus seinem Wandel konnten sie aber die Harmonie mit ihrem Religionslehrer erschließen. Raumer stand in der Mitte; er vereinigte beide in seiner Person; er vertrat die Anstalt gegen unberechtigte Vorwürfe des Pietismus: „Jeder Mensch hat seine eigne religiöse Ueberzeugung, es wird daher jeder Vater für sein Kind in Hinsicht des Religionsunterrichts ganz eigne Wünsche haben. Dem Religionslehrer wäre es unmöglich, allen zu genügen, besonders in dieser Zeit großer religiöser Spaltungen. Er muß sich darum an das halten, was als allgemein anerkannte Norm der protestantischen Kirche gilt, an die Bibel und die symbolischen Bücher. Kann ihm nachgewiesen werden, daß er von diesen abweicht, so verdient er den Vorwurf, ein Sektirer zu sein. Diese Abweichung kann aber auf doppeltem Wege stattfinden, durch hyperorthodoxen Aberglauben, oder, was in unserer Zeit gewöhnlich, durch Unglauben. Wir glauben nach gewissenhafter Selbstprüfung, beide Abwege vermieden und der kirchlichen Lehre entsprechend gelehrt zu haben." Daß dies auch aus Wackernagel's Herzen gesprochen war, dafür haben wir in seinen bisherigen Aeußerungen genügende Belege gefunden; ja durch der beiden Genossen Verhalten muß er selbst sich noch befestigt und vertieft haben, wie wir davon bald Anlaß haben werden, uns zu überzeugen. —

Schon Dittmar hatte die Vierteljahrsbesoldung nicht regelmäßig der Verabredung gemäß bezahlen können. Aus den angegebenen Gründen wurde die Anstalt nachher schwächer besucht und ihre Geldlage wurde sehr schwierig, ungeachtet sie sich weithin in christlichen Kreisen eines guten Rufes erfreute. Aber die beiden Arbeiter hatten mit der größten Bereitwilligkeit erklärt, so lange bei Raumer auszuhalten, als es ihm nöthig erschien. Hatten sie auch nicht Mangel gehabt, so war doch durch den plötzlichen gleichzeitigen Abgang mehrerer Schüler die Sache bedenklich geworden und Raumer glaubte die Opfer seiner Genossen nicht länger in Anspruch nehmen zu dürfen.

Die Anstalt wurde, nachdem Wackernagel zwei Jahre ihr gedient, aufgelöst. Ranke erhielt in der Nähe von Nürnberg eine Pfarrstelle, die Knaben verließen bis auf fünf das Haus. Mit diesen bezog Raumer in der Nähe des Institutsgartens, nur durch einen Fahrweg getrennt, ein Gartenhaus, dessen Garten und Wiesen sich bis an das Ufer der Pegnitz herabzogen und einen prächtigen Blick auf die ganze Stadt mit ihren schönen goldenen Thürmen gewährte. Es war ein Haus fast nur für den Sommer geeignet; als der harte Winter kam, ward es recht unwohnlich; es hatte nur eine Eigenschaft, welche uns nöthigte es zu behalten: es war leidlich wohlfeil. Bei Raumer aber lebte auch Wackernagel in diesem „Winterpalais". „Es ist mir geometrisch räthselhaft, wie wir da alle Raum gefunden haben. Ebner Erde ein Zimmer mit Flügelthür gegen den Garten, das war das Wohnzimmer; daneben eine kalte feuchte Kammer, das Schlafzimmer für die Frau, ihre Tochter, Töchterchen und Söhnchen — und im folgenden Januar ihre Wochenbettstube. Eine Treppe hoch ein kleines Zimmer als gemeinsames Studier-, und ein zweites als gemeinsames Schlafzimmer für die fünf Pensionäre, Wackernagel, Rudolf und dessen Vater." „Hier schriftstellern wir, hier bereiten wir uns auf eine neue Laufbahn vor. Raumer wird wieder Professor, ob in München oder Erlangen, ist noch nicht ausgemacht. Ich habe auch meine Pläne, noch nicht angestellt zu werden und wenn mir das gelingt, so bin ich froh." Daneben wurden von Beiden die Knaben unterrichtet. In der Abwesenheit Raumer's, der in München wegen seiner Anstellung sich aufhalten mußte, wurde seine Tochter geboren; „das Tauffest der Kleinen werde ich nicht vergessen. Der Reichste hätte das Fest nicht fröhlicher begehen können als wir." Noch ehe die Berufung nach Erlangen für Raumer, an Stelle Schubert's, vollzogen wurde, mußte man die Wohnung räumen und man zog in das Pfarrhaus zu dem reformirten Pfarrer.

Trotz dieser ungünstigen äußeren Lage wurde doch von Wackernagel, der sich wie überall in die ungünstigsten Lagen fein zu schicken wußte, auf's fleißigste gearbeitet. In dieser Nürnberger Zeit entstanden seine wissenschaftlichen Abhandlungen über den Wirkungskreis der Krystalle, nebst Bemerkungen über Brech-

weinstein; ferner sein Versuch einer wissenschaftlichen Blüthenlehre, und seine Arbeit über die vom Grafen von Bournon beobachteten Kalkspath-Krystallisationen, nebst einer Kritik der Mohs'schen Bezeichnungsmethode im (3+3)gliedrigen System; außerdem arbeitete er dreizehn Kupfertafeln mit krystallographischen Zeichnungen zu seinen mineralogischen Untersuchungen, um die allgemeinen Gesetze der Symmetrie, welche er seiner Blüthenlehre vorangeschickt, in ihrer Anwendbarkeit auf die Mathematik überhaupt nachzuweisen: namentlich der Gattungen Quarz, Kupfer, Lasur, Schwefelkies, Rauschroth, Vesuvian u. a.

Alle diese Abhandlungen, welche in Kastner's Archiv für die gesammten Naturwissenschaften gedruckt erschienen waren, nebst den früheren aus der „Isis“ legte er nunmehr behufs seiner Promotion der philosophischen Facultät zu Erlangen, noch ehe ihr v. Raumer angehörte, im Herbst jenes Jahres vor. Die Facultät erachtete sie für völlig genügende Beweise seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit, so daß ihm eine besonders angefertigte Dissertation erlassen und nur eine Anzahl Fragen zur schriftlichen Beantwortung vorgelegt wurden: über den thierischen Magnetismus, über die Krystallisation in dynamischer Hinsicht und besonders an Metallen, die Verdienste Werner's, über Metallbergwerke. — Auf Grund dieser Arbeiten und der mündlichen Prüfung wurde er von dem damaligen Decan, Prof. Dr. Böttiger, wegen seiner ausgezeichneten Kenntnisse in der Physik und Naturkunde zum Doctor der Philosophie promovirt und damit ihm zugleich die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, gegeben, von der er demnächst Gebrauch zu machen entschlossen war, und wozu auch im nächsten Jahre sich eine hoffnungsreiche Aussicht in Baiern ihm sich zu erschließen schien.

Doch riethen seine Freunde, daß er nicht eher in baierische Dienste trete, als bis er in der Heimath eine Anstellung zu gewinnen Alles versucht hätte. Er wandte sich an das preußische Ministerium mit der Bitte um eine Reiseunterstützung, um für seine größeren Arbeiten die reichen Schätze in den mineralogischen Sammlungen Englands und Frankreichs zu untersuchen. Ehe er aber Antwort erhielt, war der Sommer angebrochen: statt ihn auf Reisen zu schicken, trotz der günstigsten Empfehlungen

seines Lehrers Weiß, der ihn der Mineralogie völlig zu erhalten strebte, trug man ihm eine Lehrstellung in Berlin an.

Nach fast drei Jahren kehrte er in die alte Heimath zurück. Die reichen Lebensbeziehungen, welche er in Nürnberg und dem nahe gelegenen und verbundenen Erlangen geknüpft hatte, hatten ihm einen Ersatz gegeben für die Verstimmungen, unter welchen er aus Berlin, Breslau und Halle geschieden war. Es waren die verschiedensten Kreise, in die er durch das Raumer'sche Haus auch in Baiern eingeführt wurde. Die alte Reichsstadt mit ihren historischen Erinnerungen und künstlerischen Schätzen auf den verschiedensten Gebieten der Kunst und des Kunsthandwerks bot ihm vielseitige Anregungen und aus seinen früheren Reiseberichten wissen wir's, mit welchem Verständniß er auch hierfür das Auge öffnete; er verkehrte mit dem trefflichen neuen Rector des Gymnasiums, C. Ludw. Roth; mit den Pfarrern Böckh, Schöner, Hering, Kindler; dann mit den alten Patriciern unter der Kaufmannschaft: Harleß — Vater des damaligen Erlanger Prof. der Theologie Harleß und später der Schwiegervater —; in weiteren Kreisen, namentlich den christlichen, war es Tobias Kießling und sein Neffe Tobias Naumann, der nicht bloß weite Handelsgeschäfte trieb, sondern auch die beste Perle, die heilige Schrift und andere Erbauungsbücher bis tief in die zersprengten protestantischen Gemeinden Oesterreichs vertrieb, ein Mann, auf dessen Angesicht die Seligkeit in Christo ausgeprägt war; Naumann war der Mittelpunkt aller Missionsbestrebungen und der baierischen Bibelgesellschaft; viele Freunde des Reiches Gottes sammelte Raumer für sein Unternehmen, eine Anstalt für verwahrloste Knaben zu begründen, um die sich dann der Bürgermeister Scharrer und Platner besonders verdient gemacht. — Die nahe Verbindung mit Erlangen brachte eine lebhafte Gemeinschaft dortiger Kreise mit dem Raumer'schen Hause. Durch Ranke's Verheirathung mit Schubert's Tochter war dieser ein Gast, der fast wöchentlich ein Mal herüber zu kommen pflegte; er kam Sonnabends, um den Sonntag dort zu verleben; und bei günstiger Witterung selten allein. Solche gern begrüßte Gäste und Freunde des Hauses waren Pfaff, der Mathematiker, Physiker und Mineralog, einer der Wenigen, der in der Gegen-

wart den Muth gehabt, den Darwinismus als Rückschritt in der Wissenschaft zu bezeichnen, — Schelling, der sich seiner Gesundheit wegen von München nach Erlangen zurückgezogen hatte, — der Theologe Krafft, Professor und Pfarrer an der deutsch-reformirten Gemeinde, einer der wenigen, welche das Evangelium von Christo lebendig und anfassend wieder verkündigten; ebenso trat Wackernagel durch seine literarischen Arbeiten für Kastner's Archiv mit diesem Forscher in Verbindung. — Endlich aber war Nürnberg von je her das Ziel vieler Reisenden, und von christlichen Freunden wurde die Dittmar-Raumer'sche Anstalt oft besucht: so kam Steinkopff aus London, Pastor der dortigen deutschen Gemeinde, in Sachen der Bibelgesellschaft; Prof. Spleiß aus Schaffhausen, zugleich Prediger in der Nähe, mit Schubert, Raumer und Krafft lange befreundet. Mit diesen fand ein Mal — was für Wackernagel von besonderem Interesse war — eine eingehende Besprechung über den Unterricht in der Naturwissenschaft statt, der v. Raumer seine geschriebene Abhandlung zu Grunde legte. Auch Barth aus Kalw, die Brüder Ranke's u. A. kehrten ein[28].

So war denn das Scheiden nicht leicht, zumal von den besseren Verhältnissen, in die er noch nach Erlangen das liebe Raumer'sche Haus begleitet hatte, und aus den akademischen Kreisen, in die er zu treten beabsichtigte. Dennoch aber bedurfte es nur eines geringen Anstoßes, einer unbestimmten Hoffnung, um seinen preußischen Patriotismus in ihm wieder mächtig anzuregen. Bis zum August blieb er hier und dann kam die Stunde des Abschiedes. Es war die letzte Reise seiner Wanderjahre; es ging über Karlsbad, wo er zur Herstellung seiner Gesundheit auf den Rath der Aerzte eine Cur durchmachen mußte; dann besuchte er Prag, um die berühmte polytechnische Schule kennen zu lernen, und kehrte über Dresden, Leipzig und Halle in die Heimat zurück.

Damit endete die Wander-, Studien- und Dienstzeit.

Sechstes Capitel.

In Berlin.

Erstes Amt und eignes Haus.

Ein Wendepunkt seines Lebens war eingetreten. Professor Weiß in Berlin hatte seine mineralogischen Arbeiten mit großer Theilnahme verfolgt, seine Studien geleitet und seine hervorragende Begabung für die Krystallographie erkannt. Nach einem Zeugniß desselben[29] über seine damaligen mineralogischen Leistungen hatte Wackernagel nicht bloß diese Wissenschaft sehr gründlich studiert, sondern auch durch neue Beobachtungen und richtige Forschungen dieselbe bereichert. Namentlich war Weiß darüber erfreut, daß Wackernagel, obwohl er nicht sein Zuhörer gewesen, doch die Eigenthümlichkeit seiner Methode in der Krystallographie sich so vollkommen zu eigen gemacht, daß in dieser Hinsicht kein anderer seiner Zuhörer ihn übertreffen könne; dies sei der Maßstab für das ernste und gründliche eigne Studium. Zu diesem habe er nicht bloß andauernden, beharrlichen Fleiß hinzugebracht, sondern vor allem Scharfsinn und richtige Beobachtungsgabe und eine ächte, richtig forschende Richtung seines Geistes. Weil Weiß dadurch das feste Vertrauen begründet fand, daß Wackernagel für diesen Zweig der Wissenschaft und ihre Verbreitung in jeder Art förderlich zu sein den Beruf habe, so wünschte er, ihn zu seinem Gehülfen resp. Nachfolger an der Universität sich heranzuziehen, und daß er eine größere, mineralogische Reise mache, um seine angefangenen Studien zu vervollständigen und dann zu veröffentlichen, damit darnach seiner Habililation resp. Berufung nichts entgegenstehe. Die Ersparnisse Wackernagel's zu einer solchen Reise konnten nur sehr gering sein, und sie waren nicht einmal ausreichend für seinen Carlsbader Aufenthalt, daher er sich zu diesem den größten Theil borgen mußte; und da ihm in Berlin nunmehr eine Anstellung angeboten wurde,

sah er sich genöthigt, um seine Schuld abtragen zu können, dieselbe anzunehmen. Dies bedauerte sein Lehrer Weiß mehr, als er selbst, da er sich der Hoffnung hingab, noch neben der Schulthätigkeit so viel Zeit für seine wissenschaftlichen Forschungen zu finden, um den ersten Plan sobald als möglich zu verwirklichen. Weiß sah tiefer, daß sich dies nicht füglich vereinigen lasse. Er hat ihm das nie verzeihen können. Aber vom Studium der Mineralogie, selbst vom Lehren derselben als Privatdocent lebt man nicht; und wiederum ein Schulamt in Berlin läßt höchst selten diejenige Zeit und Muße, welche für wissenschaftliche, größere Leistungen nöthig ist. So mußte er denn vorläufig seinen jungen Freund und Helfer in der Wissenschaft scheiden sehen, und für Wackernagel schloß sich — gegen seine Hoffnung — eine Laufbahn, für die er vorzugsweise begabt, die er mit ganzer Liebe ergriffen hatte, und in der er in hervorragender Weise thätig gewesen. Er wurde Schulmann.

Daß er für diesen Beruf ebenfalls höchst begabt war, haben wir schon gesehen. Nichts fällt dem Lehrer, namentlich wenn er soeben aus den wissenschaftlichen Studien der Universität und von den Prüfungsarbeiten, den ersten wissenschaftlichen Bestrebungen an eine Schulanstalt kommt, schwerer, als sich von den idealen Höhen der Wissenschaft und Theorie herabzustimmen zu den kleinen und zu den niederen Diensten des Unterrichtens, und zwar, wie es doch meist geschieht, in den unteren Klassen, auf den ersten Vorstufen wissenschaftlicher Bildung und Erziehung. Hier zeigt sich der wahre Beruf eines Pädagogen, ob die nöthige Selbstverleugnung vorhanden ist, sich herabzustimmen. Darin liegt wesentlich in unserer Zeit der Grund, daß so wenig auf den Schulen geleistet wird, und daß über Ueberbürdung der Schüler geklagt zu werden pflegt, indem die Schule nicht mehr das leistet, was sie leisten sollte und könnte; es fehlen die gereiften Lehrer in den unteren Klassen; es fehlen vor allem solche, die aus Liebe zur Jugend sich zu ihr herablassen; und dies fehlt, weil die christliche Glaubenskraft abhanden gekommen ist, welche Demuth nicht bloß lehrt, sondern verleiht: jenes sich Herablassen zu den Niedrigen, wie es der große Kinderfreund gethan in seiner Selbsterniedrigung für die Menschheit überhaupt, um sie zu Kindern

Gottes zu machen. Diese Gaben besaß Wackernagel nicht von Natur: denn auch sein Geist strebte in ganz besonders energischer Weise nicht bloß nach hohen Dingen, sondern nach dem Höchsten, und er hatte mehr wie andere gegen den alten Menschen zu kämpfen; aber er hatte durch seinen christlichen Glauben sich die Kindlichkeit des Gemüthes bewahrt; daher sein Zug zu den Kindern, seine Hingebung in Geduld an sie, und somit die Lust und Liebe, auch den Kleinen zu dienen mit seinen Gaben, ja für sie zu sinnen und zu arbeiten, wie er ihnen in allen Beziehungen das Beste zu geben vermöchte in der besten Weise; er kannte und befolgte das Goethe'sche Wort: „Den Kleinen ist das Beste gerade gut genug!"

Er fand eine Stellung zunächst an dem Kölnischen Real-Gymnasium und ebenso nach einem halben Jahre eine interimistische Anstellung an der neuen Berliner Gewerbeschule. Beide Anstalten standen damals noch unter der Leitung eines Directors, des Director Klöden, und waren Anstalten, die noch im Werden begriffen waren. Die Stadt Berlin wollte eine höhere Anstalt, für das praktische Leben berechnet, gründen; andere wollten von der bewährten Gymnasialbildung nicht lassen, meinten aber das Gute der Realbildung damit verbinden zu können. Man hatte ein Realgymnasium im Sinn, auf dem neben geringerer Stundenzahl für das Latein, so daß nur der Livius gelesen würde, hauptsächlich die Realien betrieben werden sollten: Naturwissenschaften, Mathematik, deutsche, französische und englische Sprache; doch sollten die Schüler zum Studium auf der Universität ihr Abiturientenexamen machen können. Von dieser Anstalt unterschied sich die Gewerbeschule dadurch, daß in ihr Latein gar nicht gelehrt wurde. Beide Anstalten waren neue Versuche; der Plan mit dem Realgymnasium gelang nicht; es mußte sehr bald zum vollen Gymnasium umgewandelt werden, da es sonst die Befähigung, zur Universität zu entlassen, nicht hätte erhalten können; jedoch wurde das Griechische nur für diejenigen, welche zur Universität übergehen wollten, betrieben; es wurde ihm ein eigner Director vorgesetzt.

Die Gewerbeschule dagegen nahm einen sehr hohen Aufschwung unter der Leitung Klöden's. Diese Schule war die Lieblingsschöpfung des damaligen Oberbürgermeisters von Bären-

sprung; die feindlichen Parteien wurden durch des neuen Directors und seiner bewährten Mitarbeiter Leistungen zum Schweigen gebracht. Wackernagel kannte den neuen Director schon vom Plamann'schen Institut her; er hatte einen noch merkwürdigeren Bildungsgang durchzumachen gehabt, als Wackernagel. Klöden stand damals, als er die Einrichtung und Leitung der neuen, noch unreifen Anstalt übernahm, im siebenunddreißigsten Jahre; durch hartes, anhaltendes Ringen war dieser selten begabte Mann aus den kümmerlichsten, armseligsten Lebensverhältnissen zu den höheren wissenschaftlichen Studien und zu dieser Lebensstellung hindurchgedrungen. Aus seiner ersten Bauernschule war er als Lehrbursche in eine harte Zucht gekommen, um Goldarbeiter zu werden; in sorgenvoller Existenz als Goldschmiedegeselle, ja schon verheirathet, hatte er sich mit allerlei Wissenschaften, Geographie, Mineralogie, Geometrie u. a. beschäftigt, war mit dem Director Plamann bekannt geworden, ertheilte bei ihm einigen Unterricht und empfing weiteren, so daß er 1819, 28 Jahre alt, die Prüfung behufs Zulassung zur Universität machte; als Lehrer im Plamann'schen Institut studierte er Naturwissenschaften, ja zwei Semester Theologie, und wurde dann Director des neuen Schullehrerseminars in Potsdam. Von hier aus ward er zum Director der Gewerbeschule berufen.[30] Unter dessen Leitung trat Wackernagel; während jener ein schlichter, praktischer Mann war, so war in Wackernagel ein höheres, idealeres Streben, bei aller Richtung auf das praktische Leben.

Er unterrichtete am Kölnischen Realgymnasium in Secunda und Tertia in der Mineralogie und Krystallographie, und seit Ostern 1828 an der Gewerbeschule in der deutschen Sprache und in der geometrischen Formenlehre, an beiden Anstalten mit gründlicher Sachkenntniß und zweckmäßiger Methode, mit Einsicht und Umsicht, anregend und lebendig, so daß ihm schon damals die einen tüchtigen Schulmann versprechenden und bezeichnenden Eigenschaften nicht allein nicht fehlten, sondern selbst in einem sehr befriedigenden Maße eigenthümlich waren. Dennoch aber mußte er behufs seiner definitiven Anstellung sich noch einer Prüfung vor der wissenschaftlichen Prüfungscommission unterwerfen, weil er auf einer auswärtigen Universität promovirt war. In drei Monaten be-

arbeitete er die drei gestellten Aufgaben: „Ueber die Verfassung des römischen Reiches unter den Kaisern von Augustus bis Marc Aurel vom Jahre 31 v. Chr. bis 180 n. Chr.“; ferner die pädagogische Abhandlung: „Ueber Nutzen und Methode des Unterrichts in der deutschen Sprache, nebst Angaben der Pensa für die Klassen eines Gymnasii“, und die mathematische Abhandlung: „Ueber die Anwendung der trigonometrischen Functionen zur Auflösung der Gleichungen des zweiten und dritten Grades“; außerdem bereitete er sich noch zu der mündlichen Prüfung durch mancherlei Repetitionen und zu den Probelectionen vor; daneben gab er den vollen Unterricht an der Schule. Von den eingereichten Arbeiten ist besonders die zweite von Wichtigkeit, sofern sie die Grundlage bildet für seine spätere Veröffentlichung über denselben Gegenstand, dessen schulmäßige Behandlung ihm schon damals im Ganzen feststand, und die, wenn auch an der Begründung im Einzelnen manches zu bedenken war, doch wegen ihrer verständigen und zweckmäßigen Art den Beifall Lachmann's, seines Examinators, fand. In der Religionswissenschaft hatte er keine eingehenderen Studien gemacht; es konnte ihm daher auch der Unterricht in den höheren Klassen nicht anvertraut werden, wohl aber war dies auf Grund des Ausfalls der Prüfung für's Deutsche, für Mathematik und für sämmtliche Zweige der Naturwissenschaft mit Hoffnung auf guten Erfolg der Fall. Nun konnte er als fünfter ordentlicher Lehrer an der Gewerbeschule angestellt werden.

Wackernagel trat in eine Anstalt, die, wie erwähnt, noch im Werden war. Es kam darauf an, daß alle Lehrkräfte in besonderer Weise sich bemühten, den gehegten Anforderungen zu entsprechen; gleichzeitig wurden auch vorzügliche Kräfte für dieselbe gewonnen. Die Zahl der Schüler war in den oberen Klassen noch nicht groß. Es konnte also Gutes geleistet werden. Wackernagel hat hier zur festen Begründung und Ausgestaltung der Schule mit dem ganzen Eifer seiner reichen Begabung mitgewirkt, wie dies ihm mehrfach bezeugt wurde. Neben ihm wirkten außer dem vielseitig bewährten Director noch der berühmte Chemiker Wöhler, der später das Gewerbeschulwesen nach Hessen verpflanzte, — der Botaniker Ruthe, der sich durch seine Flora der Mark Brandenburg bekannt gemacht, — und der ausgezeich-

nete Mathematiker Steiner, der später Professor an der Universität und Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde.

Der an Wackernagel übertragene Unterricht war in verschiedenen Zeiten je nach dem Bedürfniß und den vorhandenen Lehrkräften verschieden. Da er wesentlich für den deutschen Unterricht als Hauptfach angestellt war, so verlor er später den in der Chemie und Mineralogie, als speciell dafür eine neue Lehrkraft gewonnen worden. Später, bei der Erweiterung der Anstalt und Theilung wie Vermehrung der Klassen, gab er auch den Unterricht in der Naturlehre und Geometrie ab, und behielt zuletzt den gesammten deutschen Unterricht durch alle Klassen bis Secunda einschließlich, den er somit völlig allein in der Hand hatte. Die Zahl der wöchentlichen Stunden schwankte zwischen 17 und 19. Daneben aber hatte er zahlreiche Aufsatzcorrecturen, und auch noch Unterricht anfänglich am Kölnischen Gymnasium, ja auch einige Zeit am Königl. Cadettencorps, und mehrfach noch Turnunterricht.

Ein so geordnetes Schulleben verfließt in seinem regelmäßigen Gange in vorgeschriebenen Formen; es ist die Sache eines lebendigen Geistes, diese mit Leben zu erfüllen und so vor ertödtendem und träge machendem Mechanismus sich und auch die Schüler zu bewahren. Dazu dient außer der täglich sich erneuernden Liebe zum Beruf die wissenschaftliche Beschäftigung in den erwählten Zweigen der Wissenschaft, dazu besondere Veranlassungen in Schule und Volk, dazu endlich auch das Haus. In der Schule selbst fielen keine besonders eingreifenden Ereignisse vor; der Wechsel der Lehrer berührte ihn nur insofern, als er in seinen Unterrichtsfächern, wie wir bemerkten, immer mehr sich auf das Hauptfach des Deutschen zu concentriren hatte. Dies wies ihn wieder in seine ersten Studien zurück: die Geschichte und die Quellen der deutschen Literatur, wie die Methodik dieses so wichtigen Gegenstandes. Aus diesen Studien entsprangen seine Lehrbücher für den deutschen Unterricht. Er hatte den Mangel geeigneter Hülfsmittel zur Genüge während mehrerer Jahre empfunden und suchte demselben in zweifacher Hinsicht abzuhelfen: an Stelle der bloßen Compilationen bot er eine Gedichtsammlung, die, weil nach wissenschaftlichen Grundsätzen bearbeitet, in den Geist wie die Form der Dichtungsart einzuführen

im Stande war; die zugleich aber auch für die deutsche Literaturgeschichte, soweit hierin auf Schulen überhaupt unterrichtet werden darf, brauchbar gemacht werden konnte. Andrerseits fehlte es an Mustern deutscher Prosa zwar nicht, aber wohl an solchen Werken, welche die Entwicklung der deutschen Sprache in dem 1500jährigen Bildungsgange verfolgen und zugleich auch vorbildliche Stücke für die Stilbildung liefern konnten.

Wackernagel hatte die Freude, die erste Sammlung: „Auswahl deutscher Gedichte nach den nationalen metrischen Formen derselben, für höhere Schulen und weitere gebildete Kreise", die zuerst 1832 erschien, während der Zeit seiner Wirksamkeit an der Gewerbeschule, für deren Bedürfnisse sie zuerst gedacht und gearbeitet war, drei Mal herausgeben zu dürfen; zum zweiten Male 1835 und zum dritten Male 1838. Man erkannte überall den Werth derselben, und so öffnete sich ihr auch die Thür anderer Schulen, wo wissenschaftlich gebildete Lehrer den deutschen Unterricht gaben. Zugleich versuchte er auch in der zweiten Ausgabe, die Orthographie sorgfältiger zu behandeln, nicht um das Richtige gewaltsam durchsetzen zu wollen, sondern nur zu unterstützen. Außerdem vermehrte er sie durch einen Anhang von „Kirchenliedern". Damit trat er, wie er schreibt,[31] für deren erhabene Würde, weil sie der auf allen Lippen schwebende Ausdruck des evangelischen Glaubens sind und die Erstlinge der evangelischen Kunst bewahren, weil sie „Psalter und Volkslied" sind, in einer damals gerade an dieser Stelle ernsten und bedeutsamen Weise ein. Letzteres geschah, um sie der Schule, und hier zunächst der auf das praktische Leben besonders vorbereitenden, wieder in das Gedächtniß zu rufen, und Sinn und Verständniß für diese Schätze der reichen und unergründlichen Vergangenheit zu wecken. Und gerade damals that er's, „wo die Kunst feiert, und wo sie weiß, daß sie nicht länger ihren Weg für sich gehen und den tiefsten Interessen der Seele fremd bleiben darf. Eine neue Morgenröthe des Glaubens regt ihre Flügel. Indeß treten alle Gegensätze in die höchste Spannung. Die Reaction des einseitig wissenschaftlichen Lebens ist eine doppelte. Die es aufrichtig gemeint, wenden sich dem Glauben zu: die aber in der Wissenschaft einen Deckmantel der Bosheit verehrt, die durch Wissen ihr Gewissen be-

schwichtigen wollen und die Wimpel ihrer Einsicht über dem Sumpfboden eines übelberathenen Seelenlebens wehen ließen, finden es nicht länger werth, diese Heuchelei fortzutreiben, sondern bekennen sich nunmehr offen zu all den Sünden und Schanden, denen ihre Seele bis dahin im Verborgenen nachgegangen. Sie entsagen der Wissenschaft und aller neueren Kunst, von der sie wohl erkennen, daß sie unter den steten Einsprüchen der Reflexion nur ein halbes Leben geführt; ihnen ist Kunst fortan die Entfaltung des Abgrundes ihrer, wie sie meinen, von allem Glauben, aller Liebe, aller Hoffnung emancipirten Seele. Schauen wir ja in den Spiegel, den sie der Zeit vorhalten. Erfinden wir uns keine neue Formel, mit der wir auch diese Erscheinung abthun und es uns dann wieder wohl in unserem Haus sein lassen. Es hilft auch nichts, wenn Männer, die nicht gewohnt sind, geistlich zu richten, was geistlich gerichtet werden muß, sich zu Kämpfern in dieser Sache aufwerfen. Selbst wenn es L. Tieck gefallen hätte, seine Vogelscheuche zu einer verhängnißvollen Gabel im Stil der verkehrten Welt auszuschmieden und dieselbe gegen seine Emancipirten zu kehren, würde diese sich seinen Witz und seine Satyre, deren Ziele er sonst so anmuthig auf dem Goldgrunde des erhabensten Ernstes aufzusuchen wußte, heute wenig anfechten lassen. Nein, der Kampf ist auf einem anderen Felde zu führen, auf einem Felde, wo W. Menzel nicht einsam stehen wird." —

Man erinnere sich, es war die „Zeit, wo Heine seine neue Parole Emancipation des Fleisches ausgeworfen. Er durfte so frech sein, weil ihm der Unglaube auf den deutschen Universitäten vorgearbeitet hatte; die allgemein verbreitete Philosophie Hegel's leugnete einen Gott außer uns, stellte fest, es gebe kein höheres Wesen als den Menschen, kein christliches Sittengesetz mehr, kein Gebot Gottes, sondern indem er Gott selbst sei, sei er auch über den Gegensatz von gut und böse erhaben".[32] — Und dann war im Jahre 1835 das Leben Jesu von Strauß erschienen, der darin nachweisen wollte, die Evangelien seien Mythen. Die große Menge sogenannter Gebildeter hielt den Beweis für erbracht; es ging der Ruf: das Christenthum ist nunmehr überwunden; von seinem Wahn muß man sich frei machen. Gegen diese damaligen Strömungen nahm Wackernagel die rechte Stellung ein, und sowohl

in der Schule, als auch für die Schule legte er trefflich Zeugniß ab: „Wenn sie uns predigen, daß der Begriff der Sünde für ein Genie nicht existire, daß ihm Kirche und Buße nicht gezieme, daß er nicht nur der Treue spotten und des Ehebruchs sich rühmen dürfe, sondern daß grade ein Mensch dadurch, daß er schamlos in alle Lüderlichkeiten sich versenke und dem heiligen Geiste niemals Raum gebe, an seiner Seele zu arbeiten, ein Genie werde, so ist dies keine fremde Lehre der Zeit. Wir haben dieselbe schon oft, nur zurückhaltender und in zahmeren Formen hören müssen, und mancher ist daran zu Grunde gegangen. Was Jene thun, wenn sie von aller Zucht und Sitte sich selbst emancipiren, das hat die Zeit, politisch wie religiös, seit lange geübt. Sie hat den Volkssitten nachgestellt, alles Rechtsgefühl untergraben, die Ehre der Stände vernichtet, das politische Vertrauen aufgelöst, Staat und Kirche entzweit und die Schulen zu mechanischen, ungeistlichen Anstalten gemacht. Das Protestiren ohne positiven Glauben, durch den dasselbe allein Sinn hat, die Erkenntniß aus Gelüsten und zu Gelüsten; eine formelle, anschauungslose Philosophie, die das persönliche Leben des Geistes, das ihre alleinige Werkstätte sein sollte, unberührt läßt; die perfide Geselligkeit, an welcher noch mehr, denn bloß die Familie zu Grunde geht; eine freudenlose, von aller Frömmigkeit und Gottesfurcht abgewandte Erziehung der Kinder, denen die Qualen einer eitlen Bildung dadurch versüßt werden, daß man sie recht früh an dem üblen Leben der Erwachsenen Theil nehmen läßt: dies Alles ist nicht von heute, es ist die Nachtseite des reichen Lebens, das wir theilen, des sich wieder gebärenden Zeitalters. Gegen diese haben wir zu kämpfen, in der wir alle befangen sind, wir haben uns mit aufrichtiger Seele dem Lichte zuzuwenden, mit der Sünde ohne Vorbehalt zu brechen, und der Lüge auf immer zu entsagen. So wird uns der Ernst nicht fehlen, dessen wir gegenüber den Aergernissen jener Versunkenen bedürfen, in denen das Grauen der Nacht Gestalt gewonnen. Mit verlockenden Tönen zieht es über die Fluren, jauchzend folgt eine thatenlose Jugend, deren Speculation, statt des Herren zu warten von einer Morgenwache bis zur anderen, darin besteht, einen Vergleich mit der Sünde zu schließen und des Todes zu spotten. Mit Gotteslästerungen be-

kleidet, braust das unzüchtige Gesindel daher, und nennt sich, so laut die alte Schlange aus ihm spricht, und so sehr seine Zähne, die eine schamlose Rede umzäunen, voll französischen Giftes sind, dennoch das junge Deutschland. Es hat das Aas im Herzen, um das sich die Adler seiner Begriffe sammeln. Mit lauten, gellenden Hörnern verkünden sie: „es ist kein Gott; lasset uns der Unzucht leben und die Keuschheit ein Laster heißen!" Sie rühmen sich in somnambuhlerischer Verruchtheit der Wiedergeburt des Satans in ihnen; gegen den heiligen Glauben an die Verklärung und Auferstehung des Leibes setzen sie ihre Lehre von der Emancipation des Fleisches. So wollen sie das Christenthum überwältigen."

Das war Wackernagel's offnes und klares Bekenntniß in jener Zeit. Von hier aus ergriff und begriff er die hohe Aufgabe seines Berufes. Sein Gebet war: „Gott behüte die deutsche Jugend, daß sie nicht in die Stricke dieser Frevler falle; Gott verleihe jeglichem Lehrer die Kraft des heiligen Geistes, als treuer Eckart, ein Schild der ihm anvertrauten Jugend, die feurigen Pfeile des Bösewichts vor ihnen auszulöschen. Gebet nicht Raum dem Lästerer!"

Noch ehe die dritte Auflage herauskam, war Wackernagel im Stande gewesen, den zweiten Theil dieses Werkes zu arbeiten: „Handbuch deutscher Prosa". Hatte er im obigen sein christliches Glaubensbekenntniß abgelegt, so in der Vorrede zu diesem Werk sein pädagogisches in Bezug auf den Jugendunterricht. „Der nämliche Irrthum, der in den letzten Menschenaltern uns verleitet, einem bis dahin unerhörten Zweige der Literatur, dem der Kinderschriften, seine Entstehung zu geben, hat auch nicht aufgehört, seinen Einfluß auf die Einrichtung vieler, ausschließlich für die Jugend bestimmter Lesebücher zu üben. Diese wie jene lassen es sich, oft neben der unmoralischen Absicht, zugleich auf jede Weise Eitelkeit und Ehrgeiz zu stacheln, ausdrücklich angelegen sein, den Ernst wie den Scherz, das Höchste wie das Niedrigste seiner eigenthümlichen Form zu entkleiden und auf die Mißgestalt herabzusetzen, in der es, wie sie sagen, allein von Kindern verstanden werden könne. So zugerichtet kann dann freilich kein Gegenstand späterhin eine verständige Kritik aushalten; auch die Phantasie der Kinder in ihrer schöpferischen, jede

Skizze belebenden und berichtigenden Thätigkeit ermattet an diesen ausführlichen Darstellungen, die eine vornehme Seichtigkeit ihnen geschwätzig aufdringt. — Alles was ein weiser Erzieher dem Kinde entweder in seiner ganzen Größe und Hoheit stehen läßt, damit es sein Leben lang daran lerne und sich daran messe und stähle, oder was in andern Fällen jede Mutter nach der besonderen Eigenheit des Kindes ihm auf besondere Weise nahe zu bringen sucht, die weder beschrieben werden soll, noch meist in Worte gefaßt werden kann, das suchen Schriften, aus welchen man der Art Lesebücher füllt, gleich für die gesammte Kinderwelt zu präpariren. — Die Jugend bedarf keiner besonderen Schriften; wir haben sie nur davor zu hüten, daß sie nicht in ein späteres Alter hinüber greife, und Bücher lese, die allein Erwachsenen zustehen; dessen, was sie mit diesen theilt, wird noch immer genug sein, um sie, die mehr hören und schweigen, als sprechen und lesen soll, auch zu seiner Zeit durch die Schrift zu erfreuen. Alles aber, was ihr zu lesen verstattet wird, muß so vollendet dargestellt sein, daß es in seiner Schönheit jedem späteren Alter gleich sehr gefalle: wer wird nicht Geschichten von Hebel und Schubert, oder Mährchen, von den Gebrüdern Grimm erzählt, mit demselben Interesse hören wie die Kinder, ja mit einem erhöhteren, da er die Einsicht mitbringt, daß es nicht Jedermanns Sache ist, so zu erzählen." Wie mit dem ersten Theile, so hat er auch in diesen Prosastücken eine directe Gegenwirkung gegen das viele Unlautere in der Zeit beabsichtigt. „Es darf uns nicht entgehen, in wie weiten Kreisen man die rücksichtslose Sprache jener von allen Banden der Religion und der Sitte emancipirten Talente für Poesie hielt, und nicht fühlte, wie sehr ihre reflectirende, nur von künstlichen Lichtern funkelnde Manier, die nirgend das böse Gewissen verleugnen kann, tief unter der natürlichen Unbefangenheit Wieland's und Heinse's steht. — Glaube und Unglaube stehen sich in unserer Zeit thätiger und gewaltiger gegenüber denn je. Der Glaube in Liebe und Hingebung, der Unglaube in Zerstörung und Haß. Denn nicht der Gedanke ist es, der unsere Zeit beherrscht; der Unglaube belacht diese Täuschung, aber leitet sie zu seinen Zwecken, der Glaube läßt sie gewähren, weil er weiß, daß die Naturnothwendigkeit des Verstandes sich zuletzt auch

congruent mit dem heiligen Wesen des Geistes finden würde. Der Glaube, eine lebendige Einheit von Vertrauen; Willen und Erkenntniß, würde, wäre es möglich, eher der ersteren als der beiden anderen entrathen können. Hat die Zeit ihre große Wiedergeburt vollendet, so werden wir erfahren, daß That und Glaube ihre Beweger gewesen, nicht der von ihnen abgeschiedene Gedanke, das Gespenst, das wir zu sehen geglaubt; wir werden erfahren, welche Wolke von Zeugen Gottes, welche Kraft des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung im Stillen thätig gewesen, von denen sich unsere Philosophie nichts hat träumen lassen."

Wie er in seiner Dichtungssammlung auch dem Kirchenlied seine Stelle gegeben, so in diesem Buch deutscher Prosa auch der Predigt.

Gleichzeitig mit dieser Ausgabe arbeitete er die dritte der Dichtungen. In beiden erkannte er Mängel: „möchten sie alle nur von dem beschränkten Umfange herrühren", sagte er von der ersteren, und von der Prosasammlung: „kauft nur das Buch, die zweite Auflage soll viel besser werden."

Da er den großartigen Plan, nach welchem beide Bücher gearbeitet, im Einverständniß mit seinem Director Klöden gefaßt hatte, so wurde nach beiden Büchern von ihm in der Anstalt unterrichtet. Zu beiden sollte als dritter Theil noch eine Grammatik und Metrik, welche sich auf die beiden ersten Bücher stützen sollte, hinzukommen. Mit diesem Werk war er beschäftigt, als er die Gewerbeschule verließ und ein neuer Abschnitt seines Lebens neue Aufgaben hervorrief. Auch die Anweisung zum Gebrauch, auf die er schon 1832 hinwies, erschien erst später; sie war aber wesentlich die oben erwähnte Abhandlung zu seiner Oberlehrerprüfung, welche damals im Kreise befreundeter Lehrer und weiterhin besprochen wurde und die ihm erfolgreiche Anregungen gab.

Um seines kirchlichen Standpunktes willen und zugleich als Lehrer des Deutschen war seine Wahl zum Festredner bei der dritten Säcularfeier der am 25. Juni 1530 erfolgten Uebergabe des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses erklärlich. In der Aula, welche mit den lebensgroßen Büsten Luther's und Melanthon's unter blühenden, nischenartig aufgestellten Gewächsen geschmückt war, hielt Wackernagel vor einer zahlreichen Festversammlung und sämmtlichen

Schülern, nachdem der Director einige einleitende Worte gesprochen und Cramer's Ode auf Luther declamirt war, seine Festrede, in der er das Wesen der evangelischen Kirche, den richtigen Begriff des Protestantismus und die daraus hervorgehende Nothwendigkeit eines bestimmten Glaubensbekenntnisses behandelte. Nur einige Hauptsätze mögen zur Charakterisirung seines damaligen Standpunktes eine Stelle finden:

„Wir finden von Vielen das Wesen und die Bedeutung der evangelischen Kirche, ganz abgesehen von ihrer Stellung gegenüber der katholischen, in einige Punkte gesetzt, welche, von so erhabener Wichtigkeit sie in anderer Beziehung sind, doch das Wesen der Kirche und des Glaubens in deren Tiefe weniger berühren, als jene meinen. Der eine ist die protestantische Seite des Lehrbegriffs, der andere betrifft die Wissenschaft, deren Rettung aus dem Leibeigenzwange katholischer Oberaufsicht in die des eignen Gewissens wir bei jedem evangelischen Kirchenfest so gern und voll Erhebung mitfeiern." Ueber den ersten Punkt verbreitete er sich zunächst historisch durch actenmäßige Erörterung des Namens Protestanten: „Es verletzt den wahren historischen Wortbegriff, wenn man das Wesen des Protestantismus in ein Ablehnen dieser oder jener Lehre und in ein Protestiren dagegen setzen will; am wenigsten aber ist dies die Bedeutung der evangelischen Kirche und sie mußte vor allem Anderen gegen diesen Namen selbst protestiren. Sie ist ihrer Natur nach als wiederhergestellte Kirche grade so positiv als das früheste Christenthum, und grade nur so weit protestantisch — wie dieses; sie ist nicht allein in diesem Sinn protestantisch den Dogmen und Zumuthungen der katholischen Kirche gegenüber, sondern alle dem, was gegen die Reinheit der Lehre verstößt, bei Juden und Heiden, gegen Irrthum, Unrecht und Sünde in jeder Gestalt." „Es ist nicht denkbar, daß Jemand protestire, es sei denn auf Grund eines festen, positiven Glaubens; nur der Angefochtene protestirt, und was angefochten wird, was man gegen die Anfechtung behaupten will, das ist der Kern, daran ist zu halten. Das stete Verneinen ist eines anderen Geistes, als des christlichen. Im bloßen Ablehnen besteht das Christenthum nicht; so wird auch die Lehre nicht gereinigt: denn was weist die Sünde nicht ab, und wie gern

erfindet das böse Gewissen zu seiner Beruhigung sich Mittel und Wege, zu umgehen, zu vergessen und auszulegen, was ihm unbequem ist." „Wichtig bleibt es immer, einmal daß die Reinigung des Glaubens mit der Lehre von dem Verdienst Christi, der Buße und Rechtfertigung anhob, wie zur Bestätigung der Briefe des Apostels Paulus, welcher diese Lehre zum Mittelpunkt des Glaubens und zur Angel des ganzen Christenthums einsetzt, — und dann, daß Luther's Sätze, besonders seine resolutiones, worin ihre Erläuterung und Ausführung enthalten war, schon vor den 17 Torgauischen Artikeln die Grundzüge des nach zwölf Jahren durch Melanthon abgefaßten Augsburgischen Bekenntnisses enthalten. Ueberall positive Lehre — und auf solchem Grunde die Protestation zum Schluß jedes Artikels."

„An wem lieber als an Luther, es sei denn außer ihm noch an Melanthon, wollen wir uns ein Bild nehmen, wie ein evangelischer Christ beschaffen sein soll? Wer zeigt uns mehr wie er den vollen Gehalt eines männlichen Geistes, der nicht im Gefühl einer überall widerstrebenden, friedelosen Nichtigkeit protestirte, sondern weil sich der volle Lehrbegriff in ihm wiedergeboren, und nur nöthig war, denselben an der Sprache, wie es Gott schrittweise fügte, zu entwickeln. Wie mächtig klingen seine Worte, wie triefen sie von Salbung des heiligen Geistes und aller göttlichen Kraft, wenn er sich aufmacht, das Wort Gottes gegen die falsche Lehre zu retten; wie anders klingt sein Pochen und Trotzen auf Christus und die heiligen Gewalten, als die seitdem so oft und lange gehörten Töne neologischer Leerheit, wenn sie für subjective Denkfreiheit, Tugend und Aufklärung sich öffnete und darauf pochte, als läge wirklich in der Abstreifung das Wesen des Protestantismus, und als wären sie, die so Vieles abgestreift, woran die Reformatoren aus Unwissenheit oder Klugheit noch gehalten, in wesentlichen Schritten weiter gegangen." „Wenn von einer bestimmten Confession hier so festlich, dort so ernsthaft gehandelt wird, so ist nur der an der Feier oder dem Streit berufen theilzunehmen, welcher, wenn auch nicht dieses, doch ein anderes Bekenntniß, aber ein sicheres und wohlerworbenes, mitbringt, — keiner der sich bloß negativ verhält, der die Confession wie etwas längst objectiv gewordenes Historisches betrachtet, und weder sie noch die Bibel,

auf die so häufig wie auf einen Ausweg seine Negation zurücksieht, mit persönlichem Ernst und eignem inneren Eifer ergriffen. Das Christenthum ist eine so persönliche Angelegenheit, daß es dem Menschen nicht an Amt und Ehre, sondern an's Leben geht; es ist der Tod, der den Glauben fordert. Der Mensch wird sich nicht los — und mit Ernst müssen wir darnach trachten, unseres Gottes gewiß zu werden, daß wir suchen sollen, eines bestimmten Glaubens, dessen Frieden höher ist denn alle Vernunft, leben zu können."

„Keiner darf den Katholischen ihren Papst vorwerfen, der kaum weiß, was viel Höheres sie mit uns gemein haben, geschweige was wir positiv Anderes lehren; keiner der nicht um seiner Seele Heil und Frieden geworben, in der Schrift darnach gesucht und mehr aus persönlichem Bedürfniß als in objectiver Betrachtung vor Gott sich bemüht, soll mit dem „Prüfet Alles" daherkommen, und meinen, weil er auf evangelische Freiheit sich berufe, sei er auch schon evangelisch frei, gehöre er auch schon zu denen, welche wirklich geforscht und geprüft, da ihm vielleicht sein Gewissen ein anderes vorhält." „Was das Universum natürlich gerichtet den Sinnen ist, das ist Gott dem Geiste; wie die Sinne zur Aufnahme der Natur allein durch Beschäftigung mit derselben gelangen, so muß der Geist sich ernst und anhaltend mit geistigen, göttlichen Dingen beschäftigen, um sie sich anzueignen. Demuth geht überall dem Glauben voran, und wenn wir Glauben fordern, so ist Demuth das Mittel. Die Bibel geht uns an die Seele, baut auf die Sünde, auf unser Mißverständniß zu Gott: in Gebet und Andacht, in Reue und Buße, in Schriftauslegung, in Liebe und Geduld erkennt die Seele sich dem Geiste Gottes gegenüber, ihm gleich und verschieden. — Wie gehen die Menschen so verschiedene Wege? Jeder halte darauf, offen und ohne Falsch gegen sich und Gott zu sein, dann entspringt die wahre Duldung daraus, der Wahrheit, die man im Glauben hat, so viel Kraft zuzutrauen — das Gegentheil wäre Unglauben —, daß sie den Andern, wenn er durch Falschheit oder Heuchelei nicht widersteht, auch einnehmen werde. — Aber solche Duldung allein erbaut keine Kirche." — „Wie zu Luther's und Melanthon's Zeit das Bekenntniß der Apostel sich wiederholte, so müßte zu unserer Zeit, wäre sie jener im Glauben gleich, dasselbe geschehen." —

„Das credo zu erneuern, wäre alle Wissenschaft unserer Zeit und alle Männer auf ihrer Höhe nicht geeignet oder hinreichend, wenn nicht unter ihnen ein Luther und Melanthon wieder geboren würde.“

Bei diesem Bekenntnißfeste (am 25. Juni in der Schule gefeiert) hatte er selbst ein gutes Bekenntniß abgelegt, sein Bekenntniß, das seiner Kirche. Um die Nothwendigkeit eines solchen zu zeigen, hatte er auch auf die Bedeutung desselben für die Familie gewiesen. Das Familienleben soll ein im Glauben befestigtes, nicht wie das Leben des Einzelnen, der sich auf sein eigen Gewissen durchkämpft, ein schwankendes und veränderliches sein; Eltern und Pfleglinge müssen in dem Glauben einen Mittelpunkt der Erziehung besitzen, aus welchem ihre Schritte sicher und ihre Sorgen gesegnet werden. Diese Erfahrungen hatte er selbst in dem trefflichen Raumer'schen Hause gemacht und die Segnungen auch in der Erziehungsanstalt, die ja nur eine weitere Hausgenossenschaft bildete, erlebt. Aber es stand ihm nun auch die herrliche Zeit nahe bevor, dies im eignen Hause zu erleben und zu bewähren.

In Nürnberg hatte er viel Verkehr gehabt in dem Hause des Kaufmann Joh. Tobias Felix Harleß, dem Vater des nachmaligen Professors der Theologie in Erlangen und Leipzig, jetzigen Consistorialpräsidenten und Reichsrathes in München.[33] Bei dem Ferienbesuch im Sommer 1829, nach bestandener Oberlehrerprüfung, verlobte er sich hier mit dessen Tochter Auguste, deren Schwester damals schon mit dem Pfarrer Strebel verlobt war. Im folgenden Jahre, nach der Jubelfestrede, eilte er in den bald anbrechenden Sommerferien dahin, um sie heimzuholen. Die beiden glücklichen Bräutigame trafen sich im Hause der lieben, bräutlichen Schwestern und ihrer Eltern, — und am 18. Juli 1830 standen sie am gemeinsamen Traualtar. Mit ihr gründete er in Berlin sein trauliches Haus, das für ihn und für sein Schulamt die reiche Quelle des Friedens und Segens war. „Wie schön — hatte er in der gedachten Festrede gesagt — sind in Familien die stillen, unbeobachteten Morgen- und Abendandachten, das einfache Gebet, der Segen, daß Gott den Tag und die Nacht behüte; wie schön das fromme Beten am Bett der Kinder, daß

wir ihre Worte hören, mit denen sie sich dem Schutze Gottes und seiner Engel befehlen.“ Diese Hausandachten hielt er von nun an stets selbst — bis in die letzten Tage seines Lebens — so recht einig im Geist mit seiner jungen Frau. Sie hatte in ihrer Jugend die Erweckungszeit erlebt, die durch Professor Krafft in Erlangen und Pfarrer Böckh in Nürnberg ein tiefes und inniges Glaubensleben gebracht hatte. Jetzt war sie, die süddeutsche Nürnbergerin — an ihre schönen Kirchen gewöhnt — in das große norddeutsche Berlin, mit seinen fast durchweg damals noch zopfigen Kirchen gekommen. Ihr Mann hatte vorzugsweise die Predigten Schleiermacher's gehört, mit dem er vom Reimer'schen Hause her seit seiner Jugend bekannt war, und um den sich damals noch große Kreise auch von solchen sammelten, die nach seinem Tode ganz andere Bahnen, oft schnurstracks entgegengesetzte gingen. Er führte sie denn auch den ersten Sonntag nach ihrer Ankunft dahin. Die geistreiche Predigtweise war ihr völlig ungewohnt, sie verstand dieselbe nicht, sie sagte ihr auch nicht zu. Nur ein Gedanke, als sie dieselbe gehört, ergriff sie: wenn dir nur nicht dein Glaube genommen wird. — Kein Wort sagte sie von ihrer Besorgniß zu ihrem Manne; aber sie schwieg auch über den Eindruck, den ihr die Predigt gemacht. Aus diesem Schweigen hatte der feinfühlende Mann eine beredte Stimme vernommen. Es war das erste und letzte Mal, daß er sie dahin führte; aber auch er selbst ging nicht mehr dahin. Fortan war es besonders Goßner, wo beide ihre Erbauung suchten und fanden; außerdem aber hörten sie auch die befreundeten Geistlichen, wie Bachmann, der Judenmissionsprediger Airst; doch war Goßner ihr Beichtvater.

Es war nicht bloß die Stadt mit ihren Umgebungen, auch den weiteren: Potsdam, die Müggelsberge, die sogenannte märkische Schweiz bei Freienwalde, die Rüdersdorfer Kalkberge, wohin früher die Turnfahrten gemacht wurden und wohin er jetzt die junge Frau brachte; sondern auch das reiche Leben der Stadt in Kunst, Wissenschaft und Geselligkeit, welches sich jetzt ihnen beiden erschloß. Er führte sie in die Häuser der Familien Reimer, Schade, des Vaters des jetzigen Geheimerathes, und v. Winterfeld, welche beide von Breslau her ihm bekannt waren, und mit gleicher Freundlichkeit die junge Frau begrüßten und heimisch machten; ferner zu Ranke,

Gabler, Hegel, besonders später bei dessen Wittwe, einer geb. v. Tucher, ihrer Landsmännin. Alle Freitage war bei v. Winterfeld's der von Breslau her ihm bekannte und hier in Berlin noch lebhafter gepflegte Musikabend. Die junge, musikalisch begabte Frau wurde zu den Auserwählten hinzugezogen, welche in kleinen Kreisen vollendete Kirchenmusik vor Freunden, die dafür Interesse und Verständniß und Wohlgefallen hatten, vortrugen; es waren die klassischen Sachen von Eccard, Prätorius, Pergolese, Händel, Bach u. A., die zur Aufführung kamen. Wackernagel verdankt diesem Hause, wie er selbst in dem Dank an die Breslauer Facultät äußert, seine Kunde des christlichen Chorals. v. Winterfeld war einer der ersten Kenner auf dem Gebiete der christlichen Tonkunst und hat in wissenschaftlicher Beziehung um die Geschichte der Kirchenmusik große Bedeutung, wozu seine Reise nach Rom und der Besuch der Klöster viel Ausbeute boten; einen großen Schatz unbekannter Melodien und Musikalien sammelte er. Auch Steffens war ein regelmäßiger Zuhörer, und bekennt: „Mein Freund ahnt es kaum, wie viel ich ihm verdanke. Man erhält, je stiller und einfacher das Leben ist, je mehr die Musik vor der lärmenden geselligen Umgebung zurücktritt, je mehr sie uns als eine thätige, ja nothwendige Nahrung erscheint, den Sinn, den sie fordert und der sich für sie aufschließt." In diesem Hause war denn der Sammelpunkt christlicher Freunde, während bei Reimer die künstlerischen und literarischen Größen der Stadt sich trafen. Tieck, Chamisso, Rauch, der Bildhauer; die Maler Runge und Röntgen. Außerdem sind noch zu erwähnen: Justizrath Krause, Polizeirath Ziegler, Major v. Schmeling, der Schwiegervater seines lieben Freundes, des Divisionspredigers Buchholz, der später in Königsberg war. Im Hause des Prof. Kranichfeld knüpftensich Beziehungen mit dem Baron v. Kottwitz, bei Chamisso mit Kopisch, Hoffmann v. Fallersleben, Eichendorf, Hitzig, Kugler u. A.

Während so der Freitag Abend gewöhnlich in den musikalischen Kreisen verlebt wurde, hatte er im eigenen Hause jede Woche einen sogenannten „offenen Abend": zuweilen regelmäßig den Sonnabend oder auch Donnerstag, je nachdem es seine Schulpflichten erlaubten. Durch seine vielen Beziehungen von Raumer's her und mit Süddeutschland wurden an ihn die jungen Stu-

dierenden, welche nach der Hauptstadt kamen, empfohlen. Da sein Einkommen doch nur schmal war, so wurde jedem dieser empfohlenen Gäste beim ersten Besuch diese allgemeine Einladung für den bestimmten Abend gemacht; aber satt müßten sie sich zuvor gegessen haben, denn es gebe nur Thee und die bekannten „dünnen Berliner Butterbrödchen". An der freundlichen Weise, mit der diese Einladung geschah, erkannte jeder, wie willkommen er war, und noch nach Jahrzehnten erinnerten sich Alle, welche der Einladung gefolgt waren — und es lehnte sie Niemand ab — mit dem innigsten Danke der gemüthlichen, lehrreichen und anregenden Abende. Es verkehrten hier die Theologen v. Hofmann, der jüngst verstorbene Erlanger Theolog, der damals in Berlin im Hause der Gräfin Bülow Hauslehrer war; Lic. Neumann, der später aus Rio de Janeiro zurückkehrend, in der Nähe von Cuxhaven scheiterte; Max Hufeland, Nägelsbach, Hävernick, Steiger, die Brüder Gräber und Karl Krafft, Ad. Kötter, Zündel, der Philosophe A. v. Schaden; Wagner, Stockmayer, sein Schüler von Nürnberg; Meville. Gar manche hervorragende Größe lernten die jungen Männer hier kennen, wie Chamisso, Kopisch.

Alles wurde in den Kreis der Besprechung gezogen; Theologie und Kirche, Politik und Literatur, Naturwissenschaft und Musik, und auf wie vielen Gebieten konnte er den jungen Studierenden und Candidaten nützlich und förderlich sein. Sehr lebhaft waren die Debatten über die polnische Bewegung. Er schrieb damals einem seiner Freunde in's Stammbuch: „Wer selber gern im Frieden Gottes stehen will und nach nichts verlangt, als Andere dahin zu führen, dem erscheinen Krieg und jede politische Bewegung vom Argen. Es ist aber nicht gegen das Christenthum, in den Einrichtungen der Menschheit die Erziehungsanstalten Gottes zu sehen und sodann die Frage nach deren Verbesserung für keine müßige zu halten. Es ist in die Hand der Menschen gegeben, ihre ökonomischen und anderen äußerlichen Angelegenheiten zu ordnen, von diesen aber — so wichtig sind sie! — hängt, wie von Sitten und Gewohnheiten, zu einem großen Theil das Gedeihen der geistigen und heiligen Dinge ab. — Dies zum Andenken und zur Erinnerung an die vielen Gespräche über Politik, die Du bei mir hast hören müssen. Es geht einmal nicht anders.

Wie ich für die Polen spreche und bete, so ist mein Herz bei jedem sich zur Freiheit bewegenden Volke, so war es in Mährchen bei jedem Ungeheuer, das sich gerne wieder zum Menschen verwandelt hätte."

Wackernagel's wohnten damals in der Köpnickerstraße. Einer der Gäste hatte den Namen derselben vergessen. Darauf bezieht sich ein Gruß aus späteren Jahren:

Die Köpnicker-Straße sucht ich einst in Berlin,
Doch leider war ihr Name entfallen meinem Sinn;
Ich frag und frag vergebens, und endlich im Verdruß
Frag ich, wo ist die Straße, — nun! des Copernicus.

Die Straße war gefunden, gefunden war das Haus,
Wo ich dann jeden Samstag vergnügt ging ein und aus,
Wo Preußens Geist und Weisheit und Baierns Herzlichkeit
Wie Licht und Wärme innig des Schweizers Herz erfreut.

Denn wie sich die Planeten nach Copernik's System
Gern um die Sonne drehen, so warm und angenehm,
So haben wir Studenten um Euer Licht geschwärmt,
An Eurem treuen Herzen uns köstlich ausgewärmt.

Und das vergeß ich nimmer und nie erlischt mein Dank,
Und aus der Ferne grüß ich Euch all mein Leben lang,
Bis wir dereinst zusammen vor jener Sonne stehn,
Zu der indeß im Glauben still unsre Wege gehn.

Ernst und Scherz walteten im Hause; ein christlicher Hauch erwärmte Alle, die aus- und eingingen, und die Schönheit des Hauses bei aller Einfachheit war von jeher seine besondere Kunst, an der die Frau wie Alle ihre Freude, und ihre Lust hatten. —

Eines Scherzes sei noch erwähnt, sogleich aus der Anfangszeit seiner Anstellung in Berlin. Es waren, wie wir gesehen, mehrere Jahre verflossen, daß er Berlin nicht wieder gesehen hatte; die Stadt hatte sich sehr verändert; die geistige Physiognomie war ihm doch im Verhältniß zu Nürnberg und Erlangen sehr fremd geworden. Da im Jahre 1827 war der witzige Jude Saphir nach Berlin gekommen. „Sein Gesicht von fabelhafter Häßlichkeit, aber gutmüthig im Ausdruck, war von einer goldgelockten, reich gekräuselten Perücke beschattet. Seine

Witze waren durchgängig harmlos, obgleich er das Unglück hatte, von Schauspielern, die er getadelt hatte, Prügel zu bekommen."[34] In Berlin hatte er sich der gedruckten Kritik bemächtigt. In Privatkreisen „lauschten dem himmlischen Unsinn dieses erhabenen Sprechers wie einem Orakel"[35] alle Philister. Er hatte Wien auf höheren Befehl verlassen müssen, wegen den Streitigkeiten, in die er mit dem dortigen Censor verwickelt war. Empfehlungsbriefe von Wiener Literaten stellten die Sache zu seinen Gunsten dar. Er wollte nun in Berlin, in Aussicht auf eine ungebundene Entfaltung seines Talentes, eine Zeitschrift gründen. Die „Schnellpost" erschien 1826. Großes Aufsehen erregte sie in Berlin und in ganz Deutschland. Sie war ein allgemein gefürchtetes Organ. Es vereinigte sich Vieles, ihm Förderung zu verschaffen: das Bedürfniß der guten Berliner, ihr Durst nach Spott und Satyre, die Schaalheit der meisten Recensionen in anderen Blättern, Saphir's Talent, welches die Lacher, auch wenn er wider das Gute und Schöne zu Felde zog, stets auf seine Seite brachte; die Opposition des Hoftheaters (das sehr wenig besucht wurde) gegen das Königstädt'sche (das stets überfüllt war) — und was nicht vergessen werden darf, die Theilnahme, welche Männer wie Hegel, Gans, Wilibald Alexis und viele Andere der neuen Zeitschrift durch Rath und That gönnten. Das Publikum theilte sich bald in zwei Parteien — für und gegen ihn. Dieselben Personen, welche sich Abends weidlich im Theater ergötzt hatten, gingen am nächsten Morgen mit den frischen in der Nacht gedruckten Nummern der Schnellpost umher und wollten sich ausschütten vor Entzücken über die lustigen Einfälle. Sie war das Evangelium der Berliner. Seine Späße und Witze — wie die Wiener — überhaupt, waren unschuldig und harmlos: so hatte es sich auch lustig gemacht über die Mittwochsgesellschaft; aber der Witz war bei ihm nicht bloß Mittel, sondern er machte ein zweideutiges Geschäft daraus; und um ihn aus seiner hohen Gunst beim Berliner Publikum zu bringen, dazu bedurfte es bloß eines Anderen, der noch witziger war, oder aber, daß man ihm, wie es in München geschah, eine Anstellung am Theater gab, damit er nun nicht gegen dasselbe schreiben konnte; man machte ihn dort zum Hoftheaterintendanzrath, ohne je seinen Rath einzuholen.

Gegen ihn ergoß sich eine Fluth von Gegenschriften und Pamphleten, in denen er zum Theil über alle Gebühr geschmäht wurde. Auch der soeben nach Berlin zurückgekehrte Wackernagel machte in einer übermüthigen, guten Stunde einige Reime, die sein Bruder Wilhelm noch vermehrte, und so erschien im Jahre 1828 „ein namenloses Pamphlet: Otto Bellmann und Berlin, M. G. Saphir und die intellectuelle Bildung". Es galt beiden Brüdern, durch Witz und Spott sowohl die Berliner, als Saphir zu bekämpfen. Voran geht eine fünfactige Tragödie: „Der liebenswürdige Jüngling oder der Marterer der Wahrheit", wie schon der absichtliche Druckfehler zeigt, eine sehr lustige Tragödie, um zu zeigen, wie leicht der „liebenswürdige Jüngling" die Berliner Bürger für Bildung gewinnen, wie schnell er aber auch ihre Gunst verlieren kann; dann folgen Gedichte, deren Form allen möglichen Dichtarten entnommen waren, wodurch allein schon die Verfasser ihre geistige Ueberlegenheit den Gegnern gegenüber zeigten. Aus der Kapuzinerpredigt, welche von Wilhelm stammt, mögen folgende Reime ein Beispiel geben:

„Was soll man gar sagen von unsrer theuren Hauptstadt?
Daß Gott erbarm! eine ungeheure Staubstadt!
Der Spreefluß ist geworden zu einem Wehfluß;
Zwischen der Panke und dem Schafgraben
Sieht man in Gedanken so manches Schaf traben."

Die Zeitschriften sind verwandelt in Viehtriften;
Die Tageblätter und Morgenblätter
Sind nun Klageblätter und Sorgenblätter;
Und wäre nicht der harmlose Beobachter an der Spree,
An der Spree wäre nichts, als Ohnmacht und Weh.

Und dazu eine Probe von Philipp, überschrieben:

Hettel's Reich.

Wer nicht in Berlin gewesen,
Weiß von Bildung nichts zu sagen;
Lieber Freund, in unsern Tagen
Ist sie intellectuell. —

Kunst und Leben sind entschwunden,
Der Gedanke losgebunden
Schwebet über öden Wässern,
Findet keinen Zweig.
Thaten könnten vieles bessern,
Doch Gedanken stehn zu nahe,
Stören auch, was schon geschahe,
Richten auf ein leeres Reich.

Alle Liebe ist gefangen,
Seine Kräfte tief verzehret,
Vom Gedanken ganz verheeret,
Und die böse Lust verblieb;
Und das niedrige Verlangen,
Offen oder auch verstohlen
Sich vom Denken zu erholen,
Tiefer in's Verderben trieb.

Und so ist es denn gekommen,
Daß sich Alles, abgemattet,
Ausgebrannt und ohne Sehnen,
Der Gemeinheit übergiebt;
Jedes abgestandne Wähnen
Wird mit Freuden aufgenommen,
Was sich nie mit Würde gattet,
Gern gepfleget und geliebt. —

Daß vom wahren, vollen Leben
Doch ein Strahl hinüberschlüge,
Und die neue Welt der Lüge
Spränge in die Luft,
Daß sich fühle tief erbeben
Jener alte, schwere Schade,
Der Gedanke sich entlade,
Fülle sich die öde Kluft!

Diese Verse am Schluß des Ganzen zeigen, wie Scherz und Spott ihren Verfassern nur Mittel zum Zweck der Besserung und Heilung von der feilen Flachheit gewesen, die sich darin gefiel, „mit der Poesie zu schachern und Witze nach der Elle zu verkaufen", und die auch immer bereit war, dergleichen sich gefallen zu lassen und zu fördern; sie offenbaren zugleich den edlen Unwillen über das gemeine Treiben der Hauptstadt, und nur nach dieser Seite hin hat das Schriftchen eine Bedeutung zur Charak-

teristik der Verfasser. Die mit W. bezeichneten sind von Wilhelm, der vier davon später in seine „Gedichte eines fahrenden Schülers" 1828 aufnahm.

Zu naturwissenschaftlichen Arbeiten war kaum mehr Zeit geblieben; noch zu Anfang konnte Wackernagel in Poggendorff's Annalen vom Jahre 1833 einige Abhandlungen veröffentlichen, die aber wesentlich schon früher gearbeitet waren. So sehr nahm ihn sein Amt in Anspruch; neben ihm mußte er noch Privatunterricht im Turnen und Fechten im Kadettenhause geben; aus diesem stammt seine Bekanntschaft mit dem späteren Minister v. Roon, der damals als Lehrer dahin commandirt war; außerdem gab er noch Stunden in einigen Familien, so beim Prediger Jonas, der an der Gewerbeschule den Religionsunterricht ertheilte, den beiden jungen Fürsten Stourza.

Mit ganzer Seele widmete er sich seiner Schule; den deutschen Unterricht gab er, nach dem Ausspruch seines Directors, in höchst gründlicher Weise, mit genauer Einsicht in den Bau der Sprache, sowie in die logischen, metrischen und ästhetischen Gesetze der Dicht- und Redeformen — den geometrischen in steter Verbindung mit dem Zeichnen, und das Rechnen in geistweckender Methode; auch die Schüler gaben seinen Bemühungen ein sehr günstiges Zeugniß durch befriedigende Leistungen, so daß er durch seine Gründlichkeit, Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit sich in der Anstalt als einer ihrer wirksamsten Lehrer bethätigte und sich ihr werth machte. Doch blieben auch manche Leiden nicht aus, wie sie der Beruf des Lehrers, namentlich seitens der Jugend, oft zu erfahren hat, deren böswilliges Widerstreben grade ihm besonders schwer erträglich war. Eine Besserung seiner Stellung war für's erste nicht zu erhoffen. Erholungsreisen, die er sich wohl in den Sommerferien von dem so sauer erworbenen Bücherhonorar gönnen konnte, wie nach Rügen und in den Harz, auch um seines Kopfleidens willen wieder einmal nach Karlsbad, wo überall die Fremdenbücher sinnige Verse aufweisen, in den Teutoburger Wald, wo er bei v. Bandel, der an seinem Hermanns-Denkmal arbeitete, längere Zeit weilte, waren doch nicht ausreichend, um die Kräfte, welche das ganze Jahr so anstrengend an-

spannt wurden, als es sein Amt und sein kinderreich gewordenes Haus erforderlich machten, wiederzugeben, und um sein Körperleiden zu beseitigen, das sich stets wieder nach gewissen Zwischenräumen geltend machte. — Zehn Jahre war er hier thätig gewesen. Da bot sich ihm eine Aussicht in Schwaben; er ging dahin und das war, wie er selbst später öfter gesagt, „ein Schwabenstreich“.

Siebentes Capitel.

Stetten in Schwaben.

Vereitelte Hoffnungen.

Wackernagel's Frau war die Anknüpfung zu der Uebersiedelung nach Schwaben geworden. Ihre Schwester hatte sich gleichzeitig mit dem Pfarrer Strebel verheirathet, und dieser hatte sich bestimmen lassen, in Stetten bei Stuttgart die Leitung eines Privatgymnasiums zu übernehmen. Und während die eine Schwester nach Schwaben, die andere nach Berlin wanderte, und sie sich so für immer zu trennen schienen, sollten sie sich in Stetten zusammenfinden und mehrere Jahre gemeinsam wirken.

Es galt bei dieser Anstalt ein bestimmtes Prinzip zur Geltung und Durchführung zu bringen. Professor Klumpp vom Gymnasium in Stuttgart, später Oberstudienrath, hatte in einer Schrift über Humanismus und Realismus in den höheren Schulanstalten eine innigere Verbindung auf der Grundlage des positiven christlichen, evangelischen Bekenntnisses gefordert. Klumpp, zugleich auch Gründer und Leiter der Turnanstalt zu Stuttgart, war ein Mann von edler Gesinnung, voll Liebe für das deutsche Vaterland und für die deutsche Jugend, und als solcher in weiten Kreisen wohl bekannt; er erregte durch seine Schrift nicht geringes Aufsehen, namentlich in der würtembergischen Schulwelt, wo die einseitige Pflege der klassischen Sprachen in den Lateinschulen und Gymnasien herkömmlich war. Zwei Männer in Stetten wollten diesen Plan verwirklichen helfen: der ehemalige Pro-

fessor Klaiber, damals Pfarrer in Stetten, und der daselbst wohnende Hofkammeralverwalter von Wiedersheim. Grade diese kamen auf die Ausführung des angeregten Gedankens, weil in Stetten ein großes, schönes königliches Schloß leer und unbenutzt stand, das leicht mit wenigen Kosten zu einer Lehr- und Erziehungsanstalt eingerichtet werden konnte. Der Besitzer desselben, der für alles Gute und Nützliche stets bereitwillige König Wilhelm von Würtemberg, gab seine Einwilligung, daß das Schloß behufs Gründung einer solchen Anstalt unentgeltlich überlassen, auch eine Bausumme zur Vergrößerung zugeschossen werden solle, unter der Bedingung, daß, wenn die Anstalt einmal wieder eingehen oder verlegt und so das Gebäude zu diesem Zwecke nicht mehr benutzt werden sollte, es wieder so wie es sei, als Hofkammergut zurückfalle.

Zur Leitung der Anstalt wurde der Pfarrer Valentin Strebel, ein anerkannt tüchtiger Pädagog, gewonnen, der später Director des Privatgymnasiums in Stuttgart wurde und nach dessen Aufhebung die Pfarrstelle in Rosway übernahm. Als pädagogischer Schriftsteller hat er sich auch in der Schmid'schen Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens bekannt gemacht. Die Berichte über seine Anstalt zeigen den tiefen evangelischen Charakter, von dem aus er seine erziehende Thätigkeit getragen wissen wollte. Im Plane der 1835 eröffneten Anstalt lag es, daß der Unterricht neben den sprachlichen Fächern auch in ebenso tüchtiger Weise die realistischen umfassen sollte. Wackernagel hatte durch die lebhafte Correspondenz der Schwestern von dieser Anstalt gehört. Der Plan, namentlich die entschieden evangelische Grundlage, sagte ihm durchaus zu, und als man ihm mittheilte, daß ein Lehrer für die Realien gesucht wurde, der in gleichem Geiste stehe, wie der Director und die ganze Anstalt, da war es nicht bloß die Rücksicht auf die Frau und der Gedanke an das Zusammensein der lieben und sich innig liebenden Schwestern, welche Wackernagel bewogen, sondern ein innerer Drang, daß auch er dahin gehöre und dort seine Kräfte verwerthen müsse; kam er doch auch dadurch wieder mehr in seine Lieblingsstudien, die Naturwissenschaften hinein, von denen er in Berlin, wie wir sahen, allmählig

hatte scheiden müssen. Es war dazu ein freieres Arbeiten möglich als in dem großen Berlin, mit seinen die Kräfte auf allen Gebieten so in Anspruch nehmenden und aufzehrenden Anstrengungen. Die ökonomische Lage konnte ihn nicht grade verlockt haben, denn sie war nicht glänzend; das neben freier Amtswohnung gewährte Gehalt war, im Verhältniß zu dem der anderen Lehrkräfte und für eine Privatanstalt, ziemlich reichlich, aber doch für Wackernagel's kinderreiche Familie knapp genug. Es bedurfte eben nur der ausgesprochenen Neigung, daß es ihn dahin ziehe, — und Niemand konnte der Anstalt erwünschter sein.

So wanderte er denn Ostern 1839 mit seinen sechs Kindern in's herrliche Schwabenland, nach dem besonders freundlich gelegenen Stetten im Remsthale, nahe bei Stuttgart. Seine Wirksamkeit war hier ähnlich wie in Nürnberg. Die Anstalt bereitete zur Universität vor. Er übernahm neben dem Unterricht in der deutschen Sprache noch den in der Mathematik, Mineralogie und Naturlehre der oberen Klassen. In der Methode des Unterrichtes konnte er sich, weil er hier die Fächer der obersten Klassen in seiner Hand hatte, viel freier bewegen, als in Berlin; die Eigenthümlichkeit seines anregenden Unterrichtens trat denn auch hier viel klarer hervor und erprobte sich ihm je länger je mehr. Namentlich war dies in der Geometrie, Stereometrie und Krystallographie der Fall. Es war kein Abrichten behufs der abzuhaltenden halbjährlichen öffentlichen Prüfungen, sondern geistweckendes Leben, und war der Standpunkt vielleicht auch etwas zu hoch, er wußte doch die Schüler, wenn sie aufmerksam waren und nicht durch Schlaffheit und Gleichgültigkeit ihn, und zwar jedes Mal sehr tief verwundeten und dadurch reizten, zu sich empor zu ziehen. Die Erfahrung beweist es, daß kein Unterricht schwieriger ist, als der in der Mathematik und Krystallographie; selten giebt es Lehrer, welche hierin eine größere Schülerschaar zu unterrichten vermögen; der Erfolg zeigt sich meist nur sehr vereinzelt. Wackernagel verstand es, bei allen Schülern nicht bloß Interesse zu erwecken, sondern auch Erfolge zu erzielen. Einer seiner damaligen Schüler, jetzt Professor, schreibt von seinem Unterricht: „Alles geistvoll, gediegen. In der Mineralogie haben wir in Stetten einen gründlicheren Unterricht gehabt, als im Polytechnikum.

Leider waren es zu wenig Stunden.“ — Ein General, ehemaliger Zögling in Stetten, rühmt voll Dankes noch heute, wie gut ihm Wackernagel's Unterricht in der Mathematik während seiner ganzen militärischen Laufbahn bekommen wäre; besonders sein Dringen auf Genauigkeit, wie überall, so namentlich bei den geometrischen Zeichnungen. Freilich war Wackernagel auch höchst streng in seinen Anforderungen. Er durchschaute mit seinem klaren Blicke, wo Trägheit und wo Unvermögen die gestellten Aufgaben nicht zu Stande brachte. Im ersteren Falle ließ er sich weder durch die Klagen der Schüler, noch durch die Vermittlung Anderer zur Nachgiebigkeit bestimmen. Ein Mal verbot er einem Schüler zu Tische zu gehen, ehe er den Beweis geliefert, der aufgegeben war. Die Klage desselben beim Director half natürlich nichts, da Wackernagel seiner Sache gewiß, daß, wenn jener nur seine Kräfte zusammen nehme, er wohl zur Lösung der Aufgabe im Stande sei. Dies geschah denn auch; und der Schüler kam zu Tische mit der Erfahrung, daß nichts Unmögliches oder Unbilliges verlangt, und daß er mehr vermöge, als er geglaubt; dadurch war ihm Muth und Freudigkeit zu der ihm so verhaßten Geometrie gekommen; sie wurde von jetzt an sein Lieblingsfach.

Stetten war aber nicht bloß eine Schule zum Unterrichten, sondern auch eine Erziehungsanstalt. Jedem Lehrer war eine Anzahl Zöglinge zu besonderer Erziehung, Aufsicht, Pflege und Führung anvertraut. Zwar muß auch der Unterricht selbst erziehend sein, und geistig wie sittlich bilden; aber der erziehende Einfluß gestaltet sich doch im Zusammenleben erst in seiner vollen Bedeutung. Die Knaben waren in Gruppen von zehn bis zwölf getheilt, und jede einem Lehrer zur besonderen Leitung überwiesen; die Familie sollte ihnen dadurch ersetzt werden. Von je her ein Freund der Kinder und Jugend konnte er hier so recht diese Seite seines Wesens entfalten. So war das Zimmer dieser Familie stets durch musterhafte Ordnung und Sauberkeit ausgezeichnet, und dies war lediglich dadurch bewirkt, daß die Zöglinge sein eigenes Zimmer stets in bester Ordnung fanden, Alles an seinem Platze, die Wände mit schönen Bildern geschmückt und ihn selbst stets in angemessener würdiger Kleidung und Haltung. Dieser Anblick wirkte auf die Zöglinge seiner Familie erziehend.

Von ihrem ersparten Taschengelde kauften sie Fahnen oder Bilder, um die Wände zu schmücken. — Auf einem der Hausgänge war ein vorn mit Draht vergitterter Kasten: „Findelkasten". In diesen kam Alles, was der Tagesinspector (Diarius) in den Freizeiten unaufgeräumt und herumliegend gefunden hatte. Gegen eine kleine Geldstrafe wurde das Gefundene dem Besitzer zurückgegeben. Aus dem Erlöse dieser Strafgelder wurden schöne Bilder angeschafft und derjenigen Familie gegeben, welche am wenigsten Gefangene hinter das Gitter des Findelkastens geliefert hatte. Meist trug Wackernagel's Familie den Preis davon. Und noch mehr wirkte dann das schöne Zimmer seiner Familie auch auf die Anderen zur Nachahmung.

Während in Berlin das öffentliche Turnen nicht gestattet war, hatte die würtembergische Regierung seit Beginn der deutschen Turnerei unter Jahn nie ein Verbot oder eine Beschränkung erlassen. Und so war sein Turnen denn hier in Stetten für ihn eine wahre Erfrischung, und mit der Jugend zu spielen verstand er nicht bloß meisterlich, so daß nach Jahren die Zöglinge mit Freuden bei einer Zusammenkunft in Stetten dieser Spiele gedachten, sondern er opferte ihr auch gern seine kostbare Zeit, die ihm bei seinen amtlichen Pflichten für seine literarischen Unternehmungen nur in sehr beschränktem Maße, weniger als er geglaubt hatte, übrig blieb. Er hatte, obgleich in der Jugend von ziemlich schwachem Körperbau, sich durch anhaltendes Turnen wahrhaft athletische Kräfte angeeignet, so daß er es in jungen Jahren mit zwei älteren und stärkeren Knaben, die ihn öfter gekränkt hatten, allein aufnahm und sie zu Boden warf. Statt der Eschenholz-Geren bediente er sich zum Werfen der eisernen; man warf sich die Lanzen zu, daß sie sich in der Luft kreuzten und fing sie dann auf. Er und sein Freund Sauermann in Breslau (Seminaroberlehrer) waren die stärksten Männer auf dem Turnplatz. Er allein schlug ein Mal fünf Polen, die ihn angriffen, in die Flucht.

Mit großen literarischen Plänen war er von Berlin geschieden. Das angefangene Werk zum Studium der deutschen Sprache, dessen zwei erste Theile erschienen waren, harrte seiner Vollendung. Ferner hatte er beim Unterricht in der Mathematik, namentlich in der Geometrie und Stereometrie, ebenfalls ein Lehr-

buch für die Schüler vermißt, welches seiner Methode auch nur annähernd entsprach; er mußte seinen eignen Gang gehen; aber dringendes Bedürfniß erschien ihm ein Lehrbuch. Seine Anfänge zu einem solchen fallen in die Zeit seines Stettener Lehrens, in der er die ganze Methode noch ein Mal zu prüfen und auf die verschiedenen Lehrstufen anzuwenden Anlaß hatte. Ja es war mehr als ein Anfang. Er arbeitete es mit allen Zeichnungen vollständig aus. Aber es herauszugeben — dazu schien ihm noch nicht die Zeit; es war ihm noch nicht reif genug. Er hat leider die ganze übrige Zeit seines Lebens nie Muße gefunden, die letzte Hand anzulegen.

Daneben hatte ein anderes Unternehmen, welches von hier an als Frucht seiner Lebensarbeit zu reifen beginnt, ihn so beschäftigt, daß er jetzt demselben einen Abschluß geben und es der Oeffentlichkeit überreichen konnte. Seine literatur geschichtlichen Forschungen hatten ihn zu den Quellen der deutschen Sprache in Poesie und Prosa zurückgeführt; er schöpfte am liebsten aus den Quellen, nicht aus abgeleiteten Bächen oder Kanälen. Als er bei der Gedichtsammlung an die Kirchenlieder kam, war er mehr denn je verlassen. Wo war der richtige, der ursprüngliche Text? Fast in keinem der vorhandenen Gesangbücher. Ueberall waren entweder absichtliche Aenderungen, und das die schlimmsten und bedenklichsten, oder aus Nachlässigkeit meist des Setzers oder auch der Herausgeber entstandene. Hier war es denn dringend geboten, auf die ältesten Drucke und Originalausgaben, am liebsten auf die Handschriften, zurückzugehen. Das war eine Nebenarbeit zu seinen frühesten, schon in Breslau begonnenen hymnologischen Studien. Was früher als Lieblingsstudium neben dem Berufsstudium herging, war allmählig zu solcher Ausdehnung gewachsen, daß er ihm seine freie Zeit besonders widmen mußte. Bisher hatte er nur Sammlungen angestellt, sie mußten zu einem Abschluß gebracht werden, und dem galt zuerst seine Arbeit in dem anmuthigen und erfrischenden Stetten. Es war eine stille und mühsame wie mühevolle Arbeit, aber es war zugleich auch herzerquickend, sich in die alten Lieder der deutschen Kirche zu versenken und ihren tiefsten Wurzeln nachzuspüren, aber auch zugleich die Geschichte dieser ächten, edelsten Volksliederdichtung nach den

verschiedensten Beziehungen zu verfolgen. So erschien denn sein erstes, Epoche machendes und auch allgemein mit Freuden begrüßtes Werk: „Das deutsche Kirchenlied von Martin Luther bis auf Nicolaus Hermann und Ambrosius Blaurer.“ Stuttg. 1841. Vom ersten October datirt die inhaltreiche Vorrede, auf die wir später um ihrer Bedeutung willen weiter einzugehen haben. Er widmete es seinem verehrten Gönner und Freunde, dem Freiherrn Karl Gregor Hartwig von Meusebach und — weil es in Schwaben entstanden — Ludwig Uhland. „Er vor Allen; denn wo es gilt, ein Geschehenes zu beseelen, und durch innere Ergreifung dem Sagenhaften Geist und Leben abzugewinnen, erzählt kein Dichter so einfach, so wenig in geschmückten Worten und so sehr in stillen Zügen tiefer Gedanken.“[36]

Nach seiner Vollendung machte er einen vorläufigen Abschluß dieser Studien, und wandte seine Aufmerksamkeit auf die weitere Fortsetzung des deutschen Sprachwerkes. Dem Bedürfniß entsprechend hatte er es für höhere Lehranstalten gearbeitet; aber es fehlte ebenso sehr an Lesebüchern für die unteren Klassen und Vorschulen. Auf dieses Bedürfniß war er selbst schon durch die Stettener Anstalt geführt, aber auch von seinem schulerfahrenen Freunde K. A. Schmid, dem damaligen Rector der Lateinschule in Eßlingen, jetzigem Rector des humanistischen Gymnasiums in Stuttgart, dem verdienstvollen Herausgeber der pädagogischen Encyklopädie, aufmerksam gemacht. An ihm fand er für seine Arbeiten nicht bloß einen erfahrenen Helfer, sondern auch feinsinnigen Berather, der auch dem manchmal etwas zu hohen und idealen Fluge mäßigende Winke ertheilte. Unter seiner und anderer ausgezeichneter Schulmänner Mitwirkung kam das „Deutsche Lesebuch“ zu Stande. Es entspricht in seinen drei Theilen den drei Altersstufen vom 8. bis 10. Jahre im ersten, bis zum 12. im zweiten, bis zum 14. im dritten Theile. Die kurze Vorrede datirt vom 8. August 1842, und enthält im Unterschiede von den ausführlichen Darlegungen, die er sonst zu geben pflegte, nur den kurzen Hinweis, „daß es gewiß kein Fehler des Büchleins sei, in poetischer, nationaler und religiöser Richtung einen sehr entschiedenen Charakter auszusprechen“. In der That, mit feinem Gefühl für das der Jugend

Anziehende und Gesunde und mit reinem Geschmack hat er aus dem reichen, ihm zu Gebote stehenden und für damalige Zeit Vielen so verborgenem Schatze ausgewählt. Alles ist wohl bedacht, für die Jugend schmackhaft, edel, schön, und ohne daß von dem christlichen Geist viele Worte gemacht wären, doch in allen Theilen von ihm durchhaucht. Die Bücher tragen mit Recht als Motto die Worte:

Das Schöne stammt her vom Schonen: es ist zart,
Und will behandelt sein, wie Blumen edler Art.
Wie Blumen vor dem Frost und rauher Stürme Drohen,
Will es geschonet sein, verschont von allem Rohen.

Nicht minder zeugt es von seiner umfassenden Belesenheit; von vielen Namen gilt, was Chamisso bei Ueberreichung der „Auswahl deutscher Gedichte“ ihm sagte: „Ich muß Ihnen danken, Sie haben mich zuerst in die Schulen eingeführt; ich weiß, nun werde ich nicht vergessen.“ Aber nicht um den Dank der Dichter für sich zu beanspruchen, erwies er so vielen diese Ehre, die ihnen nach seiner Ansicht mit Recht gebührt, im Herz und Mund der Jugend zu leben, vielmehr den Dank der Schulen, der Familien, der Jugend wollte er sich erwerben, wenn er sie durch diese Bücher von den Traditionen des Mittelmäßigen und Oberflächlichen befreite und ihnen statt dessen das Schönste und Edelste bot, was die deutsche Sprache hervorgebracht. Darum stattete er sie auch äußerlich mit Hülfe der alles auf Edle und Schöne stets so uneigennützig eingehenden Verlagshandlung von Liesching zwar einfach, aber geschmackvoll aus. Den Dank der Schulen hat er sich erworben; das zeigen die zahllosen Auflagen, oder neu durchgesehenen Abdrücke: der erste und zweite Theil vom Jahre 1872 und 73 liegen uns im fünfunddreißigsten, der dritte von 1872 im dreiundzwanzigsten Abdruck vor. Wie sehr er als Kinderfreund den Kindern durch diese Bücher befreundet worden ist, mögen zwei Züge belegen. Ein Kind aus vornehmem Hause von etwa zehn Jahren betete des Abends neben anderem auch: „Ach Gott, behüte doch auch den lieben Dr. Wackernagel, der uns das schöne Buch gemacht hat.“ — „Ein Dienstmädchen, das wir in das Haus genommen, war fast außer sich vor Freude, als es den Namen unsers Gastes, Pro-

fessor Wackernagel's hörte; es fragte sogleich, ob es der sei, aus dessen Buch ein Geselle ihres Vaters ihr und ihren Geschwistern oft so schöne Sachen vorgelesen hätte." —

An Stelle der Vorrede folgte bald eine längere „Nachrede", gleichzeitig mit den Lesebüchern als besonderer, vierter Theil, unter dem Titel: „Ueber den Unterricht in der Muttersprache." Es war ursprünglich nur die Absicht, über die Lesebücher in ihrem Verhältniß zu dem Unterricht in der deutschen Sprache und über die Grundsätze zu handeln, nach welchen dieser Unterricht überhaupt ertheilt werden müßte. Jetzt hatte er freiere Hand, um seine Gesammtansichten über den Unterricht im Deutschen darzulegen, wie sie sich ihm schon seit der im Jahre 1828 geschriebenen Abhandlung behufs seiner Oberlehrerprüfung festgestellt hatten. Um so mehr mußte sich aber eine Lostrennung von dem Lesebuch empfehlen, als darin Gegenstände zur Sprache kommen, die nicht für die Jugend gehören. In Form eines Gesprächs, ohne jedoch, wie dies dabei meist der Fall zu sein pflegt, breit zu werden, hat er hier die Hauptpunkte behandelt und namentlich auch kurz die Grundfragen über Erziehung, Bildung, die Beziehungen zum Studium der alten Sprachen, zur Poesie, zum Christenthum und zur Nationalität zwar nicht erschöpfend, aber doch ausreichend behandelt.

Endlich brachte Stetten noch eine erste Frucht zur Reife. Von seinen hymnologischen Studien für das deutsche Kirchenlied erschien 1843 seine Bearbeitung der geistlichen Lieder des Paul Gerhard, getreu nach den bei seinen Leb-zeiten erschienenen Ausgaben wieder abgedruckt.

Durch diese Schriften kam Wackernagel zunächst mit dem nahe gelegenen Stuttgart und seinem dortigen Verleger S. G. Liesching, einem Manne von großer politischer Energie und christlich kirchlicher Grundrichtung, in engste und freundschaftlichste Beziehung. Seine Politik hatte ihn auf den Asperg gebracht, und glücklich wieder heruntergekommen, hatte er seinem Verlagsgeschäft einen neuen Aufschwung gegeben und besonders den hohen Beruf eines Buchhändlers: dem Reiche Gottes zu dienen, erkannt; er ließ sich vorzugsweise angelegen sein, in Verbindung mit seinen Söhnen christliche Werke zu verlegen. Das engste Freundschaftsband verknüpfte Wackernagel mit diesem Hause; auch in der

schweren Heimsuchung Theodor Liesching's bewährte sich seine Treue in späteren Jahren; daher Wackernagel ihm auch ein so herrliches Trostwort in der Vorrede zu seinem Kirchenlied zuruft (Bd. 3 und Bd. 4). Außerdem hatte er Verkehr mit Wolfgang Menzel, der das im Verlage Cotta's erscheinende Literaturblatt redigirte. In diesen Häusern begegneten ihm die schwäbischen Dichter: Uhland, Schwab, Pfizer, Knapp, Kerner, Möricke: — sodann die Schulmänner: Klumpp, Schmid, Herwig, Bautzer; — die Pfarrer Gleißberg, Wilh. Hofacker, Blumhardt. „Es war eine schöne Zeit, da es zu meinen Erholungen gehörte, nach Tübingen zu wandern und die Freundschaft Ludwig Uhland's zu genießen, deren Andenken die theure Frau Emma noch jetzt bewahrt, in Stuttgart fast wöchentlich als willkommener Gast die Familien Klumpp und Liesching zu besuchen und mit jenen Häuptern der letzteren, die, wo es in wissenschaftlichen Unternehmungen dem Reiche Gottes galt, nicht links, noch rechts sahen, Arbeiten zu besprechen, Pläne zu machen."[37]

Von allen diesen wurde das liebliche und anmuthige, korn-, obst- und rebenreiche Remsthal mit seinen dicht bevölkerten Ortschaften besucht; Stetten zog außerdem noch die Eltern der Zöglinge viel hinaus. Das häusliche Leben floß unter vielen Segnungen des HErrn dahin. Die beiden Schwestern lebten auf's Innigste zusammen, und die Schwäger verband nicht bloß das Amt, sondern vor allem die Liebe zum HErrn, in dessen Namen beide die anvertraute Jugend leiteten. So wuchsen die Glieder der beiden Häuser mit ihren Häuptern immer fester und inniger zusammen. Wenn der Tag mit seinen Lasten vorbei war und die Kinder und Zöglinge schliefen, da begann das Leben der Freundschaft und Gemeinschaft, „einem nachtblühenden Kaktus gleich", aufzublühen. Man war bald in dem einen, bald in dem anderen Hause vereinigt; es wurde gelesen, gesungen, geredet im mannichfaltigsten Gedankenaustausch. Je und je erfüllte der tagesmüde Wackernagel am Schwager sein Wort: „Höher kann ich einen Freund nicht ehren, als wenn ich bei ihm — schlafe". Beide Männer waren sehr verschieden geartete Naturen. Schon von Geburt, der eine aus dem Norden, der andere aus dem Süden; Wackernagel ein Mann von hoher und vielseitiger Be-

gabung, zum Herrschen angelegt und geeignet, Strebel dagegen mehr auf's Dienen angelegt; daher jener originell in allem was er anfaßte, dieser wußte gegebene Gedanken zu verarbeiten und praktisch durchzuführen. Dies gab denn manche harmonische Ausgleichung, aber auch manche Gegensätze in Anschauungen und Aeußerungen und in der Wirksamkeit, und diese traten nicht bloß scharf, sondern wohl auch hart gegeneinander. Namentlich in den Lehrerconferenzen. In den Grundanschauungen waren sie, was Erziehung und Behandlung der Zöglinge betrifft, einig; beide wußten sich unter Gott und seinem Wort, unter dem Einen HErrn und Heiland; und hier kam der Einfluß, den auf beide das Raumer'sche Haus überhaupt und Vater Raumer's Grundrichtung insbesondere gehabt, ausgleichend zu Tage. Aber in der Ausführung dieser Grundsätze im praktischen Schulleben gingen sie nicht selten weit auseinander. Dem leicht erregbaren, lebhaften Charakter Wackernagel's setzte dann Strebel sein ruhiges aber festes Gemüth entgegen, und grade durch diese Ruhe wurde das traute Einvernehmen der Gemeinschaft wieder hergestellt, oder aufrecht erhalten, wie umgekehrt seine kindliche, demüthige Seele die durch ihn entstandenen Dissonanzen in wohlthuende Harmonie aufzulösen nicht bloß stets geneigt, sondern auch selbst bedürftig und daher sie herbeizuführen auch bereit war.

Die Familie war inzwischen gewachsen; neun Kinder waren der Eltern Freude. Es war nicht leicht, bei dem bescheidenen Gehalt durchzukommen, und nur die außerordentlichsten Anstrengungen in seiner literarischen Thätigkeit vermochten das bescheidene Theil zu erwerben und herbeizuschaffen.

Es war daher ein schwerer Schlag, als die Kündigung seiner dortigen Privatstellung erfolgte. Eine unheilbare Mißstimmung des in Stetten selbst wohnenden Vorstehers gegen Wackernagel brachte es dahin. Wackernagel's Wesen war nicht leicht zu verstehen und zu würdigen, und ebenso wenig vermochte er sich in den ihm gegenüberstehenden Charakter hineinzudenken; dazu hatte er noch das größte Gehalt aller Lehrer, und da die Anstalt sich doch nicht so rentirte, als es gehofft wurde und man glaubte Lehrer mit geringerem Gehalt oder unverheirathete statt seiner erlangen zu können und auch suchen zu müssen, so wurde ihm

gekündigt; dies zog denn auch Strebel's Austritt nach sich, und die Folge davon war, daß die Anstalt selbst einging. Man hatte Wackernagel bei seiner Berufung die Aussicht eröffnet, ihm bei Auflösung der Anstalt oder beim Abgange eine andere, seinem Gehalt entsprechende Staatsanstellung zu geben; aber als es nun jetzt dazu kommen sollte, erklärte man, nicht bedacht zu haben, daß er kein Theologe sei, und alle höheren Schulstellen nur mit solchen besetzt würden, die eine theologische Prüfung bestanden hätten. Es blieben ihm nur zwei Wege: entweder diese noch zu bestehen — oder aber den Wanderstab zu ergreifen und abzuwarten, wohin Gott ihn führen oder rufen würde. Hier mußte sich denn sein Gottvertrauen bewähren. Ohne Vermögen und ohne Ersparnisse stand er da mit Weib und neun Kindern.

In dieser Zeit großer Bedrängniß und Verlegenheit wurde ihm von der Mutter eines der Zöglinge der Anstalt höchst willkommen ein in der Nähe leerstehendes kleines Schloß nebst Garten und Zubehör für den Preis von 40 Gulden jährlicher Miethe angeboten. Dies Anerbieten wurde mit Dank und Freuden angenommen und der Vogel hatte so ungesucht für sich und die Seinigen ein Haus gefunden. So kam es, daß beide Familien noch eine Zeit lang ganz in der Nähe wohnten: Strebel's auf der Pfarre in Weil bei Schönbuch, Wackernagel's in Schloß Kalteneck bei Holzgerlingen im Oberamte Böblingen; es war nicht weit von Tübingen; die dortige Universität mit ihren wissenschaftlichen Schätzen gewährte ihm für seine Studien eine reiche Ausbeute. Das Schloß lag ungemein romantisch auf einem Felsen, in der Mitte eines See's und nahe dem Dorf. Hieher zog die Familie im Frühjahr 1844. Es war nach Seiten der Lage ein für alle Theile ganz besonders günstiger Aufenthaltsort zur Erfrischung und Erholung; auch für Wackernagel, wenn er nur nicht um so mehr sich hätte überanstrengen müssen, um auch amtlos durch seine Arbeiten den Unterhalt zu gewinnen. Er hatte die große Freude, als Schloßherr von Schloß Kalteneck die *vierte* Auflage der Gedichtsammlung in die Welt zu senden (im Febr. 1845): „Ich kann nicht sagen, wie sehr es mich freut, daß dies Werk nun schon vier starke Auflagen erlebt hat; auch jenes Lesebuch erscheint in der vierten. Wenn ich bedenke, für welchen Geschmack und welche Gesinnung

beide Bücher streiten, so sind vier Auflagen zugleich vier Niederlagen für die gegenüberstehende Partei. Und das ist bei diesen Arbeiten, die fast in gar keinem Verhältniß zu dem stehen, was der fortarbeitende Geist sinnt und will, mein Trost, daß ich mit denselben mich als Theilnehmer an dem großen Kampfe weiß, der unsere Zeit in ihren innersten Tiefen bewegt:

> Wie du auch handelst in ihr, es berühre den Himmel der Wille,
> Durch die Axe der Welt gehe die Richtung der That."

Frei vom Amt, wenn auch nicht von Sorgen, letztere aber im Vertrauen auf den Herrn werfend, konnte er nun nach Herzenslust arbeiten. Es entstanden hier seine herrlichen Zeichnungen zu seiner Geometrie, die auch bald darauf als Kupfertafeln gestochen wurden; aber das Werk selbst erschien, wie schon erwähnt, nicht; denn ganz andere Aufgaben nahmen jetzt seine Kräfte in Anspruch: die Vorarbeiten zu seiner Geschichte des Kirchenliedes, das heißt die Quellenbearbeitung der Kirchenlieder. Er wandte sich zu dem Zweck an König Friedrich Wilhelm IV., wie sich erwarten ließ nicht vergeblich, mit der Darlegung seiner Lage und der Bitte, ihn behufs seiner Studien namentlich auf der Berliner Bibliothek zu unterstützen. So lebte er längere Zeit allein in Berlin und bei dem Präsidenten von Meusebach, einem ausgezeichneten Kenner des geistlichen Liedes, dem er schon sein früheres Werk gewidmet.

Dieses Gesuch hatte aber den weiteren günstigen Erfolg, daß der hochherzige König in Anerkennung seiner Verdienste ihm ein zweijähriges Wartegeld aussetzte, bis der mittelst Kabinetsordre den verschiedenen Prov.-Schulcollegien Preußens zur Anstellung Empfohlene eine seinen Ansprüchen genügende Stellung in Preußen gefunden hätte. Es konnte auch nicht fehlen, daß seine Werke die Aufmerksamkeit einflußreicher Männer in den Behörden erregten; namentlich war es seine Abhandlung über den Unterricht im Deutschen. So war es der ihm sehr geneigte Schulrath Landfermann, der ihn in eine seiner Anstalten an den Rhein zu ziehen wünschte. Von diesem war er schon vor jener ministeriellen Empfehlung in's Auge gefaßt und dem Magistrat als Patron zum Director des Elberfelder Gymnasiums, zugleich mit Bouterweck in

Wabern bei Bern und mit dem Director Klopsch in Glogau vorgeschlagen. Damals wurde der erstere gewählt. Landfermann behielt ihn aber treu im Auge. Doch gelang es ihm erst später, eine angemessene Stellung für Wackernagel zu gewinnen. Schon vorher fand seine Wartezeit im August 1845 ihr ersehntes Ende.

Achtes Capitel.

Wiesbaden.

Rüstiges Schaffen und muthiger Kampf.

Unter dem 24. August 1845 konnte ihm zunächst privatim der Ministerialrath Seebode die freudige Mittheilung machen, daß der Herzog von Nassau ihn zum Professor am Realgymnasium in Wiesbaden ernannt habe. Das Schreiben beglückwünscht ihn zu dem neuen Wirkungskreise und das Land zu seinem Eintritt in den Schul- und Staatsdienst. Er gab diesem Rufe den Vorzug vor denen nach Nürnberg und Danzig, die gleichzeitig an ihn ergingen. Im Herbst siedelte er von dem anmuthigen Schloß Kalteneck nach dem gleichfalls so schön gelegenen Wiesbaden, um unter dem Directorat des Dr. Müller, der zugleich Schulrath war, seine Kräfte der Anstalt zu widmen.

Fassen wir zunächst seine Schulthätigkeit in's Auge, so hatte er in der Geometrie, Mineralogie und in der deutschen Sprache in den vier, später in den drei oberen Klassen zu unterrichten. Auch hier gelang es ihm mit seinem überall durchdachten, methodisch und anregend ertheilten Unterrichte, dem man die gründlichen und anhaltenden Fachstudien überall anmerkte, wie durch seine Unparteilichkeit und sein Wohlwollen die Schüler zu fesseln und zu fördern, zur Selbstthätigkeit anzuregen, ihre Geschmacksbildung zu läutern und so für die Liebe zur Wissenschaft zu gewinnen, insbesondere zu den von ihm behandelten Fächern. Die Anstalt verdankt ihm ferner die sehr werthvolle Mineralien-

und Krystallmodellsammlung. Erstere wurde von ihm, der nicht zum ersten Male eine solche Aufgabe zu lösen hatte, sondern theils in Breslau, Halle und Nürnberg mit v. Raumer mitgearbeitet, theils in Berlin selbständig und sorgfältig berechnet hatte, was für Schulen erreichbar und nothwendig ist, in Heidelberg und in Berlin ausgewählt und in beträchtlichem Umfange angelegt und wissenschaftlich geordnet; die andere wurde nach seinen speciellen Angaben sehr kunstverständig in Darmstadt angefertigt. Mit Hülfe dieser Mittel wurde von ihm der krystallographische Unterricht in ausgezeichneter Weise und von ganz entschiedenem Erfolge bei den Schülern ertheilt; Wackernagel hielt die Schüler fortwährend an, selbst zu beobachten und wissenschaftlich zu bestimmen; daher sie auch mit ganz besonderem Wohlgefallen dem Unterricht folgten. Während er hier die Schüler für die Gesetze und Schönheit der Natur zu gewinnen wußte, so verstand er es in dem deutschen Unterricht das Gemüth und die Herzen für die Schätze des deutschen Volkes und für dieses selbst zu begeistern. Dazu trug noch wesentlich bei, daß er auch die Turnübungen hier eigentlich zuerst in Gang brachte; ihm dankt Wiesbaden den Plan und die Anlage des großen Turnplatzes für beide Gymnasien.

Mit dem Director, den er wegen seiner großen Gelehrsamkeit und seiner gewinnenden Persönlichkeit sehr verehrte, wie Lehrern und Schülern verband ihn ein schönes Band gegenseitigen Vertrauens; das collegiale Verhältniß wurde ein freundschaftliches und war ungetrübt; und darum ging es ihm hier auch nach allen Hinsichten wohl; namentlich erfreute ihn auch das Wohlwollen seines Landesherrn.

Wackernagel brachte hier die schönste Zeit seines Lebens zu. Eine Reihe von Familien, welche in Wiesbaden ansässig waren, öffneten dem überall anregend wirkenden Manne und seiner, die Herzen leicht gewinnenden Frau das Haus; viele Andere lernte er kennen bei dem wiederkehrenden Curaufenthalte, und langjährige, bleibende, freundschaftliche Beziehungen knüpften sich hier an. Es seien nur erwähnt die Collegen Kreiß und Ebenau; besonders Professor Lüdeking, Hofrath Fresenius, Pfarrer Eibach. Der Badezeit verdankt er die Bekanntschaft, ja Freundschaft mit Le-

gationsrath Poel in Itzehoe, welche bis an das Lebensende dauerte, weil sie auf der gemeinsamen Glaubensgrundlage ruhend, zugleich von aufrichtiger gegenseitiger Verehrung und Hochachtung getragen war; mit Oscar von Redwitz, der damals seinen Amaranth dichtete, den er später (1871) in Aschaffenburg besuchte, und an dessen Sonette „Das Lied vom neuen deutschen Reich" er so innigen Antheil nahm, wie seine sachlichen Bemerkungen, die er ihm zur freundlichen Nachachtung in der Vorrede zu seiner Gedichtsammlung zur sechsten Auflage widmet, beweisen (S. XXXII.) Ferner lernte er hier die Geschwister Luise und Minna Hensel, die Schwestern des Professors kennen. — Auch die so leicht zu erreichenden Umgegenden boten viele persönliche Anknüpfungen: so in Frankfurt am Main mit seinem Verleger, dem Buchhändler Zimmer, dessen Vater, dem Pfarrer, und dessen Verwandten; mit dem Buchhändler Winter und dessen Schwiegervater Brönner; mit Pfarrer Bonnet, Andreä, den Directoren Vömel und Bagge; ferner in Darmstadt, wo Hofcaplan Schlosser, die Gebrüder Lucius und besonders Professor Spieß, dem Leiter des dortigen Turnwesens, ihm nahe standen; in Gronau war es Pastor Haupt und durch ihn das gräflich Erbach'sche Haus daselbst. Namentlich war es aber der mit ihm das einsam auf der Höhe in schönster Umgebung und mit herrlicher Aussicht liegende Haus bewohnende Culturhistoriker und Professor Riehl (jetzt in München), der damals eine Zeitung in conservativem Sinne redigirte; in ihren kirchlichen und politischen Ansichten meist übereinstimmend, lebten die Familien auf's Engste befreundet; weite Wanderungen nach allen Seiten gaben reichlich Anlaß, die herrschenden Tagesfragen sorgfältig und reiflich zu besprechen.

Hier erlebte denn Wackernagel auch die Revolutionsstürme des Jahres 1848, welche seinem patriotischen deutschen Herzen tiefe Wunden schlugen, weil er jetzt so ganz aus der Nähe in den Versammlungen des deutschen Parlaments zu Frankfurt und auch anderswo erst recht deutlich sah, wie wenig ächt nationaler, christlicher und evangelischer Geist sein liebes Volk durchdrang. Aber Wackernagel war nicht der Mann, der sich nur tief be-

kümmern ließ; es wogte in ihm so lange, bis daß er die rechten Bahnen glaubte gefunden zu haben, den revolutionären Strömungen entgegenzuwirken, sie zu bekämpfen. Zunächst trat er aus dem Männer-Turnverein. Durch seine Turnverdienste um die Schulen angeregt, waren nämlich eine große Anzahl junger Leute aus den verschiedensten Ständen zusammengetreten, welche ihn gebeten hatten, ihnen behülflich zu sein, einen neuen Turnplatz zu errichten; unter seiner Leitung waren die Statuten berathen und auch das Turnen betrieben. Zu seinem Bedauern bemerkte er jedoch, daß sich darunter politische Bestrebungen verbargen, — und er zog sich deshalb von ihnen zurück. Doch hatte er sie alle so zu Dank verpflichtet, daß sie sich das Wort gegeben hatten, beim Ausbruche einer Revolution, die auch dort geplant wurde, und die im Keim nur der persönliche Muth des Herzogs erstickte, das Haus Wackernagel's, das ja von zwei Reactionären bewohnt wurde, vor jedem Angriff zu schützen.

Sodann fing er sachgemäß an, zuerst in dem ihm zunächst liegenden Kreise, bei seinen Schülern der Zeitrichtung entgegenzuwirken. Er übernahm jetzt auch in den obersten Klassen den Unterricht in den ethischen Fächern der Geschichte und des Deutschen. Er konnte hierbei die Erfahrung machen, was der Unterricht in diesen Gegenständen in der Hand eines Lehrers, der die Zeichen der Zeit versteht und Gott fürchtet, zu wirken vermag. „Meine Schüler, erwachsene Jünglinge, die außerhalb des Gymnasiums den wildesten Einflüssen ausgesetzt waren, ließen sich von mir auf ebener Bahn leiten und von der Karikatur des Heiligen fern halten."

Doch hatte er auch Anlaß, direct auf die Volksstimmung einzuwirken. In Wiesbaden und namentlich in Frankfurt, wo das erste deutsche Parlament im Jahre 1848 tagte, und wo viele seiner alten Freunde mit thätig waren, hatte er, wie er selbst uns schreibt, persönliche Begegnungen der ernstesten Art mit den Führern der Demokratie. „Es galt in Wiesbaden der Ehre des Herzogs, dem ich diente, in Frankfurt der Ehre des Königs (von Preußen), als sie in der großen Versammlung im Gasthof zum Schwanen, nach dem Eintreffen der ersten Nachrichten aus Berlin, daß auf die Bürger geschossen worden sei, dermaßen besudelt

worden war, daß ich die Buben auf jede Gefahr zurechtzuweisen mich berufen fand, und dem frechsten unter ihnen, zwischen welchem und F. L. Jahn ich Platz genommen, wie er es verdiente, heimleuchtete, im Vertrauen auf Gott, der mich mit Unerschrockenheit und Körperkraft und den angemessenen Fertigkeiten, die möglicherweise hatten in Betracht kommen können, ausgerüstet." In Wiesbaden hatte sich das Volk in großen Massen auf dem Theaterplatz zusammengerottet. Wackernagel war mitten darunter, um zu sehen, wo es hinauswollte. Da erlaubte sich ein gewaltiger Fleischergeselle, vor seinen Ohren den König von Preußen zu lästern. Aber ehe er es sich versah, war er von Wackernagel mit seinen Riesenarmen und Fäusten gepackt; ihn in die Höhe heben und zu Boden schleudern, war eins. Diese Kühnheit imponirte aber so, daß die Menge ihn nicht nur unbehelligt ließ, sondern sich auch in seiner Nähe ruhig verhielt. — „Ich glaube nicht, schreibt Wackernagel später, daß Sie mir werden sehr viel Freundliches, das ich in Wiesbaden erfahren hätte, aufzählen können; aber daß ich zu böser Zeit Stand gehalten, daß ich 1848 Gott und den Herzog von Gottes Gnaden nicht verleugnet habe, das heiligt meine Erinnerung und bindet mich ebenso sehr, als das Vertrauen, mit welchem mich der Herzog nach Nassau in dieses herrliche Land gerufen hatte." —

Manche seiner Xenien stammen aus dieser Zeit:

Frankfurt.

Gastfrei waren wir nie, jetzt schafft uns Gäste die Freiheit,
Aber sie zahlen so gut, aber es dauert auch lang.

Rothschild.

Hätten sie mich zu des Reiches Verweser gemacht, die Verwesung
Hätte ich pünktlich besorgt, wie es die Linke begehrt.

Die große Reichsmacht.

Diese Versammlung gleicht in der That dem erschrecklichsten Unthier:
Auf der Linken das Maul, und auf der rechten das Herz.
Weder das Herz, noch der Mund auf dem rechten Fleck, und Du staunst noch,
Daß kein Wort, kein Werk göttlichen Odem verräth!

Es war aber immer nur ein kleiner Kreis, auf welchen sich in der Schule und in der nächsten Heimath sein persönlicher Einfluß erstrecken konnte. Nach zwei Seiten suchte er auf das deutsche Volk als Ganzes einzuwirken. Die Revolution, wie sie an allen Orten ausbrach, ohne die ja keine größere Stadt meinte leben zu können, ohne die jede hinter dem großen Fortschritt der Zeit glaubte zurückgeblieben zu sein, hatte ihre letzte Wurzel, den tiefen Abfall vom christlichen Glauben aufgedeckt. Eine erfolgreiche Gegenwirkung konnte daher auch nur dann stattfinden, wenn der Schade an der offen gelegten Wurzel geheilt wurde. Zum lebendigen Gottesglauben des freien Christenmenschen zurückzuführen, zu retten, was sich retten lassen will, zu sammeln, was der Sammlung bedürftig, das war sein damals ihn mächtig bewegendes Streben und Sinnen. Einer — er selbst allein — konnte nichts ausrichten; aber seine Gedanken aussprechen, anregen, was ihn tief bewegte, Anderen mittheilen und so unter Gottes Segen mitzuwirken. das war ihm möglich. Und so sehen wir ihn, wie er Anfangs April den ihm verwandten Pfarrer P. Heller in Klein-Heubach bei Miltenberg am Main aufsucht. Beide besprechen die traurigen Ereignisse im Vorparlament, und die daselbst geplante Trennung von Staat und Kirche und kamen darin überein, daß ein engeres Zusammenschließen der Gläubigen an einander und besonders zu gemeinsamer Berathung, wie den Uebeln, die schon da wären und noch nahe bevorständen, zu entgehen oder entgegenzuwirken, nicht bloß wünschenswerth, sondern dringendstes Bedürfniß sei. Beide beschlossen, in der am 3. Mai stattfindenden Sandhofsconferenz die Sache zur Sprache zu bringen.

Auf dem Sandhof bei Frankfurt am Main kamen alljährlich zwei Mal, im Frühjahr und Herbst, die Geistlichen der Umgegend zu gemeinsamen Berathungen, in brüderlicher und freier Weise zusammen. Ein Dreifaches leitete die beiden genannten Männer bei ihrem Vorhaben: 1) Daß es hohe Zeit sei, nach so langer Zerfahrenheit in Gottes Namen etwas zu thun, damit das kirchliche Bewußtsein des Volkes gestärkt, und den einzelnen gläubigen Gliedern der Kirche, selbst den ausgesetzten verlorenen Posten, das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Ganzen

wieder gegeben werde. 2) Zu dem Zwecke möchte ein großer kirchlicher Verein gegründet werden, der die gläubigen Elemente in allen deutschen Ländern, Vereine, wie einzelne Personen zusammenschließe und die bekennende Kirche repräsentire. 3) Begriff und Thatsache der Landeskirche, als welche vereinige, was Gott getrennt wissen wolle, und trenne, was nach Gottes Willen vereinigt sein solle, müsse durchbrochen und der Begriff und die Thatsache einer, das ganze deutsche Volk umfassenden Confessionskirche, als welche an jenem doppelten Schaden einer verderblichen Vereinigung und verderblichen Scheidung nicht leide, wieder in's Leben gerufen werden. — Mit diesen Grundsätzen machten sie noch an demselben Tage den Pfarrer Haupt in Reinhorn (jetzt zu Gronau im Odenwalde), der ein hervorragendes Mitglied auf jener Conferenz war, bekannt. Er kam ihnen mit Freuden entgegen, um so mehr, als auch er schon ähnliche Gedanken bewegte. Er legte ihnen die Grundzüge eines schon begonnenen Aufsatzes vor, der Vorschläge zur Organisation religiöser Vereine über ganz Deutschland geben sollte. Trotz Verschiedenheit in der von ihnen mehr vertretenen kirchlichen Auffassung, kamen diese drei doch darin überein, daß Haupt auf der bevorstehenden Conferenz seine Arbeit vortragen und so den Gegenstand einleiten sollte.

Dies geschah; als aber die Berathung der Statuten für einen evangelischen Verein einer Commission übergeben werden sollte, stellte Heller und Wackernagel den unerwarteten Antrag: besonderer Statuten bedürfe es nicht, man solle eine Versammlung aller Gläubigen durch ganz Deutschland berufen, die dann weiter selbst für sich sorgen müsse. Die Bestürzung darüber wuchs noch, als Wackernagel den Antrag dahin verstärkte, daß diese schon in der Woche nach Pfingsten gehalten werden solle. Es galt eine That, nicht Discussionen. Die Rationalisten waren rührig; ihre Versammlung war in Eisenach sogar demokratisch gefärbt. Aber hier in Frankfurt fehlte es an gleicher Entschlossenheit. Man wies auf die politische Aufregung, die sich erst müsse gelegt haben. Es blieb aber bei dem Antrage, einer Commission die Sache zu übertragen. In diese wurde neben Haupt, Heller, Andreä, Bonnet auch Wackernagel gewählt, und letzterer zum Vorsitzenden. Alsbald traten diese in Verbindung mit anderen Persönlich-

keiten: Heller mit Hengstenberg, Haupt mit Dorner, Wackernagel mit Harleß, Hofacker und Heubner; ebenso hatte er in Baden auch Besprechungen mit Hundeshagen, Eichhorn und Kaiser, um Rath und Vorschäge wie Bedenken zu empfangen. Am 17. Mai trat die Commission wieder in Frankfurt zusammen und erfuhr hier von der am 11. Mai in Bonn gehaltenen Conferenz rheinischer Geistlicher. In jener Commissionssitzung wurde der Wackernagel und Heller vorschwebende Plan dahin näher präcisirt, daß die Bekenntnißfrage nicht anzuregen sei; sie sei vor 300 Jahren gelöst, und auf die vorhandenen Symbole werde die Versammlung berufen; am wenigsten solle etwas erstrebt werden, oder begünstigt, was der aller kirchlichen Entwickelung in Lehre und Leben so verderblich gewesenen Union gleichkäme; an Stelle des Unionsbegriffes sei der der Conföderation zu setzen; die beiden evangelischen Confessionen gehen mit einander in ihrer ungebrochenen Kraft; nicht wie in der Union genöthigt, sich durch theilweises Aufgeben ihres articulirten Bekenntnisses zu schwächen. Wie das alte corpus evangelicorum zu Speier dem Katholicismus entgegengetreten und die Macht und Einheit des Protestantismus gezeigt habe, so solle das neue, als deutsche Bundeskirche neben dem deutschen Bundesstaat, nunmehr die doppelte Aufgabe haben, diesem äußeren Feind und zugleich dem inneren, dem Unglauben und Abfall im eigenen Hause, entgegenzuwirken, also für die Regeneration des evangelischen Volkes einzutreten.

Auf diesem Grunde der Conföderation hatte Wackernagel als Lutheraner allein mit dem reformirten Heller friedlich schiedlich verkehrt, daher ihm Dorner's unirte Nationalkirche, wozu Haupt neigte, unsympathisch war. Doch einigte man sich zu einem Aufruf, durch den eine außerordentliche Sitzung auf dem Sandhof am 21. Juni (Woche nach Pfingsten) aus Geistlichen und Nichtgeistlichen, auf dem Boden des apostolischen Bekenntnisses berufen wurde; gleichzeitig sprach man in demselben den Wunsch aus, es möchten in möglichst kurzer Zeit, etwa gleichzeitig auch in anderen Theilen Deutschlands, Versammlungen zu gleichem Zwecke gehalten werden, um eine allgemeine kirchliche Versammlung für ganz Deutschland vorzubereiten. Auf ihre Einladungen kamen zustimmende und ablehnende Antworten;

letztere z. B. von Harleß und Löhe, die das Vorhaben nur vom Standpunkte der Union für möglich hielten, und daher lutherischerseits Bedenken haben mußten; sollte es zum Bruch kommen, dann würden sie mit ihrem Plane, Vereinigung der Landeskirchen oder Gemeinden hervortreten. Grade diesen Bruch wünschte Wackernagel mit allen Kräften zu vermeiden. Günstige Berichte kamen von der würtembergischen Conferenz durch Strebel und Hofacker. Endlich hatte Wackernagel, um Alles vorzubereiten, sich mit Heubner in Verbindung gesetzt, ob, da ein so geplanter „Kirchentag" (eine Bezeichnung, die von dem Commissionsmitgliede Richter stammt) nur nach seiner Meinung an den Hauptstätten der Reformation, in Wittenberg, Nürnberg, Straßburg — nie aber z. B. in Berlin tagen dürfe, wohin er nur zu seiner größeren Verweltlichung gelegt werden könnte, — derselbe seine Hand dazu bieten wolle, wenn man Wittenberg wähle.

Zum 21. Juni war eine sehr zahlreiche Versammlung im Sandhof zusammengekommen, man zählte 88 Theilnehmer; darunter von Bonn: Dorner und v. Bethmann-Hollweg, von Heidelberg: Ullmann und Hundeshagen, von Darmstadt: Zimmermann und Palmer, und einige aus Würtemberg. Wackernagel, als Vorsitzender, eröffnete die Versammlung mit der Frage, ob sie sich nach Vorgang der Bonner Conferenz ausdrücklich zu dem Bekenntniß des Petrus Joh. 6, 68 f. bekennen wolle; ließ Heller's Referat vortragen und dann über die Frage debattiren, ob eine solche Versammlung beliebt werde. Es wurde letzteres vielfach bekämpft, weil es noch nicht oder überhaupt nicht an der Zeit sei; namentlich war Hundeshagen dieser Ansicht, der darin eine Herausforderung erblickte. Dem gegenüber betonte Wackernagel, daß dieß von den Lichtfreunden schon längst geschehen sei; wir können nicht warten, bis man uns den Boden unter den Füßen fortziehe. Jetzt oder nie! Auch abgesehen von dem Bekenntnißacte, habe eine solche Versammlung großen Erfolg zu hoffen. Wenn sie sich vor dem HErrn beugt und demüthigt, Buße thut für Alles, wodurch wir die jetzige Noth der Kirche mit verschuldet, so sei das schon ein segensreiches Bekenntniß. Sie könne aber auch Muth und Vertrauen geben, ja sogar Thaten thun: Anträge an das Parlament, Protestationen gegen

getroffene und zu treffende Beschlüsse, z. B. über Schule, Civilgesetzgebung u. a. würden von einer Versammlung, die aus Männern des Vertrauens der gesammten deutsch-evangelischen Kirche bestehe, eher gehört werden und größeren Eindruck machen, als von Einzelnen oder von kleinen Kreisen. Was die richtige Zeit anlangt, so gab v. Bethmann-Hollweg auf die Gegenansichten, daß sie noch nicht da sei oder erst dann eintrete, wenn die Kirche in ihren unveräußerlichen Grundlagen praktisch angegriffen werde, ganz bestimmte Belege dazu, daß letzteres in Preußen wirklich schon geschehen sei. Es seien zwar noch vereinzelte Fälle, aber sie seien von prinzipieller Bedeutung: das zu Recht bestehende Oberconsistorium sei von einem Ministerium aufgelöst worden, das vermöge der veränderten Stellung des Staats zur Kirche gar nicht das Recht dazu hatte; dem Prediger Uhlich, der sich von unserer Kirche losgesagt, sei von Staats wegen der Mitgebrauch einer evang. Kirche eingeräumt; der auf Rupp's Standpunkt stehende Detroit sei in sein Amt wieder eingesetzt; der Lic. Schwarz in Halle, von der äußersten Hegel'schen Linken, bei dem von einer Theologie gar nicht mehr die Rede sein könne, sei mit einer theologischen Professur bedacht. Die allerdringendste Gefahr sei aber die, daß diejenigen, welche sich vom evangelischen Glaubensgrunde losgesagt, nicht austreten, sondern vielmehr in der Kirche herrschen wollen; dadurch werde eine neue Gefahr erweckt, daß die Anhänger der strengsymbolischen Richtung aus der Kirche auszuscheiden drohen, und das müsse durch den projectirten Kirchentag verhindert werden. Diese Rede schlug denn durch; die Abstimmung ergab, daß der Kirchentag berufen werde solle, und zwar „auf dem Grunde des evangelischen Bekenntnisses, um die Feststellung der Verhältnisse der evangelischen Kirche in der gegenwärtigen Zeitlage zu berathen“. Einstimmig wurde Wittenberg als Ort der Zusammenkunft gewählt; und die bisherige Commission, an deren Spitze Wackernagel stand, mit der weiteren Ausführung betraut.

Es begann nun eine schwere Arbeit für ihn. Ein Aufruf wurde erlassen und an ungefähr hundert hervorragende Persönlichkeiten geschickt, mit der Bitte, daß in ihrem Namen die Einladung ergehen könne.

So zeitraubend die nun eintretende Correspondenz war, so erquicklich war es doch, von den meisten Seiten ermuthigende und dankerfüllte Zeugnisse als Antwort zu vernehmen. Aber auch aus den ablehnenden Schreiben ging deutlich hervor, wie die Noth der Kirche überall gefühlt und auf betendem Herzen getragen ward. Die Gründe der Ablehnenden waren sehr verschiedener Art; meist waren es confessionelle, oder aber, weil man keinen Erfolg sich versprach. Oefter galt es denn auch, Mißverständnisse oder Mißdeutungen abzuwehren. Neben der Correspondenz lag aber auch die ganze Arbeit bis zur Eröffnung auf Wackernagel's nie verzagendem Herzen. Nur fühlte er die große Verantwortung, je näher die Zeit selbst herankam. Galt es doch nicht bloß Schwankende zu befestigen, Widerstrebende — oft die nächsten Freunde — zu überzeugen und zu gewinnen, sondern vor Allem bei den verschiedenen Richtungen ohne Anstoß die Sache in die rechten Bahnen zu leiten. Allerlei Anträge waren ihm vorgelegt, Wünsche, Rathschläge gemacht; noch wenige Tage zuvor hatte die, um des Kirchentages willen früher getagte Sandhofsherbstconferenz, unter Pfarrer Richter's Leitung, einen Antrag formulirt, daß der Wittenberger Kirchentag ein bestimmtes Bekenntniß im Sinne der Union ausspreche. So kam die Zeit heran; Wackernagel reiste etwas früher nach Wittenberg, um Alles sorgsam vorzubereiten und die dort getroffenen Vorbereitungen kennen zu lernen. Er war Gast bei Heubner. In der Vorconferenz der Unterzeichner der Einladung ging es ziemlich stürmisch her; alle möglichen Anträge wurden gestellt; die Grundlagen, welche auf der Juniconferenz in Frankfurt gelegt waren, vielfach angegriffen, bis denn schließlich dieselben als die richtigen erkannt und festgehalten wurden. Von Seiten der Unirten wurden gewaltige Anstrengungen gemacht, den Kirchentag zum Werkzeuge der preußischen Union zu gestalten; Heubner vertheidigte mit gleicher Energie die Grundlagen, und Stahl wußte zuletzt mit sicherer Hand die Conföderation zu retten.

So trat der erste deutsche Kirchentag am 21. Sept. an der Geburtsstätte der Reformation zusammen. In der Vorversammlung wurde Bethmann-Hollweg und Stahl zu Präsidenten gewählt, und Wackernagel hatte nur mit wenigen Worten der Versamm-

lung Rechenschaft zu geben und in die Hände jener Männer das von ihm geplante und bis dahin unter dem Beistand des HErrn gnädig geführte Werk zu legen. — Das ist die Vorgeschichte des deutschen evangelischen Kirchentages. Alles übrige gehört der Geschichte desselben an und nicht hieher; namentlich auch, daß Wackernagel von Anfang an gegen eine Verbindung desselben mit der inneren Mission war; weil, wie er schon damals richtig erkannte, der Kirchentag und der Congreß für letztere einander hinderlich sein würden, wie dies ja auch der weitere Fortgang gezeigt hat; ersterer hat seine Zeit gehabt, letzterer tagt jetzt ohne jenen in größerer Selbständigkeit.

Wackernagel gehörte seitdem zu den Mitgliedern des weiteren Ausschusses, hat mit großer Theilnahme die weitere Entwickelung des Kirchentages — dieses Reisepredigers im großen Stil, um geistliches und kirchliches Leben zu erzeugen und zu wecken — verfolgt, mehrere Male ihn besucht und auch für die Gesangbuchsache, welche von demselben angeregt wurde, später mitgewirkt.

Was Wackernagel schon in Frankfurt für nöthig erklärt, daß die Kirche in allen ihren Gliedern sich demüthigen müsse und Schuld geben an der vorhandenen Noth, das war auch die Grundstimmung der 500 in Wittenberg versammelten Männer, die einen Ruf zur Buße, ein Wort an das Herz des deutschen Volkes evangelischen Bekenntnisses erließen, und zugleich anregten, daß an dem Sonntage nach dem 31. October, an welchem das Reformationsfest gefeiert wird, auch im Gottesdienste ein solches Bußgebet vor Gottes Gnadenthron niedergelegt werde. Dieses Gefühl hatte Wackernagel beständig beseelt, und aus diesem heraus hatte er nicht bloß alle Arbeit für diese kirchliche That gethan, sondern in ihr lebte er auch hernach. Der tiefe Schmerz seiner Seele um sein abgefallenes deutsches Volk trieb ihn seinerseits, ein offenes Wort an dasselbe zu richten; zugleich ihm aber auch die Erquickungen rechter Art darzureichen. In dieser Absicht brachte er eine köstliche Gabe seinem Volke, sein Büchlein „Trosteinsamkeit“. Unter den Augen des „mörderischen Gesindels“ hatte er keinen anderen Trost, als den

130. Psalm: „Aus der Tiefe rufe ich Herr zu Dir". Und aus dieser Quelle schöpfte er in seiner Einsamkeit seinen Trost. Hatte seine Arbeit für den Kirchentag das religiöse Leben des Volkes im Auge, so jenes Büchlein mit seiner geharnischten Vorrede das politische und nationale Leben, ruhend auf dem lebendigen christlichen Glauben. Es ist eine Sammlung deutscher Volkslieder, um seinem Volke seine vergessenen oder verachteten Schätze in seinen alten herrlichen Liedern wieder in's Herz zurückzurufen. Die tiefe Volksrede aus alter Zeit, wie sie in jenen weltlichen und geistlichen Liedern gehört wird und sein männliches Wort aus neuester Zeit, durch und durch getragen von heiliger Vaterlands- und brennender Gottesliebe, gewannen ihm, der durch den Kirchentag in den weitesten Kreisen Deutschlands und über seine Gränzen hinaus bekannt geworden, die Herzen Aller, welche in gleicher Liebe um ihr Volk klagten. „Wir erinnern uns noch, spricht eine Stimme aus jener Zeit, welch' einen wohlthuenden Eindruck auf alle treuen Herzen damals namentlich die Vorrede zu diesem Buche machte." Er sprach darin nur aus, was viele fühlten. „Es ist (seit den Freiheitskriegen) — von welchen „Buben" jetzt sogar den Ausdruck „sogenannte" aufgebracht haben, — viel gesündigt worden auf beiden Seiten. Unsere heutigen Zustände haben zu einem großen Theil ihre Wurzel in den unbegreiflichen Versäumnissen und Verfolgungen jener Jahre. — Das Volk singt nicht mehr. Alle Freude ist verstummt. Mich wundert, daß die Vögel noch singen. Man sollte meinen, daß, wenn die großen Bewegungen unserer Tage, wie Viele behaupten, vom deutschen Geiste eingegeben waren, sich des Volkes Begeisterung in Liedern kund thun mußte; aber es entstehen keine, zu denen das ganze Volk sich bekennen könnte, so wenig es den Lichtfreunden und Deutschkatholiken möglich war, uns geistliche Lieder zu bringen. Ist vielleicht überall die Begeisterung nur Schein? Fehlen ihr die Gegenstände, da vielleicht so wenig die Ideen von Freiheit und Einheit, als die von Treue und Glauben lebendig vorhanden sind, sondern allein die Idee von Wohlstand? Das Volk singt nicht mehr, das ist Thatsache. Ihm liegt ein Stein auf dem Herzen; die Errungenschaften, wie Ihr es nennt, die Ihr auf diesen Stein gebaut, haben ihm sein Herz nicht erleichtert,

sondern nur immer gedrückter und enger gemacht. Gott helfe unserm armen Volke. — Wer da singen will und hat noch den Muth, der gehe in die Einsamkeit, daß ihn Niemand verlache der zu schönen Lieder wegen. Darum nennt sich das Büchlein Trosteinsamkeit: es will denen ein Trost sein, welche in der Einsamkeit der Dinge warten, die da kommen sollen, oder die Einsamkeit suchen, um sich zu sammeln und ihr Vertrauen zu stärken. — Die Vertreter des deutschen Volkes (im Parlament zu Frankfurt) wollten gleich dem Volke selbst, weder beten noch singen — (Arndt's herrlichstes Lied: Und wir vereint zur guten Stunde, hatten sie vergessen). — Sind doch wäre gewiß mehr Segen bei ihrer Arbeit gewesen, wenn sie dieselbe nach alter Sitte mit Gott angefangen, zu ihm sich bekannt und ihre Herzen vor ihm gereinigt hätten. — Sing' Du oft „Allein Gott in der Höh sei Ehr", für Dich und Dein Volk, das drei Jahrhunderte lang den Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft, in diesem Liede gefunden; da ist Trosteinsamkeit die Fülle, da ist Hoffnung der Starken, die noch hoffen, wo es verzweifelt steht, weit über die Wachsamkeit derer hinaus, die sich an den Webstuhl der Zeit gesetzt, um aus deutscher Männertugend und dem wilden Einschuß von Frevelmuth ein Kleid für unser Volk zu weben, weit über dieses Gemisch des Heiligen und Unheiligen hinaus auf den, der da regiert ohne alles Wanken, der den Zettel ordnet und auch den Einschuß überwacht, der allein geben kann, daß das befleckte Kleid kein Todtenhemd, sondern ein Kleid des Lebens werde. —

Es ist der Geist der Lüge, der unser Volk beherrscht. Nicht seit gestern, seit jenen hohen Zeiten der Freiheit treibt er sein Spiel mit ihm und reicht ihm Stein für Brod und Schlange für Fisch. Wir haben erfahren, wovon wir hoffen durften, es werde dem Ausgang aller Weltgeschichte vorbehalten bleiben, eine Organisation der finsteren Kräfte zum Angriff auf die heiligen Erbgüter des Volkes, eine Verruchtheit, die sich der Schwäche derer, denen Gott die weltlichen und kirchlichen Aemter anvertraut, fürchterlich zu bedienen wußte. So seinem innersten Wesen, seiner Geschichte und seinem Glauben entfremdet, rings umgeben von den Karrikaturen des Heiligsten, umstrickt von den Lügen und Lagen seiner Feinde, hat es zuletzt, statt der wahren Revolution, da alles Volk sich zu

Gott, dem Urquell des Heils zurückwendet, die mißlungene Nachahmung der französischen Fratze derselben sich müssen äffen lassen. O armes Volk, hätte Dich der Geist Deiner Jugend ergriffen, hättest Du Dich in einem Seufzer zu Gott zusammengefaßt, Dir müßte jede Revolution, heiße sie politische oder sociale, in der Du nicht gegen Deine eigne Schlechtigkeit aufgestanden wärest, als eine Thorheit erschienen sein, Du würdest Dich für bedürftig, für würdig, für fähig einer sittlichen Revolution gehalten haben. Du warst auf dem Wege dazu, als das Zeichen zur Verfälschung der Geschichte gegeben ward. — Aber keiner unter denen, die zu Dir von Einheit, Freiheit und Wohlstand reden, ruft Dir dieses ewige, wahre Wort in's Herz: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird Euch solches alles zufallen!“ — Wodurch anders bist Du ein Volk, als durch Erbrecht? Du hattest ein Recht zu fordern, daß man Dir das Erbe Deiner Väter erhielte, ohne welches Du nichts bist. — Und nun läßt Du Dir vorreden, es handle sich lediglich um Abtragung des Polizeistaates, es werde alles anders, sogar besser werden, wenn man dafür einen Rechtsstaat zu Stande brächte. Hier ist kein Unterschied. Der Rechtsstaat, den diese meinen, ist ebenfalls Polizeistaat; ihre neuen, deine organische Gliederung nicht beachtende Constitutionen schmieden Dich nur in immer festere Bande. Könnten sie die Wahrheit Deines Lebens zurückkaufen, und so nicht bloß ein Volk des Raths, sondern ein Volk der Treue, ein Volk fester Sitten, ein Volk Gottes aus Dir machen, so wäre Dir geholfen. —

Du warst von Anfang kein Volk der Natur, sondern ein Volk der Geschichte; Du warst gewürdigt, die ersten Offenbarungen Gottes treuer zu hüten, als keines der alten Völker; Du, die höhere Gabe, das Wechseln und das Werden zu verstehen, in Einer Gabe Geschichte und Glauben, Weisheit und Poesie zugleich. — Deine Macht ist geistiger Natur, Dein Leben ist Geschichte, nämlich das Erbe der Väter, unter der heiligenden, verklärenden Gnade Gottes; hier entspringt Deinen Kindern, auch in der kleinsten Hütte, ein nie versiegender Born der Weisheit, hier Gefühl für Liebe und Leid, hier schöpfen sie Trost und Frieden, hier verjüngen sich ihre Kräfte von Geschlecht zu Geschlecht, und Du, das Auge auf Gott

gerichtet, folgst in kleinen und großen Dingen der gebietenden Nothwendigkeit, und weißt, daß Geschichte machen Dich irre leitet. — Was Deinen Bestand bildete, Dein natürliches Erbe und Dein christlicher Glaube, beides ist dahin. Nur der König der Könige kann Dich wieder in's Leben zurückführen. Ob er starke Sorgen für Dich bereitet, ob er die Feinde an Deinen Gränzen mit Blindheit schlagen wird, daß sie, statt Dich Deiner Selbstauflösung zu überlassen, über Dich herfallen und Du Dich aufraffest, und zur Besinnung kommst, wer weiß es. Er kann Dich zu einem neuen Volke machen, Dir, nachdem Du die reichste Mitgift, die je ein Volk empfangen, verzehrt, eine andere geben und Dich eine neue Urgeschichte beginnen lassen. — Aber wende Dich von der Lüge derer, die Deinen Tod Leben, Deine Verwesung Geschmack, Dein Elend Bildung nennen, die Dein Auge von Deiner wahren Noth ablenken. — O Volk, daß Gott Dir helfe, daß der Geist der Lüge von Dir gewichen wäre und Du Dich wiederfändest in allen Deinen herrlichen Gaben." — Zu diesen herrlichen Gaben gehören des deutschen Volkes Lieder, seine geistlichen wie weltlichen, ihre einzigartigen Perlen bot er in seiner „Trosteinsamkeit", damit das Volk sich wieder in sie und ihren Glauben einsinge und einlebe.

Schon vorher — zu Luther's dreihundertjährigem Todestage 1846 — wollte er seine Lieder in ihrer Urgestalt und den ursprünglichen Melodien dem deutschen Volke wieder übergeben; sie kamen aber erst 1848 heraus, nach Inhalt und Form, wie Druck und Ausstattung eine Prachtausgabe.

Noch war das Jahr 1849 nicht verflossen, als für Wackernagel die Hoffnung endlich erfüllt wurde, wieder in seinem engeren Vaterlande eine Stellung, und zwar eine höhere zu finden, auf der er seine Kräfte verwenden sollte. Bei der Besetzung des Directorats am Gymnasium zu Elberfeld war er nicht gewählt worden, aber sowohl die obere, als auch die städtische Behörde hatte ihn im Auge behalten, und als es sich jetzt um die Besetzung des Directorats an der Real- und der damit verbundenen Gewerbeschule handelte, wurde er am 5. Juli gewählt, mit 14 gegen

6 Stimmen. Der damalige Vorsitzende der Schulcommission, Pastor Jaspis, jetzt Generalsuperintendent in Stettin, berichtet „diesen unleugbaren Erfolg der vorgelegten Zeugnisse" an den Provinzial-Schulrath Landfermann mit den Worten: „Ich wünsche, daß die von einer gewissen Seite für diesen Fall (der Wahl nämlich) in Aussicht gestellte Trennung des Directorats der Gewerbeschule, von dem der Realschule, sich nicht realisire. Unsere Realschule braucht einen frisch-evangelischen Director. Dem Herrn Dank!"

Doch sofort nach der Wahl machte sich in der Nationalzeitung vom 10. Juli eine feindliche Stimme geltend, daß diese Wahl gegen den Wunsch des Lehrercollegiums, wie den Vorschlag des Curatoriums erfolgt sei. Was diese Anfeindung anlangt, so hatte ein Lehrer in einer Denkschrift ausgeführt, daß aus der Mitte des Collegiums der neue Director gewählt werde, und später einen Anderen als Wackernagel, dem Schulcuratorium als geeigneten Mann empfohlen. Die Schulcommission hatte aber die Motive für diese Angriffe durchschaut und die Wahl in völlig rechtsgültiger Weise vollzogen. Für den 11. October wurde Wackernagel dann zum Colloquium pro rectoratu, welchem sich jeder, zum Director einer höheren Lehranstalt Erwählte unterziehen muß, nach Bonn beschieden; er hatte hier sich über die Eigenthümlichkeit der Realschule und ihr Verhältniß zu den Gymnasien im Allgemeinen und speciell über den geschichtlichen und geographischen Unterricht auf den beiden Anstalten; ferner über den Unterricht in den Naturwissenschaften, Mineralogie, Chemie und Physik auf den Realschulen, in besonderer Rücksicht auf ihre praktischen Beziehungen (zur Technologie), über die Mathematik im Verhältniß zur Mechanik, über die klassischen Sprachen und den grammatischen Unterricht, endlich über den Religionsunterricht auf Realschulen auszusprechen; in allen diesen Unterredungen ließ er sich, wie der Bericht aussagt, mit ebensoviel Sicherheit, und Klugheit, als Geläufigkeit im Ausdruck und Gewandtheit aus, so daß er als durchaus wohlbefähigt erschien, um eine solche Anstalt mit Erfolg zu leiten. —

Ungeachtet sein Eintritt sofort sehr wünschenswerth war, so verzögerte er sich doch, besonders weil die beiden Anstalten von verschiedenen Behörden abhängig waren; die Realschule von den

städtischen, die Gewerbeschule von dem Minister für Handel und Gewerbe; unter dem 7. November wurde, mittelst Cabinetsordre von des Königs Majestät, Friedrich Wilhelm IV., seine Berufung seitens der städtischen Behörden zum Director der städtischen Realschule genehmigt, und unter dem 19. November ihm auch die Stelle des Directors der königlichen Provinzalgewerbeschule übertragen. Da die Zeit so weit vorgerückt war, konnte erst gegen Ende des Wintersemesters im März 1850 seine Uebersiedelung erfolgen.

So schied Wackernagel aus einer Berufsstellung, in der er sich durchaus wohl gefühlt, wo er unter Anerkennung seines Fürsten wie der Behörde und geachtet von den Collegen und geliebt von seinen Schülern gewirkt hatte. Er ergriff wieder den Wanderstab und kehrte in sein eigenes Vaterland zurück, wie sein Bruder Wilhelm in Basel ihm schrieb, als er Stetten verließ:

So nimm denn von der Wand herab
Auf's Neu den alten Wanderstab,
Und wandr' auf's Neu mit Weib und Kind,
Dem treuen Haus- und Herzgesind,
Und wandre wie Christophorus
Zu Nacht geschritten durch den Fluß,
Auf seinem Nacken Gott den Herrn
Und hoch im Ost den Morgenstern,
Und wenn Du neu gefunden hast
In Haus und Hof die Ruh und Rast,
Stoß endlich dann den Wanderstab
In guten, festen Grund hinab.
Und laß ihn stehn, er schlägt Dir aus
Und wächst als Baum Dir über's Haus,
Als Baum von guter Art und Zucht;
Und giebt Dir Schatten nach dem Schweiß
Und Vogelsang von grünem Reis,
Und Kindertanz im grünen Klee,
Dann drei Mal wohl und nimmer weh!

Wir aber schaun hinab den Rhein,
Und schaun in all das Glück hinein,
Und säuselnd stille führt die Luft
Von Euch zu uns den Klang und Duft!

Neuntes Capitel.

Elberfeld.

Schweres Kreuz und bittere Anfeindungen.

Es war ein eigenthümlicher Boden, in den Wackernagel sein Haus versetzen mußte: er ein Berliner, dazu Lutheraner, ein entschieden positiv gerichteter Pädagog, von großen Gaben und gewaltiger Willensstärke; sie die fromme, gemüthliche Nürnbergerin, einfach und schlicht, aus einem großen Patricierhause: und nun nach Elberfeld in das so eigenartige Wupperthal. Dieses hügelige Land mit seinen zahlreichen Thälern und Bächen, seinen Hammerwerken und derben Eisenarbeitern, seinen Fabrikanten und Kaufmannshäusern bildet eine geschlossene Welt für sich, selbst von dem nahen, sich unmittelbar anschließenden Barmen verschieden. Und die Kirche des Wupperthales ist auch ein Unicum, einzig in ihrer Art. Ursprünglich reformirt, die Heimath der deutsch-reformirten Kirche, ward die Bevölkerung des Thales durch meist lutherische Einwanderer aus Hessen und der Mark stark vermehrt, und die kirchlichen Gegensätze hielten sich theils streng aufrecht, theils bildete sich ein neuer Typus, halb reformirt und halb lutherisch, und aus dieser Mischung entstand ein Zug zum Mystischen, ja bei Vielen eine apokalyptische Sehnsucht. Daher Neigung zum Secten- und Conventikelwesen; der Pietismus kam mit seinen Erweckungen. „Alle neueren Secten sandten hieher ihre Emissäre, hoffend in dem reichen geistlichen Leben des Thals ein erwünschtes Baumaterial für ihre Nebenkirchlein zu finden.“[38] Ein kleiner Kreis nach dem anderen und gegen den anderen sich abschließend, bildete sich. Die Reformirten blieben vorzugsweise sofort kirchlich und confessionell. Ein scharfes Urtheilen über die Christen anderer Confessionen oder Parteien, und besonders über die „Weltkinder“, ein sicheres Selbstgefühl, formelle Kirchlichkeit, die Fragen besonderer Giftigkeit kennzeichnete sie. „Die Gegensätze sind gar zu

groß."[39] Zu diesen kirchlichen Fragen kam nun noch ein politischer rheinländischer Liberalismus, besonders bei der jüngeren Generation, so daß im Jahre 1848 auch das „patriotische" und „fromme" Elberfeld, durch hereinfluthende Meutererhorden aus näherer und fernerer Nachbarschaft, in den Strudel der allgemeinen Aufruhrbewegung hineingerissen wurde.[40] Auf allen kirchlichen wie politischen Gebieten herrschte Selbstthätigkeit und Unabhängigkeit. Daher blühte das Vereinsleben für kirchliche Zwecke, für das Missionswesen, wie für politische Wahlen u. A.; Reichthum und Armuth in erschreckenden Gegensätzen; entschiedene Kirchlichkeit, mit der sie ohne jede staatliche Beihülfe alle kirchlichen, Schul- und Armenbedürfnisse aus eigenen Mitteln selbständig bestreiten,[41] und socialdemokratische Massen; Glaubensfreudigkeit und Arbeit für's Reich Gottes nach allen Beziehungen, und wieder Unglaube und Gleichgültigkeit, die bis zur Feindschaft gegen die Religion wächst, auch in gebildeten Kreisen. Man liebte ganze Persönlichkeiten, weil dergleichen überall dort wirkten; aber schon daraus erklärt es sich, daß gewisse Persönlichkeiten von eigenartiger Originalität vielfach unbeliebt wurden, da man sich in sie, ihr Auftreten und Wirken nicht finden konnte.

In diesen Boden wurde Wackernagel verpflanzt, willkommen geheißen von Allen, welche ihn genauer kannten; aber es war auch ein Gegensatz gegen ihn vom Tage seiner Wahl an, ja schon noch früher, ehe es dazu gekommen. Der Widerspruch wirkte noch nach, ungeachtet drei Vierteljahre schon verflossen waren. „Ich hoffe, daß seine Persönlichkeit diesen Uebelstand überwinden wird", — so wurde bei seiner Einführung von maßgebender Seite gesprochen.

Wackernagel zog nach Elberfeld in der Mitte des März; am 21. und 22. wohnte er der Schulprüfung bei, konnte die Lehrer wie Schüler vorläufig kennen lernen, und wurde am 23. März eingeführt. Die Einführung geschah, da die Anstalt keinen eignen Saal besaß, im Gartensaale des Casino. Nach vorhergegangener Vereidigung durch den Provinzialschulrath Landfermann wurde die Feierlichkeit durch Gesang der Schüler und ein Gebet des Pastor Jaspis, der damals interimistisch den Religionsunterricht in den beiden oberen Klassen ertheilte, eröffnet. Es folgte sodann die Einführungsrede des Königl. Provinzialschulrathes.[42]

Er wies auf die letzten zwei Jahre hin, welche unser Volk nach allen seinen Richtungen, und so auch seine Schulanstalten und Lehrer auf ernste, große Proben gestellt haben. „Wie haben wir sie bestanden? Sind wir zu leicht befunden? Ohne dem Urtheil Gottes vorzugreifen, mahnen die Krisen, die begonnen haben, uns Alle, uns erziehen zu lassen zu jenen rettenden Tugenden, und zu ihrer tiefsten Quelle uns alles Ernstes zu wenden. Dem Willen des nachwachsenden Geschlechtes Richtung und Kraft zu geben, seinen Geist zu entfalten und zu nähren, dazu wirkt vor und neben der Schule so vieles zusammen, daß es ein großer Unverstand wäre, alles was gelungen der Schule beizumessen und die größte Ungerechtigkeit, alles, was als mißlungen oder verfehlt sich darstellt, den Schulen zur Last zu legen, ihnen anzurechnen, was alle, was eine ganze Stadt und Gemeinde, was ein ganzes Volk an seiner Jugend sündigt. — Aber ein hochwichtiger Factor der Jugendbildung sind unsere Schulen jedenfalls. Auch diese Schule bildet entweder diese Jugend oder — sie hilft mächtig mit, sie zu verbilden." —

Nachdem dann die Rede von dem rechten Wissen, von der ernsten Arbeit, von der Ehrfurcht und damit von der Ausbildung für das Bürgerthum in der Gemeinde und im Staat und für das Höchste im Reiche Gottes gesprochen, wendet sie sich zu dem neueinzuführenden Vorsteher. „Unsere besten Hoffnungen u. Segenswünsche empfangen Sie an diesem Wendepunkte dieser Anstalt und Ihres Lebens. An dem Ernst Ihrer Auffassung des neuen Berufes dürfen wir gar nicht zweifeln. „Frisch, frei, fröhlich, fromm", das war einst der Wahlspruch Ihrer wie meiner Jugend, mag er es auch hier für Sie sein. Diesen Schülern sind Sie den Ernst der Zucht und der Unterweisung schuldig, der aus der Liebe, nicht aus der Laune stammt; diese Knaben und Jünglinge haben Ihnen willigen und vollen Gehorsam entgegenzubringen, und ich verpflichte dieselben ausdrücklich dazu; es ist nie an der Zeit, den Gehorsam schlaff werden zu lassen, und jetzt weniger als je; — dieser wackeren Männer Ihrer Mitarbeiter, Vertrauen und Liebe haben Sie zu erproben; am natürlichsten wird es Ihrem Sinne sein, am liebsten und öftersten werden Sie als Freund und Genosse mit ihnen zusammenstehen; aber auch die andere Seite

Ihrer Stellung zu denselben, die des Vorgesetzten, der entscheidenden Autorität ist nicht Ihr Eigenthum, dessen Sie sich beliebig entäußern dürften; sie ist Ihnen anvertrautes Gut, eine unveräußerliche Pflicht, deren volle Uebung von Ihnen auch dann erwartet wird, wenn sie Ihnen schwer werden mag. Diese lebensvolle und hoffnungsreiche Stadt, und ihre Korporationen und Behörden, der Staat, in den Sie eintreten, — Sie dürfen erwarten, von denselben gefördert und getragen zu werden in Ihrem Streben, und auch Ihrerseits werden Sie jederzeit Ihrer Pflichten auch nach diesen Seiten hin eingedenk sein."

Darnach folgte die Begrüßung durch den Regierungsrath Altgelt seitens der königl. Regierung zu Düsseldorf und durch den Präses der städtischen Schulcommission, dem Oberbürgermeister von Carnap, darnach die der Schüler durch einen der obersten Klassen im Namen Aller, und schließlich die des Lehrercollegiums durch den ältesten Lehrer, Dr. Fuhlrott. Aus dessen Rede entnehmen wir nur die Stelle, welche über den Zustand der Anstalt sich ausläßt, eine Aeußerung, die um so wichtiger ist, als sie an dieser Stelle in Gegenwart der Behörden und der Stadtvertretung geschah, und doch wohl auch noch die gebührende Schonung der Verhältnisse beobachtet haben wird. „Ich nannte das abgelaufene Jahr eine wahrhaft verhängnißvolle Epoche für unsere Anstalt. — Glaube Niemand, der draußen steht, daß er sich über das Wohl und Wehe einer öffentlichen Schule aus einigen statistischen Nachrichten (in Programmen) ein vollständiges, der Wahrheit entsprechendes Bild zusammensetzen könne. Dazu muß man das Leben einer Schule mit durchleben, ihr Wohlergehen freudig mit empfunden und ihre Leiden mitgetragen haben. — Mögen Sie darum auch der Versicherung trauen, daß unsere Anstalt, die über ein volles Jahr ohne Director war, die während dieser Zeit, ich will nicht sagen, in den Strudel einer schmachvollen Empörung gegen die öffentliche Gewalt hingerissen, aber doch von den Wogen derselben stark benetzt wurde, die, abgesehen von den Schrecknissen einer pestartigen Calamität, insbesondere noch heimgesucht wurde durch fast unablässige und lang anhaltende Erkrankungen, ja durch zwei Todesfälle in ihrem Lehrpersonale, die darum den gesunden und arbeitenden Kräften über-

mäßige Anstrengungen zuzumuthen und nebenbei zu manchen unzureichenden Mitteln greifen mußte, um nur die Maschine im Gang zu erhalten, daß unsere Anstalt, sage ich, die an Leib und Gliedern krank war, aus diesem Nothstande nicht ohne wesentliche Nachtheile hervorzugehen, und weder bei ihren letzten öffentlichen Prüfungen, noch bei der heutigen Schlußfeier derselben im Vollgefühl einer kräftigen Gesundheit aufzutreten vermochte. Das Lehrercollegium, das sich bewußt ist, mit aufopfernder Treue seine Pflicht erfüllt zu haben, ist sich auch wohl bewußt, daß es unter so drückenden Nothständen zuletzt nahe daran war, mit der sinkenden Kraft auch die Geduld zu verlieren.“ In der unmittelbaren Begrüßung an den neu eingeführten Director heißt es gegen den Schluß: „Die Versicherung, die aufrichtig empfundene, darf ich Ihnen geben, daß es für uns, die sämmtlichen Lehrer, dieses feierlichen Actes nicht bedurft hätte, um Sie von heute an als unsern nächsten Vorgesetzten, in voller amtlicher Bedeutung dieses Wortes, anzusehen; denn das ist schon geschehen von dem Augenblick an, da Sie in unsere Mitte traten, und das anfänglich dunkle Gefühl dieses Verhältnisses ist täglich klarer und bestimmter in unserer Vorstellung geworden, je mehr wir seitdem Gelegenheit hatten, in Ihnen den reich erfahrenen, denkenden Schulmann, den Freund der Jugend und alle die Eigenschaften des Kopfes und Herzens anzuerkennen, die uns eine Bürgschaft sind für ein mächtiges, collegialisches Zusammenhalten, eine Bürgschaft für weise Reformen, in der inneren Verfassung, wie für den Wiederaufbau des äußeren Glanzes unserer Anstalt, eine Bürgschaft endlich der Versöhnung für diejenigen Interessen in unserer Stadtgemeinde, die sicherlich aus Ueberzeugungstreue, aber ebenso gewiß auch aus vielfachem Irrthum unserer Anstalt bis dahin ihr Wohlwollen entzogen haben. — In der bedrängnißvollen Lage, worin Sie unsere Anstalt finden, bei der Unbekanntschaft mit den localen Eigenheiten unserer Stadt und ihrer Bewohner haben Sie sicherlich auf ein schweres, sorgenvolles Tagewerk zu rechnen; es wird den ganzen Muth des gereiften Mannes und die Kraft, die Ihnen Gott verliehen hat, in Anspruch nehmen.“ —

So wurde Wackernagel eingeführt; — unter dem 4. Juni 1850

übersandte die städtische Schulcommission die von Sr. Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm IV. eigenhändig ausgefertigte Urkunde der Bestätigung (gegeben Potsdam, den 26. April) sammt der Vocation und Instruction seitens der städtischen Schulcommission vom 23. März, und dem Bestätigungsvermerk des K. Prov.-Schul-Collegiums zu Coblenz vom 23. Mai. In 21 Paragraphen verpflichtet ihn die Behörde zu den einzelnen Obliegenheiten seines Amtes.

So begann mit dem Frühjahr 1850 seine neue, wie aus dem Mitgetheilten sich erwarten ließ, schwere Aufgabe.[43] Bisher hatte Wackernagel als Pädagog nur in beschränkten Kreisen seine Gaben entfalten können und zu wirken Anlaß gehabt; jetzt galt es nicht bloß die Leitung zweier Anstalten, einer sehr frequenten Realschule, und der noch im Werden begriffenen Gewerbeschule, die eine Art polytechnische Anstalt war, und dazu die Leitung eines großen Lehrercollegiums zum gemeinsamen Ziele der Erziehung und Bildung der Jugend; sondern vornämlich — wie es in oben mitgetheilter Rede hieß — den Wiederaufbau des äußeren Glanzes; letzterer ist aber von dem inneren Leben wesentlich getragen; fehlte dieses, so noch mehr jener. Es beginnt ein „schweres, sorgenvolles Tagewerk". Aber Wackernagel war gewohnt, rastlos zu arbeiten und zu schaffen; von Jugend an, mehr als Andere, wozu seine Körper- und Geisteskraft ihn besonders befähigte, freilich auch schonungslos, ohne Rücksicht auf dieselbe zu nehmen. Hier konnten sich seine auf die verschiedensten, meist sehr getrennten Gebiete ausgedehnten Studien und Forschungen praktisch bewähren. Es wird selten Lehrer geben, welche in Mathematik, Mineralogie, deutsche Literatur, Geschichte, Religionswissenschaft so bewandert sind, wie er es war, noch seltener, welche literarisch und wissenschaftlich auf diesen Gebieten Bedeutsames geleistet haben.

Ueberblicken wir diese seine Amtsthätigkeit an der Schule, so war nach Außen und Innen ein reformatorischer Wiederaufbau nothwendig. Wir beginnen mit der ersteren Seite.

Neben den vielen, oft mehr die Zeit als die Kräfte, aber dann auch zeitweise wieder diese in Anspruch nehmenden Directorial-

geschäften, waren es wöchentlich sechszehn Unterrichtsstunden, die ihm oblagen, eine Zahl, welche sich mit dem Wachsen der Anstalt und dem Wachsen der Directorialgeschäfte später als zu groß herausgestellt hat, eine Last, die er aber, so lange er selbst im Amte war, trug, freilich mit Aufopferung seiner Gesundheit.

Er ertheilte in den beiden oberen Klassen zuvörderst deutschen Unterricht mit je drei Unterrichtsstunden, und dazu im Jahre in jeder der beiden vollen Klassen zwölf Aufsatzcorrecturen, — sodann gab er Mineralogie und Geometrie mit je vier, und außerdem noch zwei Stunden Mechanik in der Prima und Secunda der Gewerbeschule, die in den anderen Fächern mit den Klassen der Realschule verbunden war. Grade in allen diesen Fächern zu unterrichten, war von jeher seine Freude gewesen; aber es war hier gefordert, was über die Kräfte eines Mannes hinausging. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn unter dieser Last der sonst körperlich so starke Mann erlag. Im August 1851 erkrankte er an einem Schleimfieber und war zu Beginn der Herbstferien kaum so weit gediehen, daß er zur Erholung nach Wiesbaden gehen konnte; hier erkrankte er sofort wieder und hatte die ganze Ferienzeit ein sehr schmerzhaftes Krankenlager durchzumachen; nur der Nothstand der Schule, die Wahl eines neuen Lehrers wie die Reorganisation der Provinzial-Gewerbeschule und noch eine wichtige Streitsache in der Orthographie hielten ihn zurück, sofort Urlaub zu nehmen und seine Vertretung zu beantragen. Auf Antrag des Arztes sollte er aber sofort nach Beginn des Sommersemesters, sobald es die Witterung erlaubte, eine Zeit lang fern von allen geistigen Anstrengungen auf dem Lande in der Stille leben und danach ein Seebad gebrauchen. Mit gewünschtem Erfolge brachte er im Sommer 1852 seine 3 Monate Urlaub (vom 3. Mai bis 15. August) in Naumburg und hernach in Helgoland zu, und da die Schulcommission ohne sein Wissen durch den Arzt erfahren, wie dringend ihm noch eine mehrwöchentliche Erholungszeit nach dem Seebade noth sei, beantragte ihr Vorsitzender, Pfarrer Jaspis, noch diesen Nachurlaub, „um den theuren Mann, der sich bis jetzt so ziemlich erholt, mit dieser Genehmigung zu überraschen". — Gekräftigt zurückgekehrt konnte er mit dem Wintersemester seine frühere volle Lehrthätigkeit über-

nehmen. Doch trat er im Herbst 1855 den deutschen Unterricht mit seinen Correcturen in Secunda ab, übernahm aber statt dieser drei Stunden die vier im geometrischen Zeichnen in den beiden untersten Klassen. Aber ungeachtet er in den Jahren 1857 und 58 stets mehrwöchentlichen Urlaub erhalten, reichten seine Kräfte doch nur bis zum Herbst 1858. Noch hatte er die Geburtstagsfeier des Königs am 15. October, und die Feier der Leipziger Schlacht, die er alljährlich mit der Schule beging, am 18. October gehalten und hierbei in voller Kraft unter dem lodernden Freudenfeuer begeisternde Worte gesprochen. Aber von der Tags darauf in amtlichen Angelegenheiten unternommenen Reise kehrte er so erkrankt zurück, daß er an jeder amtlichen Handlung verhindert wurde. Da die stets zunehmende Krankheit länger dauerte, als daß eine bloße Vertretung ausreichend war, mußte der Director bis auf Weiteres von allen und jeden Directionsgeschäften und der mit denselben verbundenen Verantwortlichkeit entbunden werden. Erst mit dem Wintersemester 1859 konnte Wackernagel wieder sein Amt übernehmen; doch mußte er im folgenden Jahre seine Entlassung aus demselben nachsuchen, weil er erkannte, daß eine öfter wiederkehrende längere Unterbrechung seiner Thätigkeit für die Anstalt mit dem größten Nachtheile verknüpft sein würde, zumal auch andere Ursachen dazu getreten, welche es dringend wünschenswerth machten, — Ursachen, auf die wir später noch eingehender hinweisen werden.

Neben dem Unterricht waren es die sich jährlich mehrenden Directorialgeschäfte, welche seine Kräfte aufzehrten.

Die Anstalt nahm in der Frequenz von Jahr zu Jahr zu; darin brachte auch die von ihm angeregte und schließlich auch bewirkte Trennung der Gewerbeschule von der Realschule, deren Verbindung zu manchen Unzuträglichkeiten geführt hatte, und die jene nicht zu der vollen Entfaltung ihrer Ausgestaltung kommen ließ, wohl aber für letztere nicht ohne Nachtheil bestehen konnte, keine Aenderung; denn es waren mehr die unteren Klassen (Sexta und Quinta), welche so anwuchsen, daß zunächst ihre Trennung in je zwei nöthig wurde. Nicht wenig trug zu den Schwierigkeiten für eine gedeihliche Entwickelung der Anstalt bei, daß nur völlig ungeeignete Räumlichkeiten für

dieselben vorhanden waren. So mußte der Director sogleich nach seinem Amtsantritt auf Reparatur des Laboratoriums und der Modellirkammer antragen. Beide lagen auf gleicher Höhe mit dem Hofe, ohne einen Kellerraum unter sich zu haben, und waren mit Steinen gepflastert, weil sie bei der ursprünglichen Bestimmung des Hauses zur Färberei gedient hatten, feuchte, stockige Räume, welche es die lange Reihe von Jahren unmöglich gemacht hatten, einen Cursus practischer Chemie in's Laboratorium zu verlegen und auf diese Weise den Schüler an eigenen Arbeiten lernen zu lassen. Ferner muß er behufs seines Unterrichts in der Mineralogie zuerst die Bildung und Aufstellung einer Mineraliensammlung, an welcher der Unterricht in der Weise Karl von Raumer's ertheilt werden konnte, beginnen. Ebenso wie die Herstellung der beiden zuerst genannten Locale zu ihrem zweckdienlichen Gebrauch mußte ein Bibliothekzimmer geschaffen werden, da es unmöglich bei dem Anwachsen der Bibliothek länger anging, dieselben in Schränken auf den Schulgängen zu verwahren; für die herrliche Sammlung der physikalischen Apparate war der Saal gleichfalls völlig unzureichend und namentlich für die oft theuren Instrumente verderblich; der unzweckmäßig eingerichtete Zeichensaal wird so umgestaltet, daß dadurch zugleich ein schöner Schulsaal für solche Gelegenheiten hergestellt wurde, wo sich die ganze Schule zu versammeln hat, also besonders zu den täglichen, erst von jetzt an möglichen gemeinsamen Morgenandachten. Das war ein vom Director von Anfang an schwer empfundener Mangel, daß die ganze Anstalt nicht gemeinsam Lob und Dank dem Geber aller guten Gaben darbringen und den HErrn um Segen für das Tagewerk bitten konnte. — Schließlich wollten alle diese doch immer nur provisorischen Umgestaltungen und Verbesserungen bei der stets zunehmenden Frequenz nicht mehr genügen; es mußte ein neues zu den Schulzwecken passendes Gebäude erstrebt werden. Die Vorstellungen des Directors bei der Schulbehörde finden endlich auch Unterstützung bei dem königlichen Provinzial-Schulcollegium: daß da auch ein Anbau nicht völlig genügen würde, die einzige gründliche Abhülfe die Veräußerung des jetzigen, und die Herstellung eines neuen Gebäudes sei, um ein gedeihliches Fort-

bestehen zu sichern. Allein es kam doch nur zu einem Anbau, trotz der dringenden Vorstellungen des Directors und Lehrercollegiums, und auch dieser wurde nur sehr säumig zum großen Verdruß des ersteren vorgenommen. Nach der Vollendung desselben, durch welchen vorzugsweise eine neue Aula hergestellt wurde, war es des Directors Freude, diese nach der ihm eignen künstlerisch feinen Weise als Schulsaal passend und schön zu schmücken.

Die Aula einer Lehr- und Erziehungsanstalt, wie die Realschule war, hat als Mittelpunkt des Ganzen, als Sammelplatz aller Schüler und Lehrer, wo die Einheit im Geiste sich darstellt und gepflegt wird, wo Alles in der heiligsten und ernstesten Gemeinschaft vor dem Angesichte des allgegenwärtigen HErrn sich versammelt und zu gemeinsamem Dienst vor ihm und für einander sich verbunden fühlt, wo das christlich-kirchliche wie national-vaterländische Leben in seinen Höhepunkten sich darstellt, wo nicht nur zu den frohen Feiertagen, sondern auch täglich der Segen von oben erbeten, und wo auch die ernsten Stunden der Prüfung und die noch ernsteren der Beurtheilung verlebt werden, wo Ermunterung und Ermahnung, wo Rüge und Strafe für die ganze Gemeinschaft ertheilt wird — eine Aula, als Vorhof zu dem Heiligthum Gottes in der Kirche wie als Bildungsstätte für's Leben — muß auch in ihrem Aeußeren diesen Charakter repräsentiren. Daher befand sich an der Hinterwand über dem Katheder der Gypsabguß des bekannten in einer Nische befindlichen Christuskopfes mit der Dornenkrone in die Wand eingelassen (ein relief en creux von v. Kessel); an den anderen drei Wänden auf schönen Consolen weiße Gypsabgüsse der zwölf Apostel von Peter Vischer; — zum Zeichen, daß einen anderen Grund Niemand legen kann, als den der gelegt ist: Christus der Gekreuzigte, aber auferstandene, und seine Zeugen die Zwölfe; alle Bildung und Erziehung, auch die dem praktischen Leben insbesondere dienende Realschule, muß ruhen auf dem Grunde der Propheten und Apostel, da Jesus Christus der Eckstein ist. Aber sie erzieht auch für das nationale Leben der Gegenwart durch Pflege historischer und vaterländischer Gesinnung, in welcher jeder Einzelne als Glied des Ganzen sich zu bewähren hat: daher die Büsten des Königs und der Königin zu

beiden Seiten des Christuskopfes, und unter den Aposteln die fünfzehn Prachtbilder zur deutschen Geschichte von Hermann; endlich zu beiden Seiten der Thür die Gypsabgüsse der bekannten beiden Landsknechte — die Wachen, damit nichts Unberufenes eintrete, und zugleich die Repräsentanten der Strafgewalt in der Schule. Damit endlich die Aula als einer Realschule angehörig erkannt werde, ließ er zwei aus Zinkblech gearbeitete Tetraëdersterne aufhängen zum Schmuck des Saales und zum Andenken an die vor zehn Jahren durch ihn bekannt gemachte Entdeckung.

Durch die Trennung der Gewerbeschule von der Realschule war es denn möglich, auch einen angemessenen Raum für das Laboratorium herzurichten, so daß die Schüler der ersten Klasse eigne Untersuchungen anzustellen angeleitet werden konnten, namentlich qualitative und quantitative Analysen, sowie Präparate verschiedener Art zu machen. — Endlich gelang es dadurch auch, in den Besitz eines bis dahin fehlenden Turnsaales zu kommen. Sofort nach seinem Amtsantritt hatte er auf dies Bedürfniß zu einem gedeihlichen Unterricht auch für das Sommerturnen hingewiesen; vergeblich; auch die Verfügung der Behörde war von keinem Erfolg begleitet, da die Miethung eines Saales nach allen eingezogenen Erkundigungen jährlich eine zu bedeutende Summe kosten sollte; erst nach Verlegung des Laboratoriums in die frühere Gewerbeschulklasse wurde sein Plan, den alten Saal desselben mit zwei kleinen Zimmern zu beiden Seiten in einen Turnsaal zu vereinigen, gebilligt; die Turngeräthe gab der Turnverein der jungen Kaufleute, wofür es demselben erlaubt wurde, den Saal an zwei Abenden der Woche zu ihren Uebungen zu benutzen; und so kam nach kurzer Zeit im Winter 1855 das Winterturnen in den Gang; und konnten die Vorturner für den Sommer herangebildet werden.

Neben der Sorge für die äußere Gestaltung der Schule ging aber die viel schwerere Arbeit für ihr inneres Gedeihen.

Hier war es zunächst die Trennung beider Anstalten, die er in's Auge faßte. Bei den für das praktische Leben berechneten Schulen gingen, wie schon früher erwähnt, die Ansichten der Zeit über die den Bedürfnissen entsprechenden Einrichtungen sowohl bei Behörden wie Schulmännern und namentlich

den Gemeinden in Fabrik- oder Handelsstädten sehr weit auseinander. Es war ein beständiges Experimentiren, das auch bekanntlich jetzt noch nicht aufgehört hat. Man stellte nur zu häufig den praktischen Nutzen in den Vordergrund, und so genügte bei der Gründung der Realschule die in derselben gegebene Ausbildung für das praktische Leben noch nicht, man verband damit eine Gewerbeschule; die Schüler der letzteren hatten theilweise denselben Unterricht als die der Realschule; nämlich im Deutschen, in der Geometrie und Algebra, im praktischen Rechnen, in der Physik, Chemie und Mineralogie, im Schreiben und Zeichnen; außerdem noch besonderen Unterricht in Mathematik und Rechnen, in der praktischen Maschinenlehre, Mechanik, Chemie, im Zeichnen und Modelliren. Es fehlt ihnen also der Unterricht in der Religion, Geschichte und Geographie, im Französischen, Englischen und Italienischen. Da die Zöglinge alle confirmirt waren, meist älter als die der betreffenden Klassen in der Realschule, so war, da es an einer einheitlichen Organisation fehlte, die Schwierigkeit und der Nachtheil für beide Anstalten so groß, daß eine Trennung durchaus nöthig wurde, um beiden ihre eigenartige Entwicklung zukommen zu lassen. Mit der Feier des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums der Anstalt fand die Trennung statt. —

Nächstdem war es die Erweiterung der Berechtigungen der Anstalt, die erstrebt wurden, und schließlich die allmälige Einführung des lateinischen Unterrichtes, welche eine Umgestaltung im Ganzen nöthig machte. Im Besonderen ließ er sich angelegen sein, die Hebung des Unterrichtes im Deutschen, den er selbst übernahm; in der Mineralogie, für die er, durch mühsames Sammeln einer Collecte bei begüterten Bürgern der Stadt, sowohl eine mineralogische wie krystallographische Sammlung anlegte, und die er nach v. Raumer's Grundsätzen lehrte; sodann den in der Chemie, für die es an einem geeigneten Raum, später mehrere Semester an jeglichem Raum, zu einem Laboratorium fehlte; ferner den im Zeichnen, für das er einen geeigneten Zeichensaal zu beschaffen hatte; und das er in den unteren Klassen auch selbst übernahm; den in der Geschichte, bei der es ihm gelang, leider nur auf kurze Zeit, einen Lehrer zu gewinnen, der auf Grund umfassender Quellenstudien die schätzens-

werthe Gabe einer anschaulichen und das Interesse fesselnden Darstellung besaß, um historischen Sinn und historische Auffassung zu fördern und zu bilden; endlich des Religionsunterrichtes, für dessen Erweiterung er in den unteren Klassen sorgte; der Geschichtsunterricht in ihnen fiel weg, statt dessen trat die biblische Geschichte, die den allein richtigen Anfang und die Grundlage alles Geschichtsunterrichtes bildet. — Nächst diesen wissenschaftlichen und praktischen Unterrichtszweigen lag ihm nichts so am Herzen, als die tüchtige körperliche Ausbildung, wie sie im Turnen zu erlangen ist. Dazu bedurfte es aber erst eines Turnsaales für den Winter, um darin besonders die Vorturner für den Sommer heran- und auszubilden. Durch seine persönliche Gegenwart wußte er ihn zu beleben; an der Einführung der Turnspiele hatte er nicht bloß seine Freude, er betheiligte sich selbst daran, und das Barlaufspiel fand in ihm seinen Vertreter und sinnigen Fortbildner; wichtig ist seine Beschreibung, wie er sie von diesem Kriegsspiel im Kleinen, das Schachspiel im Freien, in „Guths-Muths Spielen", 5. Auflage, herausgegeben von Klumpp, Stuttgart 1878, gegeben.[44]

Die Schule hat mit und bei dem Unterricht auch zu erziehen. Nach dem bei der Einführung geschilderten Zustande that Zucht der Jugend noth. Es geschah durch Wort und Strafe, durch Vorbild und Anregung. So benutzte er den Beginn des neuen Semesters jedes Mal dazu, die Schulgesetze zu verlesen und durch eindringliche Ermahnungen die gesetzlichen Vorschriften einzuschärfen, aber dieselben den Schülern auch als Ausfluß höherer und allgemeiner Sittengesetze klar zu machen und an's Herz zu legen; ebenso bot der Schulschluß bei Bekanntmachung der Versetzungen und Ergebnisse der Prüfungen Anlaß zu Ansprachen z. B. über die Lüge und Schamlosigkeit, auch bei der öffentlichen Prüfungsfeier sprach er ein Mal über das vierte Gebot. — Grade die Pflege des idealen Sinnes wie der historischen Gesinnung, welches beides in Realschulen nur zu oft fehlt oder zurücktritt, suchte er gegenüber den realistischen, materialistischen Zeitrichtungen, von denen ja bekanntlich durch das Haus auch die Jugend angesteckt ist, zu heben; daher war es ihm so besonders erfreulich, für die Fächer der Naturwissenschaften einen Lehrer zu haben, der nicht „dem

Zauber des Materialismus" huldigt. Daher auch das Gewicht, das Wackernagel auf den Unterricht in der Geschichte, im Deutschen und in der Religion legte. Nicht minder aber war er bedacht auf die Erziehung zum Schönen und zum Geschmack an demselben; daher sein Unterricht, den er im Zeichnen so gern ertheilte, wie die sinnige Ausschmückung der neuen Aula; ebenso auch die Anregung, daß die Schüler der Prima gleich in der ersten Zeit selbst ihr eignes Klassenzimmer auf eigne Kosten ausmalen ließen. „Es ist nicht gleichgültig für eine Erziehungsanstalt, in welchen Räumen die Schüler den größeren Theil des Tages zubringen, auch nicht ob die Willigkeit vorhanden sei oder mangle, selbst zur Verschönerung ihrer Umgebungen beizutragen, ja etwas zu stiften, das die eigne Schulzeit überdaure; grade der Sinn für Stiftungen fehlt unserer Zeit."

Das Turnen gab dann weiter Anlaß, Turnfahrten zu unternehmen, wie die patriotischen Gedenktage zu begehen, um so vaterländische Gesinnung zu pflegen, oder da diese in den Revolutionsstürmen hier so sehr in Verfall gekommen, sie wieder aufzurichten. Wie in Wiesbaden, so war es hier zunächst die Feier des 18. October, des Schlachttages bei Leipzig. Es verbanden sich dazu die Schüler des Gymnasiums mit den seinigen; zum Octoberfeuer auf dem hochgelegenen Turnplatz hatten die Schüler Geld und Brennmaterial eingesammelt; ein gewaltiger Holzstoß war errichtet. In festlichem Zuge mit den Fahnen zog man hinauf, begrüßte das ankommende Gymnasium; die Fahnen wurden an ihren Orten befestigt; dann vertheilte sich die Menge zu Turn- und gemeinsamen Spielen, die Schüler beider Anstalten in brüderlicher Eintracht zu gemeinsamen jugendlichem Treiben verbunden. Laufübungen, Dauerlauf in verschiedensten Formen, in Schlangen- und Schneckenlinien, den Meisten sehr fremd, aber sehr lieb; bei einbrechender Dunkelheit bliesen die Hörner, riefen die Führer zur Sammlung der Riegen. Dann ging es zum Holzstoß. Bald flammte das Feuer hoch auf; nun wurden die schönen Lieder gesungen; mancher gedachte der fernen Zeiten. Tausende hatten sich dazu eingefunden. Kurze oder längere Ansprachen wurden gehalten; die Erinnerungen an die große Zeit aufgefrischt. Unter Gesang, bunte Lampen tragend, zog man dann zurück. Das

Hoch auf die Helden, den König, die deutsche Jugend schloß die Feier.

Nächst dem 18. October war es der 15. October, der Geburtstag des Königs Friedrich Wilhelm IV., der zur Festfeier Alles versammelte; Gebet und Gesang christlicher und patriotischer Lieder, Declamation und Reden der Schüler, und meist die Festrede Wackernagel's bildeten die Schulfeier: Er sprach von des Königs Ehre und Größe; von der wahren Freiheit; und besonders ernst zur Fürbitte ermahnend nach des Königs Erkrankung: „Alles Volk sorge und bete"; und als später der 22. März, der Geburtstag des Nachfolgers, gefeiert wurde, erinnerte er, was im Jahre der Befreiung zwischen dem März- und Octobergeburtstage für Deutschland geschehen sei.

Auch der Schlachttag bei Bellalliance wurde ein Mal gefeiert. Zu diesen jährlich wiederkehrenden Schulfesten kamen dann die einmaligen Erinnerungstage: das 25jährige Bestehen der Anstalt; die Feier des Augsburger Religionsfriedens; des Pariser Friedens; Schiller's hundertjähriger Geburtstag und Melanthon's dreihundertjähriger Todestag.

Zur Pflege des religiösen Sinnes dienten die von ihm sofort nach Gewinnung eines alle Schüler fassenden Schulsaales eingeführten täglichen Morgenandachten der gesammten Schule mit Choralgesang und Schriftvorlesung und Gebet; die wiederholte Ermahnung an die Schüler, am Gottesdienste theilzunehmen, weshalb er bei besonderen kirchlichen Ereignissen, wie bei der Einweihung der neuen lutherischen Kirche so bei dem hundertjährigen Jubiläum der alten auch den Unterricht aussetzte. Namentlich entließ er die Schüler in die Ferien nie ohne ernstliche Ermahnungen; besonders geschah es vor Weihnachten. Dies Fest sollte den Schülern auch Anlaß geben, durch die That die empfangene Gottesliebe zu beweisen. Der Director suchte Familien aus, welche als bedürftig und würdig zur Festbescheerung ihm auf gewissenhafte Erkundigung bezeichnet waren. Ohne daß sie es merken, werden ihre Bedürfnisse ausgeforscht; die Schüler bringen dann Sachen, welche von anderen armen Familien zurecht gemacht werden, oder Geld, um das Nöthige zu beschaffen. Im Schulzimmer wird für jede Familie das Gesammelte aufgestellt; die

Schüler dürfen Alles ansehen; da gab es Kleider und Schuhe für Eltern und Kinder; Fleisch, Weißbrot, Reis, Kaffee, Aepfel, Nüsse, einfachstes Spielzeug; für jede Familie eine vollständige Bibel mit Inschrift, als Geschenk der Realschule, schön gebunden, und ein geschmückter, mit Lichtern versehener Weihnachtsbaum; sobald es dunkel wird, kommen die von jeder Klasse dazu bestimmten Schüler, theilen sich nach der Zahl der Familien und bringen die Sachen in die Häuser der zu Beschenkenden, entweder in Begleitung des Directors oder dessen Frau oder anderer Personen, die den Familien bekannt waren, oder auch solcher Lehrer, die ihre Freude daran hatten. Eltern und Kinder mußten das Wohnzimmer räumen; der Baum wurde an seine Stelle gesetzt, angezündet, und alle Geschenke darunter geordnet. Dann wurde die Familie hereingerufen. „Was wir da jedes Mal vernehmen, kann nicht beschrieben werden; es ist in jeder Familie etwas Anderes, und doch immer dasselbe: größte Ueberraschung, Ueberwältigung von Gefühl des Dankes zu Gott, der die Herzen der Menschen lenkt, und so wundersam hilft und erfreut; wenig Worte; man muß an Augen und Geberden und Haltung zu lesen verstehen, auch wissen, daß erst, wenn wir weg sind, die Herzen sich öffnen. Immer hat es mich tief bewegt, unsere lieben Schüler dabei zu sehen: es liegt jedes Mal ein Schein der Verklärung auf ihren Gesichtern, jeder erfährt heilsame Bewegungen seines Gemüths und nimmt einen bleibenden Segen mit nach Haus. Die Realschule hat gewiß manches Gute, das ihr zugewandt worden, die frohe Zucht und den freudigen Geist, der sie enthält, so wie die Hülfe in mancher Noth und die Abwendung mancher Gefahr dem Gebet jener Frommen zu danken, der Stillen in der Stadt, die mit ihrem armen Leben das Wupperthal vor Gott angenehm machen.“[45]

Diese innere Hebung der Anstalt war aber nur möglich mit Hülfe des Lehrercollegiums, der Behörden und der Eltern.

Es ist für keinen Director leicht, ein Collegium von Lehrern zu einem möglichst einmüthigen Zusammenarbeiten in einem Geiste, nach gleichen Grundsätzen und zu gleichem Ziele zu verbinden. Schon das Zusammenhalten eines solchen ist nicht leicht; ältere scheiden aus, oder sterben dahin; jüngere kommen und gehen; da finden Vertretungen statt bei Erkrankungen oder Vacanzen;

neue müssen gesucht werden; Probecandidaten angeleitet. Die alten Zeiten der Ständigkeit eines Collegiums, die wohl auch manche Uebelstände hatten, haben meist aufgehört: die stets neu erstehenden Anstalten bei mangelndem Nachwuchs jüngerer Kräfte bringen großen Wechsel. Sehr erfreulich war ihm die immer bereitwillige Hülfe der Geistlichen, die für den öfter fehlenden Religionslehrer eintraten: so Jaspis, Ball, Feldner; schwerer war der Ersatz in anderen Fächern, namentlich auch bei seinem eigenen öfteren und längeren Urlaub wegen seiner anhaltenden schweren Krankheiten. Die Collegen waren theils älter, theils verschiedener Confession, reformirt, auch katholisch, zumeist lutherisch; Wackernagel selbst ausgesprochener Lutheraner; aber es waren nicht bloß confessionelle Differenzen; politische und überhaupt pädagogische traten seinen Grundsätzen nach verschieden Beziehungen gegenüber. Seinen Einfluß suchte er so weit als möglich überall und auch mit Recht geltend zu machen; das gelang in mancher Hinsicht; manche Collegen, nicht bloß jüngere, sondern auch ältere, die ein Verständniß für seine Person hatten, schlossen sich ihm an, und meist grade die tüchtigsten. Hier galt es, gleich zu Anfang feste und sichere Schritte thun; allmälig werden dann Gegensätze überwunden. Etwas Aeußerliches, aber sehr Wichtiges für die Befestigung des Collegiums war die von ihm mit aller Energie erstrebte Gehaltserhöhung für alle; wie oft muß er klagen, daß jüngere tüchtige Kräfte zu behalten an dem Geldpunkte scheiterte.

Die Hauptsache aber war die Einheit des Unterrichtes durch die verschiedenen Stufen und bei den verschiedenen Lehrkräften. Dazu richtete er sofort die Anfangs wöchentlich gehaltenen gemeinsamen Fachconferenzen ein, um in denselben die einzelnen Unterrichtsgegenstände in Beziehung auf Inhalt, Stufenfolge und Methode und zuletzt die gesammte Lehrverfassung einer gründlichen Besprechung und schließlichen Feststellung zu unterziehen. Solche periodische Zusammenkünfte wurden drei Semester beharrlich hindurch fortgeführt; sie bringen das Verkehrte an's Licht, lehren das Einzelne im Sinne des Ganzen behandeln, und vermehren die Willigkeit, mit Selbstverleugnung Einer dem Andern zu dienen und in die Hände zu arbeiten. So kam jedem Einzelnen die Ge-

sammtaufgabe, an der er an seinem Theile mitarbeitete, von Neuem klar zu Bewußtsein. In diesen Besprechungen zeigte sich sowohl seine schon bei dem Colloquium pro rectoratu bewiesene Gewandtheit, als auch seine Erfahrung; letztere war an den verschiedensten nord- und süddeutschen Anstalten, an Gewerbeschulen und Gymnasien gewonnen; und was in seinen Grundsätzen, namentlich im Deutschen, in der Geometrie und Mineralogie neu und eigenthümlich war, wußte er auf Erfahrung gestützt mit überzeugender gewandter Rede und praktischem Geschick darzuthun. Er imponirte hier den Collegen, und wußte sie auch meist in dieser Beziehung zu gewinnen; auf den meisten und zugleich so verschiedenartigen Gebieten war er sachlich und fachlich praktisch wie literarisch thätig gewesen und gründlich orientirt. — Sehr wichtig war dies für seine Methode in der Geometrie, damit die Schüler von früh an für diese angeleitet würden. —

Ferner war ihm eine Frage schon damals höchst bedeutsam, die freilich bis jetzt noch ebenso im Argen liegt, als es damals der Fall war: der deutsche Sprachunterricht — und die Orthographie. An den Conferenzen über letztere betheiligten sich auch die Lehrer des Gymnasiums. Die Absicht war, sich über feste Grundsätze zu verständigen, nach welchen dieser Gegenstand in der Schule behandelt werden sollte, um dem Schwanken und der Ungleichheit in einem kleinen Kreise — den höheren Schulen, oder wenigstens auf einer Anstalt ein Ende zu machen, und womöglich neuen Verwirrungen, die durch die germanistischen Studien aufkamen, vorzubeugen. Man war darin einig, daß hier wie an anderen Orten der conservative Standpunkt nicht in der Hegung des Verwerflichen bestehe und am wenigsten die zu vermittelnde Observanz oder Einsicht der Majorität den Leitstern bilde, sondern daß in so verworrenen Dingen das schon Dagewesene klar zu erkennende Rechte, wo es anfange, sich wieder geltend zu machen, in's Auge gefaßt und jeder neu ausschlagende Zweig desselben conservirt werden müsse. Natürlich müsse nicht stürmisch und gewaltsam, sondern mit Rücksicht auf Zeit und Umstände verfahren werden; namentlich darf die Schule nicht in einen so grellen Widerspruch mit dem Leben gesetzt werden. Zu solchen Grundsätzen müsse und könne sich jede Schule unbedenklich bekennen. Alle Lehrer des Deutschen vom

Gymnasium wie der Realschule, nur einer ausgenommen, waren einstimmig der Ansicht, daß die Resultate der Besprechungen zur Ausführung in beiden Anstalten kommen könnten. Wackernagel war hier nicht zum ersten Male in seinen gemäßigten, mit seinen weitverbreiteten Schulbüchern schon seit zwanzig Jahren thatsächlich durchgeführten Forderungen hervorgetreten. Auch von Vilmar und anderen waren sie schon verwirklicht.

Wackernagel hatte hierin auch praktische Erfahrungen in den Schulen gemacht; sofort nach seiner ersten Anstellung hatte er in Berlin an der Gewerbeschule mit Zustimmung seines Directors seine Grundsätze durchgeführt, und zwar durch alle Klassen; ebenso später in Würtemberg und in Wiesbaden, natürlich jedes Mal nach Vereinbarung mit den Collegen und dem Director, und unter Mittheilung davon an die vorgesetzte Behörde. In Elberfeld aber erregte diese Angelegenheit, wodurch veranlaßt, bleibe dahin gestellt, Anstoß in dem Gemeinderath, der in seinen öffentlichen Sitzungen über die neue Orthographie ein mißbilligendes Urtheil aussprach und den Magistrat wie die Schulcommission zur Klage bei dem Provinzial-Schulcollegium veranlaßte. Ohne also über die Sache zuvor Auskunft zu verlangen, ohne berechtigt zu sein, wie denn auch die Schulcommission dies Verfahren durchaus zurückgewiesen, da der Gemeinderath nicht Patron sei, — und vor allen Dingen: ohne befähigt zu sein, ein Urtheil über eine so schwierige Sache in ausreichendem Maße zu besitzen, setzt sich eine so vielköpfige und vielsinnige, zwar aus ganz redlichen, aber doch zumeist nicht wissenschaftlich gebildeten Handwerkern und Bürgern bestehende Versammlung über die Schulcollegien der beiden obersten Anstalten und deren lange und wohlerwogene Verhandlungen zu Gericht und behauptet, ohne Beweis, daß durch solche Neuerungen, — die aber schon seit zwanzig Jahren im größten Theile Deutschlands in den meisten höheren Schulen und nicht bloß durch Wackernagel's Lesebücher unbeanstandet vorhanden waren, — das Wohl der Schule geschädigt werde und daß eine solche Orthographie im Leben Anstoß errege. Wackernagel hatte offenbar Recht, in Bezug auf letzteres zu seiner Rechtfertigung zu sagen, daß das Gefühl für's Schickliche durch ihn und seine seit dreißig Jahren in allen Schriftstücken benutzte

Orthographie verletzt zu haben ein völlig unbegründeter, aber ihn tief verletzender Vorwurf sei, der nur dadurch noch übertroffen werde, daß durch eine völlig und nach allen Seiten incompetente Versammlung in öffentlichen Verhandlungen, von denen die Zeitungen nur zu gern Notiz nehmen, seine Auctorität den Schülern und Lehrern und der Stadt gegenüber untergraben werde; und gegen das erstere, die Neuerungen, genügte der Hinweis, daß nicht Alles in wissenschaftlichen und pädagogischen Dingen neu sei, was der Stadt Elberfeld so erscheine. Wackernagel schließt seine Vertheidigungsschrift mit dem vollbewußten Anspruch, den er als unantastbares Recht der Schule wahrt, daß sie es von jeher zur Aufgabe habe, das wissenschaftlich als recht Erkannte mit dem Leben zu vermitteln, und hofft gegen solche unrechte und ungerechte wie unbillige Angriffe auf den Schutz der Behörden. Aber — zu seinem großen Schmerz wurde er hier im Stich gelassen. Der ihm sonst sehr befreundete und ihn hochschätzende Oberpräsident von Kleist-Retzow glaubte ihm in seinem Bescheid doch sagen zu müssen, daß die einzelne Schule nicht selbständig eine neue Schreibweise einführen könne, daß eine solche sich vielmehr erst wissenschaftlich das Bürgerrecht erobern und dann von Seiten der Behörde allgemein eingeführt werden müsse. Ob ein solcher Erlaß die den Verhältnissen entsprechende Antwort war, bei der es nicht bloß auf den Schutz des Angegriffenen ankam, sondern auch auf die Angreifenden, an deren Spitze der Oberbürgermeister stand, wohlwollende Rücksicht zu nehmen war, soll hier nicht weiter erörtert werden; jedenfalls war dabei ein zwiefaches übersehen, daß der Unterricht in der deutschen Grammatik wissenschaftlich nothwendig auch die Rechtstellung der Schreibweise nach sich zieht und daß es nunmehr bei der herkömmlichen Willkür verblieb, wonach jeder Lehrer in seiner Klasse, ob mit, ob ohne Gründe, seine Rechtschreibung lehrt, während Wackernagel diesem Unwesen — an einer Anstalt — mit Recht entgegenzutreten sich verpflichtet hielt und auch die Zustimmung der Collegen fand; und da auch zugleich das Gymnasium in seinen berufenen Fachmännern übereinstimmte, so hätte Elberfeld in diesem Punkte einen Fortschritt gemacht, dessen es sich heute nicht zu schämen hätte. Bei der Energie der Ueberzeugung, welche in Wackernagel überall sich

geltend machte, hatte dieser Hergang ihn tief geschmerzt, und war die erste Stufe in dem später so sehr beklagenswerthen Conflict, in welchen er gekommen; schon damals haben sehr hochstehende und einsichtsvolle Persönlichkeiten viel Schmerz darüber gehabt.

Das Vertrauen war auf beiden Seiten, auf seiner Seite wie auf Seiten der Stadt bei der tiefen Empfindlichkeit seines lebhaften Gemüthes und bei der nicht minder großen Empfindlichkeit, wie sie bei untergeordneten, besonders nur berathenden, aber freilich ihre ganze Kraft in der Geldbewilligung geltend machenden Behörden und Versammlungen, wenigstens bei der sich breitmachenden Majorität gewöhnlich stattzufinden pflegt, dahin; nur Einzelne machten eine rühmliche Ausnahme, die Wackernagel's Recht in dieser Sache und überhaupt seine hohe Bedeutung für die Elberfelder Schule schon damals erkannten.

Um jene Zeit wurde Wackernagel zum ersten Male wohl in Folge der durch seine tiefe Verstimmung gesteigerten nervösen Aufregung und großen Anstrengungen in seinen wissenschaftlichen und amtlichen Arbeiten schwer krank und bedurfte längeren Urlaubs. Eine erfreuende und tröstliche Erquickung für ihn grade damals war die hohe Anerkennung, welche ihm durch die ehrenvolle Rückberufung nach Nassau zu Theil wurde, und die ihn umsomehr erfreute, als sie unmittelbar von Seiten des Herzogs ausging. Es wäre ihm jetzt ein Leichtes gewesen, allen den Mißhelligkeiten, die er kommen sah, auszuweichen und den Ruf anzunehmen. Wackernagel schreibt: „Ich kann nicht sagen, daß er mich überrascht hat, denn während der ganzen zwei Jahre, die ich nun hier bin, haben mir die Worte im Herzen gelegen, mit welchen der Herzog mich verabschiedete: „Wir sehen uns noch wieder". Nun soll ich erfahren, was dieselben für eine Bedeutung hatten. Schon in den letzten Herbstferien in Wiesbaden ahndete mir die Möglichkeit eines Antrages, wie er jetzt vorliegt." Der Herzog hatte ihn zum Director des neu in Usingen zu errichtenden Lehrerseminars ersehen. Wackernagel hatte die dortigen tief zerrütteten Verhältnisse in allen Beziehungen wohl erkannt, wie entschieden christliches Leben zu den seltenen Erscheinungen gehörte, aber auch, wie sehr dies dem Herzog selbst und denen, auf die er sein Vertrauen setzt, wohl

bekannt war und namentlich im Kirchen- und Schulwesen Vieles geschah, um das Land zu regeneriren. „Wer auf den Wegen wandelt, die uns Gott weist, und auf welchen der Fürst des Landes uns wissen und finden muß, wenn er sein Vertrauen nicht wegwerfen will, der trägt oder bekämpft mit freier Stirn die unedlen Anfechtungen, die freilich von allen Seiten kommen." Ueber den ihm angetragenen Wirkungskreis eines Seminardirectors überhaupt und speciell in Nassau äußert er sich: „Es ist nicht bloß ein sehr wichtiges und einflußreiches, sondern auch sehr schweres Amt, und wer es übernimmt, muß wissen, daß er eine große Verantwortung übernimmt. Ob ich außerdem, daß ich dieses weiß, die anderen Befähigungen zu einem solchen Amte besitze, das kann ich mir selbst nicht leicht sagen; aber 1818 in Breslau war ich selbst ein Jahr lang Seminarist, so weit es ein Student sein kann; später habe ich so manches Seminar kennen gelernt, meine Studien und Erfahrungen, auch meine Neigungen schließen so vieles ein, was diesem Gebiete angehört, daß ich kein Bedenken trage, es anzunehmen."

Wackernagel war, als nach dieser auf die vorläufige Anfrage gegebenen Erklärung der Ruf endlich kam, in großer Verlegenheit; schon als er nach dem Elberfelder Ruf unter günstigen Bedingungen in Wiesbaden gehalten werden sollte, erklärten ihm seine Freunde, er sei verpflichtet, den Ruf nach Preußen anzunehmen, wohin auch von je sein Herz gestanden hatte; „es hieße Gott widerstreben, wenn er nicht käme"; er ging. Jetzt wurden ihm wieder sehr vortheilhafte Anerbietungen gemacht; ja der Herzog erbot sich, da er seine drei Söhne hätte in Pension geben müssen, die Kosten dafür auf sich zu nehmen. Schließlich lehnte Wackernagel aber doch ab, theils aus Pflichtgefühl gegen Preußen, theils weil er das angefangene Werk der Reorganisation der Schule nicht sofort glaubte aufgeben zu dürfen, und in Hoffnung, hier eine Staatsanstellung zu erhalten, um von dem Stadtpatronat loszukommen, das sich für seine Pensionsberechtigung mit Anrechnung seiner früheren Dienstjahre nicht aussprechen wollte.

In dieser Zeit schrieb ein Mitglied der Elberfelder Schulcommission über Wackernagel: „Ich fürchte nun, daß uns bald eine Vacanz wichtigerer Art Sorge machen wird. Wir sind in Gefahr,

Wackernagel zu verlieren. Ich meine, wir dürfen den Mann nicht verlieren. Ohne zu seinen einseitigen Verehrern zu gehören, ohne manche Marotte, manche Tactlosigkeit und eine übergroße Empfindlichkeit zu verkennen, schätze ich den Mann doch außerordentlich hoch. Ich halte nicht allein dafür, daß er Bedeutendes in der Schule wirken werde, sobald er mit voller Kraft und Gesundheit eingreifen kann und manche (collegialische) Hindernisse überwunden sind, sondern bin der Ansicht, daß sein Einfluß vor und nach von großem Segen auf das gesammte Schulwesen unserer Stadt sein wird. Nicht minder bin ich überzeugt, daß die Vielseitigkeit seines Wissens, verbunden mit seiner Persönlichkeit, seine Wirksamkeit in einer höheren Stellung für das Schulwesen des ganzen Landes in einem seltenen Grade verbürgen. — Gewiß würde er seine jetzige Stellung nur höchst ungern verlassen, ehe er Spuren seiner Wirksamkeit, Früchte seiner hiesigen Arbeit hinterließe. — Die Entscheidung unsres Gemeinderathes in der Pensionsfrage des Lehrers N. hat ihn gleich mit großer Sorge für sich selbst erfüllt; auch zweifle ich sehr, daß unser Gemeinderath bei der Finanzlage unserer Stadt die geringste Rücksicht nehmen werde, das einmal aufgestellte Princip zu verlassen. Der „praktische Sinn“ der Väter unserer Stadt, d. h. der gemeine Spießbürgersinn ist nicht selten so nüchtern, so ledern, so verletzend und alle höheren geistigen Interessen vernichtend, daß ich unser Schulwesen dadurch bedroht erachte und unsere beiden Directoren nicht selten schwer darunter seufzen. Daß die Gemeinderäthe unvermeidlich in dieser Richtung fortschreiten, ist in meinen Augen eine Hauptanklage gegen die Gemeinde-Ordnung.“

Männer von solcher Einsicht in die städtischen Verhältnisse und den jeden idealen Geistesflug hemmenden, beschränkten Sinn bei den meisten Stadtbewohnern, von solchem richtigen Blick für großartig angelegte Naturen, die über die kleinlichen Schranken sich hinwegsetzen, nicht um ungesetzlich zu handeln und zu verletzen, sondern um das Beste so bald als möglich herbeizuführen und keine Zeit noch Kraft zu verlieren mit bureaukratischem Schreibwesen — solche sind überhaupt und waren damals in der Bürgerschaft Elberfeld's selten. Nur wenige haben Wackernagel's Bedeutung richtig erkannt und anerkannt. Persönlichkeiten,

wie Wackernagel war, wollen bis zu einem gewissen Grade Platz für ihr Wirken haben, sie müssen aus dem Vollen schöpfen können. Dazu war aber in Elberfeld nicht der Boden.

Das zeigte sich sehr bald von Neuem. Für seinen mineralogischen Unterricht fand er eine Steinsammlung, die ebenso wenig eine solche genannt werden konnte, als die auf den Treppenfluren stehenden Bücher eine „Schülerbibliothek". Das dringendere Bedürfniß schien ihm die Anschaffung der ersteren, da ohne sie kein Unterricht ertheilt werden konnte. Um nun den Fehler gut zu machen, daß er bei der Stadtbehörde nicht um die Geldbewilligung vor der Anschaffung nachgesucht, unterzog er sich der Geldsammlung bei den Vätern der Schüler und brachte sie so allmälig zu Stande. Ebenso schaffte er später eine Schülerbibliothek an, indem er theils antiquarisch, theils durch seine zahlreichen Verbindungen mit Gelehrten und Buchhändlern die Bücher zu ermäßigten Preisen oder gar als Geschenke erwarb; auch hier half ein Collectiren über die Schwierigkeiten, die in der Geldbewilligung seitens der Patronatsbehörde gesetzlich gemacht werden mußten. Aber grade diese selbstgewählten Wege dienten nicht dazu, die Väter der Stadt zu versöhnen. Die sodann zu führenden Verhandlungen mit den Behörden wegen der Gehaltserhöhungen der Lehrer, wobei jene nicht auf seine Vorschläge eingehen wollten; ferner die unzureichenden Bewilligungen für den Ausbau und Anbau der Anstalt, die Langsamkeit, mit der der Bau betrieben wurde, die Knappheit der Mittel für die Sammlungen (z. B. 130 Thaler für das chemische Laboratorium, das physikalische Cabinet, die mineralogische, die zoologische, die mathematische, technische und technologischen Sammlungen, für alle diese — 130 Thaler!) — alles zeigt, theils daß seit Jahren Nichts oder nicht Genügendes für den Bestand der neu errichteten Anstalt geschehen war, noch geschehen sollte, theils daß wie überall ein langsam schleppender Geschäftsgang und die bekannte Säumigkeit bei Unternehmungen der Behörden nicht den Wünschen des rasch beschließenden und handelnden Directors entsprachen, vielmehr ihm Ursache zu vielem Aerger und Mißstimmungen wurden. Wer dergleichen Dinge schon seit Jahren gewohnt ist, oder wer gleichzeitig die Sachen gehen läßt, ohne sich selbst Versäumnissen

schuld geben zu dürfen, der kommt leichter darüber hinweg. Aber Wackernagel war eben anders geartet. Endlich kamen dergleichen Mißhelligkeiten häufig bei der Neuanstellung und Gewinnung von Lehrern vor; wie oft wurden seine Vorschläge bemängelt oder abgewiesen, wie viel Rücksichten werden in vielköpfigen Collegien bei solchen Wahlen angenommen und geltend gemacht, wobei nicht bloß der Geldpunkt ein oft so unberechenbares Gewicht zu haben pflegt.

So lange der lutherische Jaspis an der Spitze der Schulkommission stand, war noch ein gutes Einvernehmen; als man aber nicht ohne Absicht einen reformirten an seine Stelle wählte, weil Wackernagel die Schule zu lutherisch zu machen suche, kamen noch andere Conflicte mit den Behörden wegen der Lehrer, die schließlich — mit Unrecht auf beiden Seiten — den Bruch dadurch herbeiführten, daß Wackernagel sich zu der Erklärung genöthigt und berechtigt glaubte, so lange diese Verhältnisse nicht geändert würden, könne und werde er nicht mehr in der Schulcommission erscheinen. Das war die Höhe des Conflictes. Dazu kamen nun noch die alle jene Mißhelligkeiten und Verstimmungen theils verursachenden, theils erklärenden und schärfenden nervösen Krankheitszufälle, welche — wie wir oben gesagt, ihn wiederholt Monate, ja zuletzt fast ein Jahr lang völlig unfähig gemacht, sein Amt versehen zu können. — Die Lösung wurde durch den Rath des Schulcollegiums wie durch das Entgegenkommen der Stadtbehörde ermöglicht, daß Wackernagel 1860 seinen Abschied einreichte und seine Pensionirung beantragte. Sie wurde ihm nach dem gesetzlichen Maße bewilligt, knapp genug für seine zahlreiche Familie und für seine Kränklichkeit bei zunehmendem Alter und abnehmender Schaffenskraft.

War auch im Allgemeinen Wackernagel's Auftreten gegen die Behörden mißfällig aufgenommen, so hätte man doch auch wieder seine Leistungen zur Hebung der Schule nach den verschiedensten Beziehungen anerkennen sollen. Letzteres war nicht der Fall. Seine hohen Verdienste um die nach allen Seiten tief gesunkene Anstalt wurden eben wegen der Conflicte weniger gewürdigt, als recht war. Die Achtung bei einsichtigeren Eltern verlor er durch die Conflicte nicht, da sie wußten, was die Schüler

an ihm gehabt. Seine Collectengänge durch die Stadt hatten ihn vielen nahe gebracht; die Vorgänge bei den Behörden fanden nicht überall Billigung; seine Reden bei den öffentlichen Prüfungen über das Wesen der Realschulen, für die er mit ganzer Wärme eintrat, deren richtige, prinzipielle Organisation aber noch erst zu erstreben sei, gegenüber dem bisherigen Experimentiren seitens der Städte, mit ihren, in solchen Dingen nicht competenten Behörden, die dergleichen Anstalten begehrten, und gegenüber der schwankenden Haltung der Staatsbehörden; — über den Religionsunterricht auf höheren Schulen, — oder über Göthe's Zueignung, — über die Poesie vom christlichen Standpunkt, — über's vierte Gebot erwarben ihm doch die Sympathie bei allen Verständigen, wenn deren Zahl auch klein war. Dafür könnten wir außer dem oben mitgetheilten Schreiben eines Stadtverordneten bei seiner Berufung nach Nassau noch eine Reihe anderer Aeußerungen anführen. Wir begnügen uns hier nur mit nachfolgender: „Sein Bild, als eines ehrenfesten, kirchlich ernsten Charakters, mit vielseitiger Bildung und unbefangener Frömmigkeit, steht Achtung gebietend vor mir."

Seine nächsten Freunde waren und blieben die lutherischen Geistlichen, wie Jaspis, Sander, Feldner, Kunzemüller, auch später Rink und Lichtenstein; doch auch mit den reformirten verstand er sich wohl, sobald sie seine lutherische Wirksamkeit nicht verdächtigten, wie mit Kraft und Ball; namentlich führten seine Kirchenliederstudien ihn in nahe Beziehungen zu dem wissenschaftlich und musikalisch reich gebildeten Musikalienhändler Dr. Arnold, der die ältesten Volksmelodien erforschend, sich oft auf gleichen Gebieten mit Wackernagel begegnete, und auch die Lauffenberg'schen Lieder harmonisirte. Sonst gehörten zu den befreundeten Familien die des damaligen Landraths v. Diest, dem er, in den mancherlei Krisen, die auch jener dort durchzumachen hatte, treu durchgehalten hat; und so ließen sich noch manche edle Häuser nennen, die ihm wohlwollend und befreundet blieben, die auch durch seine Anregungen immer lebhafter für die Schule sich interessirten und die neue Aula auch geschmackvoll herzustellen, sich gern bereit finden ließen. Sie hatten Verständniß für die ideale wissenschaftliche Richtung, die sich mit dem dort

meist vorherrschenden praktischen Sinne eines Fabrik-, Handels- und Geldbürgerthums nicht vertragen konnte. Es ging da Manchem, wie einem anderen seiner Freunde, der in Bezug auf seine Verschlossenheit oder Zurückhaltung von ihm schreibt:

Recht wie ein Freund im tiefen Grunde
Lang seiner Liebe Kern verschließt,
Und erst in banger Abschiedsstunde
Tröstend sein ganzes Herz ergießt.

Erst beim Scheiden gingen Vielen die Augen darüber auf, wen man ziehen ließ. Ueber sein Verhalten als Director waren die Ansichten sehr verschieden. Während einige ihn zu solcher Stellung um seiner Eigenartigkeiten willen nicht recht befähigt hielten, gradezu als unpraktisch bezeichneten, lautet das competente Urtheil Anderer grade entgegengesetzt. Es ist zuzugeben, daß seine Empfindlichkeit ihn oft fortriß; doch war seine Stellung zu den Behörden auch, wie jeder unparteiische Beurtheiler einräumen muß, und der Zustand der Schule eine überaus schwere und von vornherein ungünstige. Wackernagel konnte nicht warten; er hatte mit solchen Behörden noch nicht verkehrt; ihm fehlte hier die Geduld, sie pflegte ihm hier ebenso wie bei Schülern, die ihm hartnäckig trotzten, zu reißen. Dagegen war ihm, was einen Director zum wirksamen Einfluß zu befähigen vermag, im hohen Grade eigen. Diese Seiten hebt ein competentes Urtheil richtig in folgender Weise hervor, das wir schon hier anführen, da es grade seine Elberfelder Wirksamkeit im Auge hat: „Wenn bei jedem Director sein Einfluß auf die Schüler nicht hauptsächlich in seiner Gelehrsamkeit oder seinem besonderen Talent beruht, sondern in seinem sittlichen Einfluß, in der Totalität seiner Persönlichkeit, so gilt dies für seine mächtige Persönlichkeit ganz besonders. Er brauchte sich nur zu zeigen, um Alle mit Ehrfurcht zu erfüllen. Seine erhabene, fürstliche Gestalt, sein edles Antlitz, aus dem die aufrichtigste, kindlichste Gottesfurcht leuchtete, tiefer Ernst, Festigkeit und Ueberzeugungstreue und zugleich doch auch die herzvollste Milde und Liebe, die ein Vater zu seinen Kindern nur haben kann, konnte und mußte einen tiefen, mächtigen Einfluß auf die Schüler ausüben. Alle sahen in ihm ein geistig und sittlich

überlegenes ideales Wesen, eine rein ethische Natur, an der die Fleischlichkeit keinen Theil hatte, eine fest in sich abgeschlossene Mannesnatur, die an sich keine Schwächen duldet und ebenso auch von den Schülern fordert, alles Gemeine von sich fern zu halten." Und dieser ernste, imponirende Mann, der an die Schüler beinahe spartanische Anforderungen stellte, er war doch auch so mild, so gütig, so freundlich gegen sie, ja er war selbst täglich wieder jung unter ihnen; er war nicht bloß Jüngling unter den Jünglingen, sondern sogar Kind unter den Kindern. Alle Schüler fühlten aber auch, wie gut er es mit ihnen meinte, wie ihm ihr Wohl Leibes und der Seele am Herzen lag. Kurz er war ein gottbegnadeter, ein geborner Director. Gäbe es viele solcher, es würde besser stehen mit unserem deutschen Volke. Ein Hauptverdacht, der gegen Wackernagel einnahm, war, daß er die Schüler lutherisch zu machen suche. In Bezug darauf sagt derselbe Gewährsmann: „Confessionell auf die Schüler einzuwirken, war ihm allerdings nicht möglich, auch gesetzlich nicht gestattet; unsere Schüler gehörten 23 verschiedenen Religionsgemeinschaften an; und doch geschah es indirect durch das, was sein lebendiger lutherischer Glaube aus ihm gemacht." —

An Kampf und Kreuz mancherlei Art, in Amt und Haus zur Selbstläuterung fehlte es nicht. Eine Freundesstimme (Prof. Reber in Basel) spricht deshalb von ihm:

Es kommt der Tag, da seine Schaaren
Der Kreuzesfürst auf Erden zählt,
Es kommt die Stunde der Gefahren,
Da heißt es: Christ, Dein Schwert gestählt!
Du kennst sie wohl der Zeiten Zeichen?
Doch Du stehst nimmer bei den Bleichen.
Dein männlich Antlitz glüht von Muth,
Dein dunkles Auge leuchtet Glut;
Du stehst zuvorderst bei den Treuen.
Ich sah Dich kurz, doch war's genug:
Ich sah in Dir den Christenleuen,
In Dir des Christenadlers Flug.

Seine zähe Widerstandskraft bei festem Gottvertrauen wußte den mancherlei Anfechtungen, seine einfache, durch nichts zu beugende altpreußische ehrenhafte Auffassung wußte den mancherlei Angriffen zu begegnen, wobei er in den ersten siegte und den letzteren unterlag. —

Wie schon erwähnt, es waren nur wenige Kreise, die ihn verstanden; gern zog er sich in solche zurück und schüttete hier sein Herz aus; am liebsten aber weilte er in seinem Hause, und wurde den Kindern der Kinderfreund. Grade diese Kindlichkeit, welche die ungeschminkte Frömmigkeit mit Einfachheit der Sitten und der Bedürfnisse des Lebens und mit fröhlicher Jugendlust zu verbinden wußte, führte ihm nicht bloß viele Freunde in's Haus, sondern erhielt ihm auch das Vertrauen, mit dem man gern Pensionäre in sein Haus gab. Das gab denn mit den eigenen Kindern eine große Kinderschaar und ein gar munteres Leben; es war nicht leicht, sie stets in angemessener Weise zu beschäftigen und ihr berechtigtes Jugendtreiben zu überwachen und zu gestalten. Aber Wackernagel verstand es trefflich, Kindern die Zeit zu vertreiben. Ein sehr origineller Vorschlag von seiner Seite fand lange Zeit den ungetheilten Beifall der betriebsamen Jugend: ein Elberfelder Haus- und Stubenblatt zu schreiben, und behufs weiterer Verbreitung an Freunde und Hausgenossen, zu drucken. Von diesem Stubenblatt, herausgegeben unter thätiger Mitwirkung des Verfassers der Trosteinsamkeit, von Otto, Ernst und Arnold Wackernagel. Elberfeld, Papier, Druck und Verlegenheit von Ph. Wackernagel's Söhnen. 1851. Es erschien jeden Samstag; der verantwortliche Redacteur war zuerst Otto, und bei den nicht geringen „Verlegenheiten" an Stoff, wie Leitartikeln, Erzählungen, Räthseln u. dgl. traten später die beiden Brüder Ernst und Arnold mit in die Verantwortlichkeit. Den auswärtigen Abonnenten (den Eltern und Geschwistern der Pensionäre, wie den Verwandten des Hauses) wurde es monatlich unter Kreuzband geschickt. Allerlei Vorkommnisse im Hause gaben den Stoff: die Beschreibungen der zahlreichen Geburtstagsfeiern bilden stehend wiederkehrende Artikel, sonstige Feste, wie die Feier des 18. October, Mittheilungen aus dem Schulleben, Anekdoten, Scherze, „Charäthsel". — Jede Nummer

hatte einen Sinnspruch, deren Einsendung dem „thätigen Mitarbeiter“ offenkundig verdankt wurde; zuweilen war der Stoff so knapp, daß nur jener und eine Räthselfrage geliefert werden konnte, daher denn öfter die geehrten Mitarbeiter um Beiträge angegangen werden. — So erschien es von 1851 an, und nach zweijähriger Unterbrechung wieder 1855, und liefert einen schönen Einblick in dies häusliche Leben mit seinen Feiern und Festen, seinen Turn- und Landpartien, seinen Besuchen: so ersehen wir daraus Reinthaler's Besuch, der zur Aufführung des von seinem Sohne componirten Oratoriums „Jephtha“ gekommen war; auch die stille herzliche Feier der silbernen Hochzeit, die im engsten Familienkreise, und sogar in Abwesenheit des Vaters gefeiert wurde; das Hausblatt brachte ihm davon Nachricht.

Neben seinen amtlichen Arbeiten blieb ihm wenig Zeit zu literarischen Leistungen; die großen Urlaubszeiten verbrachte er an verschiedenen Orten und benutzte sie, um die Bibliotheken durchzustöbern, und vorbereitende Sammlungen für seine späteren Unternehmungen anzustellen.

Er hatte die Freude, sowohl seine Lesebücher öfter neu auflegen, als auch seine Gedichtauswahl neu herausgeben zu müssen; es erschien 1858 die fünfte Auflage; dreizehn Jahre freilich nach der vierten, theils weil eine zunehmende Concurrenz eingetreten war, theils weil der Gebrauch Lehrer erfordert, welche Kenntnisse besitzen, die sich nicht ohne Weiteres aus dem Buche ergeben, und welche die Schüler nicht in discursiven Belehrungen unterhalten, sondern sie mit dem gebotenen Material zu beschäftigen verstehen.

Neu war dagegen eine zwiefache Fortsetzung seines größeren Sprachwerkes; wir rechnen hierher zuerst die, grade in die Zeit der Uebersiedelung nach Elberfeld fallende Vollendung seines — mittelhochdeutschen Lesebuches, das unter dem Titel: „Edelsteine deutscher Dichtung und Weisheit im XIV. Jahrhundert“ erschien. Er widmete es seinen Söhnen Otto und Ernst; „da ich die Herausgabe unternahm, fuhret Ihr als junge Knaben mit Euern Eltern von Wiesbaden den schönen Rhein hinab, nach

Elberfeld", und „als die zweite Auflage erschien, waret Ihr schon erwachsene Söhne des dortigen Gymnasiums". Die erste erschien 1850, die zweite 1857. Während diese Fortsetzung seines Sprachwerkes gewissermaßen den höheren Abschluß der ganzen Reihe bildete, so bot die andere Fortsetzung das erste Glied dieser Kette, für den allerersten Anfang des Unterrichts in der deutschen Muttersprache. Es war die 1856 erschienene und „den Müttern und Kindern christlicher Häuser in deutschen Landen zugeeignete und empfohlene" goldene Fibel. Ein kleines Prachtwerk nach Inhalt und Ausstattung. Fibel nannte er dies Büchlein, um auf seine nächste Bestimmung hinzuweisen; freilich war sie in der Ausführung nach allen Seiten verschieden von denjenigen Büchern, die sonst nach altem Geschmack diesen Namen führen. „Da treten uns auf den ersten Seiten die in Reihe und Glied aufgestellten Buchstaben entgegen —, das Kind soll aus dem Buche lesen lernen. Heißt es darum Fibel? eine Fibula (Spange), die das Kind mit der neuen Welt des gedruckten Wortes, in die es eingeführt werden soll, verknüpft? Wir wissen es nicht. Der Name ist aber herkömmlich und schickt sich nicht nur eben so gut, sondern noch besser für mein Büchlein, denn wenn derselbe die Gebete, Sprüche und Lieder, die das Kind lernt, alle die ernsten und frohen Worte und Weisen, an die sein Ohr sich gewöhnt, jetzt seinem Auge vorführt, damit dies sie wiederfinde und sie lesen lerne, so ist es eine Fibel im höheren Sinn, auch nicht mit dem Nebenbegriff von Zwang und Plage, sondern eine goldene Spange, welche zugleich schmückt und fesselt, und uns zu dem Wunsche bewegt, daß die weitere Literatur, an welche sie das Kind bindet, ihm nicht zum Verderben gereiche. Fibel reimt sich auf Bibel und Gibel, sonst auf nichts." Bedeutsam für des Verfassers Grundrichtung — die Kindlichkeit seines Gemüthes — ist die Entstehung dieses Buches. Er hat es in der großen Reihe seiner Sprachwerke zuletzt geschrieben oder gearbeitet, weil die anderen in gewisser Beziehung leichter zu arbeiten waren. Es sollte ihm — wie die meisten dieser seiner Werke — aus der Erfahrung des Lebens erwachsen. „Bei der Aufsammlung dessen, was den Inhalt bilden sollte, hatte ich nur nöthig, mich zu erinnern, was ich in guten Haushaltungen in lebendiger Uebung

und Wirksamkeit gefunden. Die meisten der von uns aufgenommenen Stücke sind solche, die ich, wären sie mir nicht bekannt gewesen, aus dem Munde von Kindern hätte aufzeichnen können, oder von denen ich durch die Eltern erfahren, daß sie in ihren Häusern in Uebung seien." Also was er den Kindern und Kinderstuben, was er frommen Müttern abgelauscht — was er selbst auch im eigenen Hause seinen Kindern gegeben, das bringt er. „Auf jedem Stücke, so ist es mir erschienen, ruht eine Fülle alten Segens und alter Freude: es ist Gottes Wille, daß wir beide vererben, und daß unseren Kindern zu gute komme, was je Kinder gesegnet und erfreut." Den Kindern das Beste, und zwar in schönster Form, um auch die Bildung des Geschmacks für das Schöne schon von früh an zu treiben, war sein Grundsatz. Daher auf prächtigem Papier mit dem saubersten Druck und lieblichen Bildern; Geistliches und Weltliches, Gebete mit den Worten der Bibel und Geschichten wechseln mit Sprüchen und Liedern, diese aus Gottes Garten und von den Wiesen der Welt, mit und ohne Singweisen; mit dem Vaterunser beginnt es — mit sieben Mährchen schließt es.

Dazwischen fällt die Umarbeitung seines Werkes: „Das deutsche Kirchenlied". Anfänglich beabsichtigte er nur eine Fortsetzung, die zunächst das XVI. Jahrhundert umfassen sollte; aber bei den Vorstudien fand er eine so große Fülle neuen Materials, daß er von der Unzulänglichkeit des ersten Werkes sehr bald überzeugt war. Die günstige Aufnahme war ihm ein Sporn gewesen, mit um so größerem Fleiß die neue Arbeit zu betreiben. Seinem großen Plane gemäß folgte zunächst der grundlegende und vorbereitende Theil: „Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes im XVI. Jahrhundert", wozu er schon in seinem ersten bahnbrechenden Werk einen Anfang gemacht hatte. Es erschien 1855, seinen alten Freunden Sam. Gottl. Liesching in Stuttgart, Karl v. Raumer in Erlangen, und Superintendent Sander in Wittenberg (bis dahin Pastor in Elberfeld) gewidmet. Drittehalb Jahre wurde daran gedruckt — wie mühsam war die Arbeit selbst und noch wie viel mühsamer die Correctur des diplomatisch genauen Druckes mit allen seinen ursprünglichen Eigenthümlichkeiten. — Nebenher gingen neue Ausgaben von Paulus Gerhardt's geistlichen Liedern, die dritte und vierte war bei den

vielfachen Bearbeitungen Anderer auch wissenschaftlich verbessert (1855 und 1860); endlich die neue Bearbeitung von „Joh. Heermann's geistliche Lieder" (Stuttgart 1856).

Neben diesen hymnologisch-kritischen Arbeiten gingen seine hymnologisch-praktischen. In Elberfeld war die Herstellung eines neuen Gesangbuches dringendes Bedürfniß. Die dazu gewählte Commission zog ihn, den gründlichsten Kenner des Kirchenliedes, sofort hinzu; ein Mitglied der Commission „rühmt seine lebendige Mitarbeit; die Gediegenheit des Buches ist größtentheils seinem Einflusse zu verdanken".

Wie für diesen ihm zunächstliegenden Kreis seine Mitarbeit erbeten wurde, so auch für einen viel weiteren. Die Gesangbuchsnoth der deutschen Kirche war längst gefühlt; vereinzelte Stimmen hatten immer wieder darauf hingewiesen; und das seit den Freiheitskriegen neu erwachte christliche Leben hatte sich überall an dem alten Liederschatz erquickt und gehoben. Dazu waren die streng hymnologischen Arbeiten, außer von Wackernagel auch von v. Tucher u. A. getreten; ebenso Sammlungen aller Art zum kirchlichen und Privatgebrauch, z. B. die von Bunsen (Hamburg 1846), vom evangelischen Bücherverein in seinem „unverfälschten Liedersegen", Wiener, geistliches Gesangbuch (Nürnberg 1851); auch die kirchlichen Behörden hatten vereinzelt zur Besserung beigetragen. Doch ein Schade, der durch die Neuerungssucht des vorigen Jahrhunderts entstanden, war noch nicht gehoben: die Einheit der evangelischen Kirche deutscher Zunge hatte gelitten; von Baiern aus war daher an den Elberfelder Kirchentag (September 1851), an dessen Theilnahme Wackernagel durch Krankheit verhindert war, die Frage gerichtet, „ob nicht durch seine Vermittlung ein gemeinsames deutsches evangelisches Gesangbuch zu Stande gebracht werden könne". Der Kirchentag hatte die Bedeutsamkeit dieser Angelegenheit erkannt, und theils Beschlüsse für den nächsten vorzubereiten, theils den Kirchenregimentern diese Sache zur Berücksichtigung zu empfehlen beschlossen. In Folge eines vom engeren Ausschuß des Kirchentages unter dem 7. Dec. 1851 gemachten Vorschlages, „eine Gesangbuch-Commission" durch die evangelischen Kirchenregimente aller deutschen Staaten, die daran Theil nehmen wollen, mit Hinzuziehung von anerkannten

Hymnologen des geistlichen und Laienstandes zur Bearbeitung eines „Kernes des deutschen Kirchengesanges“ hatte die Eisenacher Kirchenconferenz eine solche erwählt und auch Wackernagel als hervorragendsten Hymnologen hinzugezogen; ebenso bat der für 1852 nach Bremen ausgeschriebene Kirchentag um ein Referat über den Vorschlag wegen Abfassung eines allgemeinen deutschen Gesangbuches, und auf die an ihn gerichtete Bitte des Präsidenten v. Bethmann-Hollweg übernahm er dasselbe, um zu „dem Volk der Kirche, zur Gemeinde“ über diese wichtige Sache zu sprechen und ihr Interesse dafür zu wecken.

Dies Referat Wackernagel's auf dem Kirchentage, mit seiner reichen Fülle von gelehrten wie praktischen Bemerkungen, fand solchen Beifall, daß es auf einstimmigen Beschluß vollständig gedruckt wurde.

Gleich nach dem Kirchentage fanden die Berathungen der von der Eisenacher Kirchenconferenz bestimmten Gesangbuchscommission statt; ihr gehörten außer Wackernagel noch an: Kirchenrath Bär aus Karlsruhe, Prof. Daniel aus Halle, Pastor Dr. Geffken aus Hamburg, Vilmar aus Kassel und wegen der Melodien v. Tucher und Dr. Faißt (später für ersteren Seminarinspector Zahn). Auf der ersten in Kassel gehaltenen konnte aber nur Wackernagel erscheinen, er einigte sich trefflich und bald mit Vilmar über die aufzunehmenden Lieder; ihre Vorschläge gingen an die übrigen Mitglieder, und kamen dann mit deren Gutachten zurück. Im Januar war eine abermalige Conferenz, auf der alle, außer Tucher und Faißt, erschienen waren. Man einigte sich über 151 Lieder, von denen nur sechs — sage 6 Lieder, nämlich: Allein Gott in der Höh — Befiehl Du Deine Wege — Eine feste Burg — Jesus meine Zuversicht — O Gott Du frommer Gott — Wer nur den lieben Gott läßt walten, in allen von neun Kirchenregimentern eingereichten Verzeichnissen der gewünschten Lieder sich befanden; ein Beweis, wie dringend eine Einheit durch Darbietung eines Gesangbuchkerns noth war. Man einigte sich ferner über die Reihenfolge, den Druck mit Noten und in abgesetzten Verszeilen, und vertheilte die Redaction unter die fünf Mitglieder, welche nach den Eisenacher Grundsätzen erfolgen sollte; in der Jubilate-Woche

sollte über dieselbe eine gemeinsame Berathung stattfinden. Man kam in Frankfurt a. M. zusammen, allein hier traten nun die Schwierigkeiten der Sache erst vollends an den Tag. Die Redaction war von keinem nach jenen Grundsätzen gemacht worden, außer von Wackernagel, daher denn auch überall Widerspruch erfolgte; die Arbeit der Revision ging daher nur sehr langsam, ja bei den fehlenden Hülfsmitteln konnte sie auch gar nicht fertig gestellt werden, am wenigsten in der jedem einzelnen Mitgliede nur vergönnten Zeit von wenigen Tagen. Die Folge war, daß Wackernagel zuletzt nicht mehr den Sitzungen beiwohnte, um nicht durch sein alleiniges Festhalten der aufgestellten Grundsätze das Arbeiten der Uebrigen zu hindern. Er zeigte dies dem Vorsitzenden der Eisenacher Conferenz, Oberhofprediger Grüneisen an, und bat um Vorlage seines Entschlusses bei der Eisenacher Conferenz. Eine weitere Folge war, daß Wackernagel ebenso wie Dr. Geffken, der in wesentlichen Punkten von der Commission mit seinen Grundsätzen differirte, es schon 1853 gethan hatte, ein Gesangbuch nach seinen Grundsätzen veröffentlichte. Bei den großen Schwierigkeiten in der Durchführung seiner Grundsätze wurde es erst 1860 fertig.

Neben diesen sprachwissenschaftlichen und hymnologischen Arbeiten hatte er aber schließlich seine Jugendliebe, die Mineralogie, speziell die Krystallographie nicht vergessen. Nach fast zwanzigjähriger Pause bot er aus seinem ehemaligen, jetzt durch die Bedürfnisse der Schule veranlaßten und für sie berechneten naturwissenschaftlichen Studien einige höchst interessante und bedeutsame Früchte, in den von ihm geschriebenen Abhandlungen zu den Schulnachrichten seiner Anstalt von den Jahren 1851, 52, 54 und 56; sie betreffen theils und zumeist krystallographische, theils mineralogische, theils geometrische Fragen — Abhandlungen, deren Geschick er vorhersagte, daß sie bald nach ihrem Erscheinen dem leidigen Schicksal unterworfen sein würden, nicht beachtet oder bald vergessen zu werden. Hoffentlich tragen diese und die späteren Zeilen dazu bei, sie in das Gedächtniß, wenigstens der competenten Beurtheiler, zurückzurufen, da sie bleibende Beachtung verdienen.

Rechnen wir zu diesen weitverzweigten literarischen Arbeiten seine sonstigen amtlichen und außeramtlichen hinzu, so kann es nicht auffällig erscheinen, daß seine Gesundheit schwer litt, und selbst nach den Ausspannungen durch längeren Urlaub, der nach seinem ganzen zum rastlosen Schaffen bestimmten Wesen auch kein dolce far niente war, immer wieder das alte Nerven- und Kopfleiden hervorbrach. Kaum vom letzten langen Urlaub heimgekehrt, trug er sich mit der Verwirklichung seines großen Planes, zu dessen Ausführung ihm nach Niederlegung seines Amtes noch ein fünfzehnjähriges Schaffen vergönnt war.

Zehntes Capitel.

Dresden.

Arbeitsvolle Ruhezeit.

Sechszig Jahre alt, rüstigen Körpers, aber doch mit gebrochener Gesundheit, und schweren Herzens gab er den anvertrauten Schlüssel zur Anstalt und Allem was sie barg ab, nachdem er sich Tags zuvor von der Schule verabschiedet hatte, ohne sie einem Nachfolger übergeben zu können, — und es galt von Neuem seines Bruders Spruch:

> So nimm denn von der Wand herab
> Auf's neu den alten Wanderstab.

Ja es paßten diese Verse jetzt noch mehr. Bei der Schnelligkeit, mit der sein Ausscheiden vor sich ging, galt es auch schnell einen Entschluß fassen, wohin er, da ihm jetzt die ganze Welt offen stand, seinen Weg zu richten habe. Die Entscheidung für Dresden gab theils die Lage mitten in Deutschland und in so schöner Umgebung, die zu den ihm so nothwendigen Fußwanderungen einzuladen im Stande war; theils das gesunde Klima,

da er sich an das Elberfelder gar nicht hatte gewöhnen können, endlich das Vorhandensein einer großen Bibliothek, wie die nahen Schätze größerer Bibliotheken, in Leipzig, Halle, Wernigerode, Berlin. Mit sechs unversorgten Kindern, von denen zwei die Universität, einer das Gymnasium besuchte, zog er im Herbst dort ein.

Sein Lebensziel, dem er jetzt alle seine Kräfte ohne äußere Hinderung, soviel es seine Gesundheit irgend gestattete, widmen konnte, war die neue Ausgabe des deutschen evangelischen Kirchenliedes. Wie zuvor schon erwähnt, hatte er die erste handliche Ausgabe neu zu bearbeiten beschlossen, dergestalt, daß das ganze Werk in drei Abtheilungen zerfallen sollte. Die erste sollte die Quellennachweisung oder die Bibliographie, die zweite die Lieder selbst, die dritte Abtheilung die Geschichte des Kirchenliedes im Laufe der Entwickelung enthalten.

Die erste Abtheilung, die Bibliographie, war noch in Elberfeld erschienen, und fand bei Kennern und Forschern auf diesem Gebiet die allseitigste Anerkennung wegen des Umfanges der Quellenforschung wie wegen der sorgfältigen Genauigkeit. Aber es ging seinem Buche, wie er 1863 klagte, es wurde mehr gerühmt als gekauft. Nach zehn Jahren war die Verlagshandlung noch nicht in der Lage, ihre Hand zum Druck der folgenden Abtheilung zu bieten. Vergebens bemühte er sich sechs Jahre lang, einen Weg irgend einer Art zur Herausgabe möglich zu machen. Ein Exemplar hatte er an den König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., zugleich mit der Bitte gesandt, die Fortsetzung, die Herausgabe des eigentlichen Hauptwerkes, unterstützen zu wollen. Gleichzeitig wandte er sich durch den Oberpräsidenten der Rheinprovinz v. Kleist-Retzow, an den Minister der geistlichen Angelegenheiten. Die huldreiche Gewährung des Königs ging dahin, daß an Wackernagel als Unterstützung 1200 Thaler und für jeden Theil 400 Thaler zur Abnahme einer entsprechenden Anzahl von Exemplaren gewährt wurde. Damit war einige Hoffnung gegeben, falls sich ein Verleger fände. Allein vergeblich. Da entschloß er sich auf den Rath wohlwollender Freunde, den Weg der Subscription einzuschlagen. Die Teubner'sche Verlagshandlung in Leipzig,

welche jederzeit großartige wissenschaftliche Unternehmungen in uneigennützigster Weise zu fördern sich als Ehre angerechnet, wollte den Verlag übernehmen, wenn eine bestimmte Zahl von Subscribenten sich gefunden. Eine Anzahl seiner Freunde wie andere hochgeschätzte Männer der deutschen Kirche und der germanischen Wissenschaften vereinigten sich zu einem Aufruf. Er hatte an sie geschrieben, ihnen seinen Plan dargelegt und um ihre Unterstützung der Sache durch ihren Namen behufs eines Aufrufes wie auch sonst in ihren Kreisen gebeten.

So schwer es ihm gewesen, diesen Weg einzuschlagen, so ermuthigend und erfreuend mußten ihm die Zuschriften jener für ihn Zeugniß ablegenden Männer sein. Ihre Briefe, wie hernach ihr Aufruf waren ein Ehrenkranz, eine öffentliche Anerkennung, die ihm gerade damals nach seinem schweren Scheiden aus dem Amte besonders wohlthuend sein mußte. Manche sehr ehrenwerthe Männer hatten Gründe, ihren Namen gar nicht herzugeben, versprachen aber jede mögliche Förderung; andere gaben Rathschläge und Wünsche kund, so Dorner, er möge auch das Kirchenlied außerhalb Deutschlands in's Auge fassen; sein Schwager Harleß rieth, für die Sache die Eisenacher Kirchenconferenz zu gewinnen. Vater und Bruder Raumer gehen mit practischem Rath ihm an die Hand — „es muß zu Stande kommen", wenn sich das evangelische Deutschland nicht mit Schande bedecken soll; die Frage kann nur sein: wie man es mit der meisten Aussicht auf Erfolg angreift?" Von ihnen rührte zuerst der Gedanke einer allgemeinen öffentlichen Subscription her. Die meisten Glieder der Eisenacher Conferenz, Grüneisen, Kliefoth, Bähr, Liebner, Ohl, gaben bereitwilligst ihre Namen her, andere mit dem Wunsche, daß er bessere Namen finden möchte; — „ich muß Scham empfinden, daß ich einen Meister empfehlen soll", schreibt Pastor Petri in Hannover; „was ich Großes und Kleines kann und nütze, ist mir eine Bürgschaft für das Werdende." „Keiner kann leisten, was Sie", sagt Kahnis. „Nachdem ich schon so viel von Ihnen empfangen habe, will ich mich doch schon im Voraus auf die Früchte Ihrer mühevollen Forschungen freuen", bekennt Gen.-Sup. Hoffmann in Berlin; mehrfach kehrt der Gedanke wieder: „ich ärgere mich über alle Protestanten, die

Geld haben und doch nichts für ein so wichtiges Werk thun"; „laß nur den Muth nicht sinken", mahnt Raumer und ähnlich Vilmar: „es wäre eine Sache für unsere protestantischen Fürsten, der katholischen Kirche eine That gegenüberzustellen, anstatt Polizeimaßregeln!" Sein Mitarbeiter Dr. Geffken schreibt: „nachdem Schweiß und Mühe eines halben Lebens hergegeben, ist nun noch so viel Mühe, daß die Welt es nehme". Alle bedecken ihre Zuschriften mit den besten Segenswünschen im Namen des HErrn, zu dessen Ehre es unternommen.

So stehen denn Theologen und Kirchenmänner aller evangelischen Bekenntnisse und Richtungen zusammen. Außer den Genannten noch: Ebrard in Speier, Stockmayer in Basel, Huschke in Breslau, Sander in Wittenberg; die Hymnologen Daniel in Halle und Mützell in Berlin, Krafft in Elberfeld und Bonn; von Mühler, Hengstenberg, Büchsel, Nitzsch in Berlin; Sartorius in Königsberg; Ullmann in Karlsruhe, Jaspis in Stettin, v. Hofmann in Erlangen, Feldner in Elberfeld, Löhe in Neudettelsau, Niemann in Hannover, Langbein in Dresden, Senior Lindenberg in Lübeck.

Aber auch die deutschen Germanisten fehlen nicht. Jakob Grimm schreibt zugleich im Namen des Bruders: „es kann dabei kein Bedenken walten, wenn Sie es für nützlich halten, unsere Namen unter die Aufforderung zu setzen; ich wünsche nur, daß Sie Ihre Absicht erreichen und Ihre lange mühsame Arbeit vollkommen gesichert sehen; vielleicht hätten andere dazwischen getretene Sammlungen unterbleiben können; Ihre gelehrten, fleißigen Forschungen schätze ich sehr hoch." Ebenso erfreut spricht sich Uhland aus. Der bekannte Literarhistoriker Gödeke in Celle schreibt: „Die Nachricht, daß Sie der Bibliographie des Kirchenliedes nunmehr das Liederbuch selbst folgen lassen wollen, hat mich in gedrückter Zeit getroffen und wahrhaft erfrischt. Erst mit dem Erscheinen Ihres Werkes wird in der hymnologischen Literatur fester Boden gewonnen und das Kirchenlied der Gegenwart die reinen Quellen wieder nützen, die durch die zahllosen hymnologischen Dilettantenarbeiten mehr getrübt und verschlammt als lauter und klar geworden sind. Was ich Ihren Studien und deren mir zugänglich gewordenen Resultaten verdanke, kann ich

mir selbst nicht mehr im Einzelnen ausrechnen, aber wenn in meinen Arbeiten hin und wieder etwas Gutes ist, so haben Sie fast ohne Einschränkung darauf eingewirkt. Ich lernte von Ihnen, daß der feste, auf ein festes Ziel gerichtete Wille und treuer Fleiß das unmöglich Erscheinende möglich werden lasse, und daß die liebevolle Versenkung in das Einzelne und Kleine erst den weiten Blick über das Ganze möglich, weil hell mache."

Endlich auch außerhalb Deutschlands fanden sich Zeugen, wie Prof. Caspari in Christiania; ebenso will Rudelbach in Kopenhagen gern, wenn auch nur als Colporteur, hülfreiche Hand bieten.

Diese Männer erließen nun einen Aufruf zur Subscription, in der sie mit Bezug auf das epochemachende Werk: „Das deutsche Kirchenlied von Luther bis A. Blaurer" vom Jahre 1841, nun auf die neue Auflage, die als eine ganz neue Bearbeitung anzusehen sei, hinweisen. Seitdem habe sich Wackernagel mit unausgesetztem Fleiße unter Darbringung bedeutender Zeit- und Geldopfer der Vervollständigung und Vollendung des Werkes, welches eine Ehrenaufgabe seines Lebens geworden sei, gewidmet, und er sei jetzt nach den mühevollsten Vorarbeiten und nach Durchforschung der hier in Betracht kommenden Bibliotheken, welche die fast gänzlich unbekannt gewordenen Drucke enthalten, im Stande, der evangelischen Kirche Deutschlands eine urkundliche Zusammenstellung ihres Liederschatzes aus dem Jahrhundert der Reformation in nie dargebotener Vollständigkeit zu geben. Zugleich weist der Aufruf mit Recht darauf hin, daß es nicht bloß ein Werk für die deutsche evangelische Kirche sei, sondern daß auch für die Wissenschaft der deutschen Literaturgeschichte und Sprachforschung ein wesentlicher Dienst geleistet werde. „Für die Kirche ist das Werk nicht bloß ein unentbehrliches Hülfsmittel zur wissenschaftlichen Begründung der Hymnologie, sondern vornämlich wichtig und unentbehrlich zur Herstellung ihrer Gesangbücher: wenn nicht abermals Unwissenschaftlichkeit und Unkirchlichkeit im Bunde den evangelischen Kirchengesang verderben solle, so müsse sein Werk die ausschließliche Grundlage jedes derartigen Unternehmens sein. Aber ebenso auch unentbehrlich für den Literaturhistoriker, zumal hinsichtlich der Geschichte der deutschen

Lyrik; für den Sprachforscher, der die Sprachgesetze und Wortbildungen wie den Sprachschatz zu erforschen hat; für die Geschichtsforscher der Reformationszeit." —

Neu ermuthigt ging Wackernagel an sein Werk, für das so hervorragende Männer eingetreten waren. Doppelt fühlte er sich verpflichtet, um diesen Bürgschaften Ehre zu machen, mit der ihm möglichen und schon bewiesenen Sorgfalt zu arbeiten. Hatte er bisher nur seine knappe Zeit, die ihm von seinem Amte gegönnt war, verwenden können, jetzt setzte er sein Leben an die Sache. In ununterbrochener Folge, selbst nicht durch seine anhaltenden, öfteren Krankheitszufälle gehindert, brachte er eine Lieferung nach der anderen, einen Band nach dem anderen zur Druckerei, die unausgesetzt für dieses Werk die bestimmten Arbeiter zu stellen sich verpflichtet hatte. Erholungen gönnte er sich nur, sofern sie ihm Anlaß wurden, neues Material zu sammeln; so besuchte er die meisten größeren Staats-, Stadt- und Kirchen-Bibliotheken Deutschlands — von Wien bis Straßburg, im Haag; der Schweiz; ja nach Dänemark und Schweden projectirte er eine Reise; von allen Seiten ließ er sich Handschriften und älteste Drucke kommen, und wo sie zu erlangen nicht möglich, ließ er sich die Mühe nicht verdrießen, selbst an Ort und Stelle zu arbeiten, auf andere verließ er sich höchst selten; er wollte und mußte selbst geforscht haben. Bis an seinen Lebensabend hat er daran gearbeitet, noch auf dem Sterbebett; und der HErr gab ihm die Gnade, es vollenden zu dürfen. Es liegt in fünf großen und starken Bänden vor uns, in der sauberen Ausstattung, wie nicht nur Wackernagel, sondern auch die Verlagshandlung solche Werke auszustatten pflegt; sie erschienen in Zwischenräumen von je drei Jahren, ziemlich regelmäßig: 1864, 1867, 1870, 1874, 1877.

Was in der Evangelischen Kirchenzeitung im Allgemeinen geurtheilt worden, möge hier schon eine Stelle finden: „Der Verfasser hat ein Werk dargeboten, das nicht allein, weil es einzig in seiner Art ist, sondern vornämlich, weil es so ist, wie es ist, über alles Lob erhaben ist. Es ist ein Werk, wie es eben nur deutscher Fleiß schaffen kann, indem zugleich die Liebe zu seiner Kirche und zu seinem Heilande, dem er dienen will, alle Schwierig-

keiten und Verdrießlichkeiten überwinden, alle Opfer an Zeit und Geld und Gut, an Lebenskraft gering ansehen läßt. Von dem Fleiß zeugt das Werk auf jeder Seite; von dem Geiste, in dem es unternommen und durchgeführt, die Vorreden zu den ersten vier Bänden (dem fünften konnte er keine mehr zufügen); von der Mühe und den Opfern die einzelnen Andeutungen in den Vorreden, die aber nur der recht verstehen und würdigen kann, der sich selbst in ähnlichen Arbeiten versucht hat und zu ähnlichen Zwecken so riesenhafte Vorarbeiten überwinden mußte."[46] Wie hierbei zu verfahren sei, und was von ihm hierin geschehen ist, das zeigt — zum Vorbilde für ähnliche Studien — er selbst in einer eingehenden Darstellung über die Aufgaben der Bibliographie, in der Vorrede zum ersten Bande, S. XI. Der jetzt vorliegende Abdruck eines Liedes, und es sind deren 6783 — mit allen seinen Varianten und den alten, sorgfältig verzeichneten und verglichenen Quellen täuscht über die Zeit und Mühe, welche dasselbe bei seiner Bearbeitung gemacht hat. „An Geld habe ich keinen Gewinn. Erst möchte ich die Kosten, welche mir meine Reisen, der Aufenthalt an so vielen Orten, die Abschriften und Correspondenzen gemacht haben, gedeckt sehen."

Ueber die Bedeutung des Werkes für die Hymnologie werden wir hernach im Zusammenhange mit seinen übrigen hymnologischen Arbeiten zu handeln haben. Hier betonen wir nur noch ein Mal die Wichtigkeit, die es für die deutsche Literatur hat, sofern es auf dem Gebiete der Poesie, der geistlichen insbesondere, Quellen eröffnet und Stoff an's Licht bringt, der vielleicht weniger nach seinem poetischen und kirchlichen Werthe, aber doch von Seiten der Culturgeschichte von großem Interesse ist; daß es für den Sprachforscher eine Fundgrube sei, haben die Gebrüder Grimm deutlich bezeugt, um so mehr muß es auffallen, daß die Fortsetzer des von den Gebrüdern Grimm begonnenen deutschen Wörterbuches dieses Werk nicht so berücksichtigen, wie es nöthig wäre; es sind sowohl die Lieder, welche vielfach zum ersten Male aus Handschriften dargeboten sind, ja welche wie die aus den Straßburger Schätzen vor dem Brande und dem dabei verschuldeten Verlust so vieler Handschriften gerettet und hier einzig erhalten sind, als auch die von gebildeten und gelehrten Verfassern herrühren-

den Vorreden zu den Gesangbüchern, welche für Bedeutung und Form der Wörter von hervorragendem Werthe berücksichtigt zu werden verdienen.

Neben der erfolgreichen Einwirkung theils auf die verschiedenen Wissenschaften, theils besonders auf die seitdem erfolgten Bearbeitungen deutscher Gesangbücher, sollte es dem unermüdlichen Arbeiter auch nicht an denjenigen Früchten seines Fleißes fehlen, welche zur Bestätigung und Fortsetzung seiner Mühen ihm erfreulich und ermuthigend sein mußten: die öffentliche Anerkennung seiner Verdienste.

Schon in Elberfeld war ihm durch die Vermittlung des Oberpräsidenten von Kleist-Retzow, der, weil selbst mit seinem Glauben in der Kirche lebend, seine Verdienste grade auf diesem Gebiete zu erkennen fähig war, von seinem Könige der rothe Adlerorden zu Theil geworden. Mehr noch aber als diese hohe Auszeichnung galt ihm das persönliche Wohlgefallen des Königs an seiner Arbeit und die stets wiederkehrende Bereitwilligkeit desselben, mit der er die Förderung des Unternehmens unterstützte. Wackernagel spricht öffentlich in bewegtesten Worten diesen freudigen Dank aus, wenn er nach dem Heimgange des Königs 1863 in der Vorrede schreibt[17]: „Ich gedenke in tiefer Rührung des edelsten der Fürsten, die je in Deutschland geherrscht, des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, den Gott, zu dessen Zeugnissen er sich bekannte, von größeren Leiden hinweggenommen hat. In dem Anschauen seines Wollens und Waltens hat sich der historische Geist des Volks politisch gestaltet und jene Partei in's Leben gerufen, welche zum Heile für ganz Deutschland mehr und mehr erstarkt und bald auch die unlauteren Elemente erkennen und ausstoßen wird. Er wandte dieser meiner Arbeit sein königliches Wohlwollen zu; sie würde ohne seine Unterstützung nicht zur Reife gediehen sein: ein Geringes unter dem Vielen, das er gethan, für mich ein Großes, wofür der Dank nicht ersterben wird."

Zu dieser hohen Auszeichnung königlicher Huld kam dann aber noch die höchste Auszeichnung, welche die Kirche für Leistungen auf dem Gebiete ihrer Wissenschaft zu ertheilen pflegt, und die sie ihm wegen seiner Verdienste um sie und ihre Wissenschaft, und nicht bloß auf dem eng begrenzten Gebiete der Hymnologie, durch ihre Vertreter dargebracht hat. Die evangelische theologische Facultät zu Breslau ertheilte ihm am Tage der Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Universität nach ihrer preußischen Reorganisation die theologische Doctorwürde am 3. August 1861, Ehren halber, also noch vor dem Erscheinen des ersten Bandes — für seine früheren Verdienste. Das ihm dargebrachte Diplom unter dem Rectorat des Professor Braniß vom theologischen Decan, Consistorialrath Professor D. Gaupp ehrt ihn damit wegen seines ausgezeichneten Fleißes, mit dem er sich durch Sammlung, Bearbeitung und Beschreibung der deutschen evangelischen Kirchenlieder rühmlich verdient gemacht habe. Wackernagel spricht seine sichtliche Freude über dieses Ehrengeschenk in den ernsten Dankesworten aus, mit denen er der Facultät den zweiten Band widmet. Was in jener Ernennung neben der verdienten Ehrenbezeugung zum Ausdruck gekommen ist, das deutet Wackernagel treffend dahin, daß er jetzt ausdrücklich dem Dienst der Kirche verpflichtet sei: „Denn nun ist mir befohlen, zu thun, was ich anders wohl als mir anheimgestellt erachten dürfte, befohlen das Werk, an das ich die Hand gelegt, und was ich sonst der Kirche darbieten kann, mit Fleiß zu treiben." Daß es grade Breslau war, freute ihn deshalb, weil er hier zuerst den Kirchengesang in v. Winterfeld's Hause singen und so in seiner ganzen Herrlichkeit schätzen und würdigen gelernt hat. So wurde Wackernagel, dem bei seiner Lehrerprüfung gesagt war, daß er nur in den unteren Klassen Religionsunterricht ertheilen könne, weil er keine theologischen Studien gemacht, Doctor der Theologie —, und so wurde er zwar nicht Professor der Mineralogie, wozu man ihn früher ersehen, aber Doctor der Theologie.

Eine andere Anerkennung wurde ihm von Seiten der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz zu Theil, die ihn in ihrer 135. Hauptversammlung zu ihrem

Ehrenmitgliede am 5. Mai 1870 ernannte, und ihm diese Ernennung durch ihren Präsidenten von Seydewitz aussprach.

Auch über die Grenzen Deutschlands, ja Europas wurde sein Verdienst um die deutsche Kirche erkannt und anerkannt. Im Namen der „Allgemeinen Versammlung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Nordamerika, des General Council“, gab der Vorsitzende mittelst Schreibens unter dem 29. Juli 1874 von Philadelphia den Gefühlen des Dankes und der Freude Ausdruck, womit er durch seine großartigen und verdienstvollen Arbeiten auf dem Gebiet der Hymnologie sie erfüllt habe. Das Council hatte für die deutschen lutherischen Gemeinden, welche im General-Council vertreten sind, von New-York bis Jowa, von Canada bis Texas, ein neues Gesangbuch zu arbeiten eine Commission berufen; „wir fanden in nichts solche Freude und Befriedigung, als wenn wir auf einem Boden uns bewegten, der von Ihrer kundigen und sicheren Hand gelichtet, bearbeitet war, und wir haben dabei reichliche Gelegenheit gehabt, den erstaunlichen Fleiß, die gewissenhafte Gründlichkeit und Genauigkeit, den feinen Geschmack und die reichen reifen Erfolge Ihrer außerordentlichen Arbeiten zu bewundern und deren Resultate uns dankbar anzueignen.“

Endlich dehnten sich auch über die Grenzen Deutschlands seine hymnologischen Forschungen aus, um auch dort berufene Forscher für dies so vernachlässigte und doch für die Volksbildung so wichtige Gebiet anzuregen. Es sind seine „Beiträge zur niederländischen Hymnologie“, die 1867 als Nebenarbeit neben seinem Hauptwerke erschienen. Den verdienten Dank sprachen die Niederländer dadurch aus, daß ihn die Akademie der Wissenschaften zu Utrecht zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte.

Daß neben diesem Schaffen des Neuen auch seine früheren Leistungen noch die bessernde Hand erfuhren, zeigen die neuen Auflagen, welche nöthig wurden. So wiederholt von seinen Lesebüchern, von seiner Fibel 1863 die zweite, von seinen Edelsteinen 1865 die dritte, 1874 die vierte, von seiner Auswahl deutscher

Dichtungen 1872 die sechste Auflage. Daß es die letzte sein würde, sagt das Schlußwort der Vorrede: „Behüte Dich Gott, liebes Buch. Bleib in Deinen Ehren. Wenn Du wiederum kommst, Dein Kleid zu wechseln, so helfen Dir andere Hände."

So floß sein Leben in stiller, rastloser Arbeit dahin; es war kein Feierabend zu ruhen, sondern Muße zum unermüdlichen Schaffen; das ist der letzte — siebenzehnjährige — Abschnitt seines Lebens gewesen; nicht ohne Kreuz und Leid, aber auch nicht ohne erquickende Freuden. Seine „Edelsteine" widmete er jedes Mal wieder seinen Söhnen: Otto und Ernst; das dritte Mal „in der Freude meines Herzens, daß es Gott gefallen, Euch zu Verkündigern seiner Zeugnisse in unserem theuren Vaterlande zu berufen". „Euch hat Gott bis dahin auf's Freundlichste geleitet. In dieser Erkenntniß wollen wir Eures seligen Bruders Arnold gedenken, der durch sein einfaches Leben bezeugt haben würde, daß die Treue über Alles geht." Er starb während seines theologischen Studiums zu Berlin. Auch den Tod einer Tochter, die verheirathet starb, hatte er zu betrauern; am Grabe mancher alten Freunde zu stehen: Vater und Bruder von Raumer gingen heim; auch sein Bruder Wilhelm in Basel.

Von besonderer erhebender Freude war ihm die Theilnahme an der patriotischen Festfeier im Jahre 1863 vom 15. bis 17. März in Berlin; bei der Grundsteinlegung zu dem Denkmale Friedrich Wilhelms III., am 17. März, wie die Urkunde des Sohnes, Wilhelm, sagt, als an dem Tage, wo er vor 50 Jahren Sein Volk „zum letzten entscheidenden Kampf für sein Dasein und seine Unabhängigkeit" in die Waffen rief, woran sich dann noch die Feier des Geburtstages des Königs am 22. März anschloß. Auch dem Schinkelfeste am 13. März hatte er beigewohnt. Es waren die ihm so lieben Volkslieder, die patriotischen Gefühle und Gesinnungen, welche in den verschiedensten Kreisen und Weisen zum Ausdruck kamen, die nationalen Erinnerungen an seine Jugenderlebnisse, es waren die zahlreichen alten und jüngeren Freunde, denen er hier begegnete — er hat auf diese Tage mit sichtbarer Dankbarkeit zurückgeschaut. Nicht minder war es die patriotische Erhebung seines Preußenvolkes

1866 und vornämlich 1870. In richtigem Vorgefühle hatte er schon bei der Feier des Gedenktages der Schlacht bei Belle Alliance gesagt, am 18. Juni 1860: „Die Franzosen vergessen leichter die drei Tage bei Leipzig, denn den einen bei Belle Alliance. — Wir haben von den großen Begebenheiten keine bessere Darstellung für die Jugend, als die von Kohlrausch; es wird auch keine eher wieder in derselben Begeisterung und derselben vaterländischen und religiösen Weise geschrieben werden, als bis eine weitere blutige Zwiesprache mit dem Erbfeind deutscher Nation hinter uns liegt."

Zahlreich waren in Folge seiner Reisen theils zum Besuch von Bädern oder bei seinen Kindern in Lemgo, Wernigerode und Ilsenburg, theils von Bibliotheken, theils in Folge seiner Correspondenzen (bis nach Schweden) seine Freunde an allen Orten und die Beziehungen, welche von ihm angeknüpft wurden; er suchte gern die alten auf und neu zu festigen, aber liebte es auch, neue zu schließen. So war er 1872 noch ein Mal in der Schweiz, und begrüßte die alten Schüler und Freunde; auf der Rückreise in Carlsruhe erneuerte er die Beziehungen mit Victor Scheffel und machte die Bekanntschaft des Maler Lessing; in Freiburg (im Breisgau) die der Frau von Woringen; ebenso viele in Straßburg und Frankfurt, Wiesbaden; in Aschaffenburg besuchte er Oscar von Redwitz. Auch in Leipzig und Dresden traten ihm viele Männer nahe: dort Ahlfeld, Luthardt, Delitzsch, Kahnis, der Missionsdirector Hardeland, Kapellmeister Hauptmann; — in Dresden der verstorbene Oberhofprediger Liebner, Kirchenrath Langbein, sein Beichtvater; die Hofprediger Kohlschütter und Rühling, Pastor Fröhlich und Superintendent Meyer; die Künstler Schnorr, Hübner, Ludwig Richter, Händler, Peschel und Andreä; Buchhändler Naumann; zu besonderem Danke fühlte er sich dem Oberbibliothekar Förstemann verpflichtet, der ihm mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit die Schätze der Bibliothek zugänglich machte und von auswärts viel vermittelte. Auch Bekanntschaften von Damen fehlten ihm nicht, die bald zu den treuen Freunden des Hauses gehörten und reichen Segen brachten und empfingen; wir nennen hier nur Frau von Münchhausen, die Tochter Scharnhorst's, deren Brüder

früher in Berlin mit ihrem damaligen Hofmeister, dem jetzigen Consistorialrath Göbel in Posen, oft in seinem Hause waren; und Frau von Massow, geb. v. Behr, während ihres Aufenthaltes in Dresden, die ihm in den letzten Lebens- und Leidenstagen besonders hülfreich gewesen.

Ehe wir zu dem Schluß seines irdischen Lebens übergehen, wollen wir noch in einer dreifachen übersichtlichen Darstellung einen Versuch machen, Wackernagel nach seinen Arbeiten und Leistungen auf den drei Hauptgebieten seiner Thätigkeit zu würdigen. Wir schildern ihn als Mineralog, Pädagog und Hymnolog.

Eilftes Capitel.

Wackernagel als Naturforscher, insbesondere als Mineralog.

Natur und Offenbarung. Die ersten und die letzten Dinge.

Wackernagel ist ein Schüler Karl von Raumer's; und dieser war wie Schubert und Weiß ein Schüler Werner's. Des Letzteren Verdienst auf dem Gebiet der mineralogischen Wissenschaften sind, wie Wackernagel in seiner kurzen Abhandlung über Werner mit Recht hervorhebt, nicht bloß nach seinen literarischen Arbeiten zu bemessen; er ist mindestens ebenso groß als Lehrer, der auf seine Schüler anregend und befruchtend eingewirkt hat. Durch Werner (geb. 1750, gest. 1817 als Inspector und Lehrer der Mineralogie und Bergbaukunde zu Freiberg) ist die Mineralogie in Deutschland zur Wissenschaft erhoben. Er ahnte selbst diesen Einfluß, als er 1774 mit seiner ersten Schrift „von den äußerlichen Kennzeichen der Fossilien“ hervortrat, und in der Einleitung den Stand der Wissenschaft — seit 40 Jahren — darlegt; hier bezeichnet er zwei Hindernisse, welche dem Fortgang der Mineralogie entgegenstehen: „daß Viele sie mit anderen Wissenschaften vermengen, und so das Wesentliche derselben vernachlässigen; und daß fast alle Mineralogen auf zwei Abwege gerathen, sofern ein Theil die Wissenschaft

bloß auf äußerliche Kennzeichen bauen und der andere Alles durch die Scheidekunst und durch die Aufsuchung der Bestandtheile der Fossilien thun will." Speciell gab er der Geognosie eine neue Begründung durch die Theorie, daß die Schichten als Zeugen einer successiven Absetzung der Gebirgsmassen anzusehen seien, und trat somit für den Neptunismus in wissenschaftlicher Weise ein. Durch diese Theorie wußte er Viele zu begeistern, da es nunmehr darauf ankam, aus der Gebirgsbildung die Geschichte der Erde zu erkennen, und zugleich die Entwicklung eines Gesteines durch verschiedene Zeiträume zu verfolgen.

In dieser Hinsicht hat ihn Steffens am tiefsinnigsten in seiner Geschichte der Erde aufgefaßt; ebenso von Raumer, der die Epoche der Gebirgsbildung mit den Epochen der früheren Weltgeschichte zu parallelisiren dachte. In der Oryktognosie trat Werner dem Systemmachen entgegen, und hinderte die fremden Systeme, allgemein herrschend zu werden: weder das chemische noch optische, noch irgend ein anderes einseitiges Princip sei festzuhalten. Diesen gegenüber begründet er die beschreibende Methode, welche nicht einzelne Merkmale in ihrer Gesondertheit, sondern alle im Zusammenhange und zwar bis in ihre zartesten Unterschiede mit einander in's Auge zu fassen und durch strenge Bezeichnungen zu bestimmen lehrt: Farben, Glanz und Durchsichtigkeit. Dadurch hatte Werner die deutsche Wissenschaft der Mineralogie begründet, und eine Schule geschaffen, deren Schüler die mineralogischen Lehrstühle der meisten Universitäten zierten.

Als seinen besten Schüler hatte Werner den nachmaligen Professor Weiß in Berlin erklärt; er betrachtete ihn als den Fortsetzer und Vollbringer des von ihm Begonnenen. Weiß ist der Schöpfer der wissenschaftlichen Krystallographie, zu welcher Werner dadurch Anstoß gab, daß er auf eine bestimmte Grundform sämmtlicher Krystallisationen eigenthümlicher Gattungen aufmerksam machte. Er umging den atomistischen Krystallbau und faßte einfach das Grundaxenkreuz dreier Dimensionen in's Auge, wonach er Ableitung und Bezeichnung bildete. Er hat zuerst die Hemiedrien richtig gedeutet und ihre Entwicklung gezeigt; ebenso wie er das Zonenverhältniß zuerst hervorgehoben.

In gleicher Richtung, die Krystallographie für die Minera-

logie zu verwerthen, ging auch v. Raumer weiter. Noch als Schüler Werner's erschütterte er dessen Grundlage der Geognosie, die den Granit als Grundgebirge betrachtete; eine Entdeckung, die hernach durch v. Buch's und Hausmann's Untersuchungen auf der skandinavischen Halbinsel bestätigt wurde; in anderer Hinsicht hat er die in der Entstehung begriffene Werner'sche Schule dadurch fortgebildet, daß er zuerst den Unterschied zwischen Krystallographie (Gestalt) und Stereometrie (Größe) feststellte; nach ihm kommt es weniger auf Bestimmung der inneren, als äußeren Verhältnisse an: der Kanten zu einander und zu Linien, die auf den Flächen gedacht werden. Daher legte v. Raumer auch so großes Gewicht auf die descriptive (graphische, Projections-) Methode, nämlich durch Linien die sämmtlichen Flächen eines Krystalls darzustellen, welche erkennen lassen, wie jede Fläche eines Krystalls die Krystallachsen schneidet, eine Methode, die durch Wackernagel vervollkommnet und auf's Prachtvollste ausgeführt, von Neumann schon 1823 in seinen Beiträgen zur Krystallonomie öffentlich gelehrt und dann umgearbeitet 1840 durch Quenstedt (Methode der Krystallographie) in weitere Kreise gedrungen ist. Endlich suchte v. Raumer, nach dem Vorgange Keppler's, statt der griechischen Bezeichnungen deutsche einzuführen. — Behufs des Unterrichts in der Krystallographie schrieb er sein „ABC der Krystallkunde“ 1820, durch das er Lehrer wie Selbstlehrlinge in das Verständniß der Krystallbildung wissenschaftlich einzuführen bestrebt war. Von der Betrachtung der Krystalle ausgehend, leitet er zur Entdeckung des mathematischen Gesetzes, welches der sinnlichen Anschauung zunächst liegt und entwickelt dann dieselben in ihrer Folge. Aus dem Gesammteindruck der Gestalt an sich erwächst dann ein sonderndes Betrachten ihrer Flächen, Kanten, Ecken, Axen und der Wechselverhältnisse; so wird das mathematische Gesetz der einzelnen Krystalle, wie das ihrer Umgestaltung und Verwandtschaft erforscht. Dazu sind aber zweckmäßige Modelle nöthig, wie sie durch seine Schüler Sauermann in Breslau, Maßmann in Berlin, Bäntsch in Freiberg und namentlich Wackernagel angefertigt wurden; solche Modelle ließ er für alle verschiedenen Krystallformen anfertigen, weil nur sie auf Einen Blick das Verhältniß der Körper bieten.

Dadurch veranlaßt, gab Wackernagel eine Anweisung heraus, Krystallnetze zu verfertigen und fügte ihnen in seiner höchst genauen und sauberen Weise die Netze selbst in Steindruck bei (1821, Berlin).[48] Mit seinem ganz besonderen feinen Auffassungsvermögen für die verwickeltsten krystallographischen Verhältnisse und im Zeichnen derselben ein Meister ersten Ranges war er für v. Raumer ein ebenso befähigter Schüler, wie hülfreicher Mitforscher und Mitarbeiter; und letzterer unterläßt es nicht, in seinen Nachträgen zu obigem ABC an verschiedenen Stellen zu bemerken, was er seinem Wackernagel verdanke oder dieser zuerst gefunden habe.[49] So führte ihn v. Raumer in die wissenschaftlichen Kreise ein. Bald wollte sich Wackernagel auch selbständig versuchen. Er gab in der Oken'schen Zeitschrift „Isis" im Jahre 1822 eine Reihe von Beiträgen zur gegenwärtigen Geschichte der Mineralogie;[50] trat in zwei sehr scharfen Recensionen gegen Hausmann und Leonhardt's neueste Werke, welche sich beide den Franzosen angeschlossen, für die deutsche Schule der Mineralogie, welche mit Werner durch Weiß und v. Raumer begründet war, auf.[51] Man mag die Art seines ersten, so kühnen Auftretens nicht völlig billigen; jedenfalls war sein Auftreten selbst nicht unberechtigt, daß er die Verdienste Deutschlands, welche man hier wie anderswo aus Franzosenliebhaberei ignorirte, in's rechte Licht stellte; vor allem zeigte er aber eine völlige Beherrschung des Gegenstandes und seine gründlichen Forschungen auf diesem Gebiete. — Es folgten bald in derselben Zeitschrift eine Reihe Abhandlungen: „mineralogische Bruchstücke".[52]

Seinem ideal gerichteten Wesen besonders entsprechend war derjenige Zweig der Krystallographie, der es mit dem Wachsen der Krystalle zu thun hat: die Krystallogenie, und da man auf künstlichem Wege Krystalle zu bilden versuchen muß, um die Gesetze der Krystallbildung zu erforschen, so beschäftigte er sich viel mit der Krystallotechnie. Hierher gehören schon seine seit 1821 angestellten Versuche, deren Ergebnisse er in der „Isis" 1822 zum ersten Male veröffentlichte.[53] Sie waren wichtig für die Geognosie und den Streit zwischen Neptunisten und Plutonisten. Später 1825 behandelte er diesen Gegenstand ausführlicher in seiner Abhandlung „über den Wirkungskreis der Kry-

stalle",[54] Versuche, auf welche noch in neuester Zeit der berühmte Wiener Mineralog v. Hauer mit gebührender Anerkennung verwiesen hat. Auch die Parallelen, welche Wackernagel zwischen dem Wachsen der Krystalle und dem organischen Wachsthum zog, sind in neuester Zeit von anderen Forschern wieder aufgenommen worden.[55]

Wir schließen hier am geignetsten an seine, leider von Fachmännern übersehene Abhandlung: „Versuch einer wissenschaftlichen Blüthenlehre". Wackernagel hatte von früh an auch der Botanik seine Aufmerksamkeit in seinen Studien zugewendet; Botanisiren war ihm eine besondere Freude, schon in Berlin auf der Schule, später in Breslau und Halle; dazu auch seinen jüngeren Bruder Wilhelm aufzumuntern, hielt er für dringende Pflicht. In Breslau hatte neben v. Raumer besonders Treviranus, der Nachfolger des nach Berlin berufenen Link, auf diese Studien Einfluß gehabt. Das bloße Zählen der Staubfäden und Blätter, um darauf ein System zu bauen, wie es Linné gethan, genügte ihm nicht; als er nun durch seine krystallographischen Studien sein Auge geschärft hatte, ja so verwöhnt, daß er Alles von diesem Standpunkte aus ansah, übertrug er nach einer Beobachtung v. Raumer's in Bezug auf die Blattstengel die krystallographischen Gesetze auf die Blüthenbildungen.[56] Es war dies, wie er selbst es bezeichnete, nur ein Versuch, aber ein fruchtbarer Gedanke war von ihm erfaßt, und in kühner, genialer Weise zur Grundlage eines neuen Systems benutzt. Diese Bedeutung seiner Abhandlung muß hier mit Nachdruck betont werden; es ist nur zu bedauern, daß er es bei diesem genialen Wurf gelassen und sich nie die Zeit genommen hat, diesem wichtigen Gedanken nachzugehen und ihn weiter durchzuführen; er würde dann die Einseitigkeit desselben wohl erkannt, aber auch dieselbe haben überwinden können. Noch bedeutsamer aber war es, daß er bei der gewöhnlichen Zersplitterung der Naturwissenschaften und der einseitigen Fortbildung der einzelnen Disciplinen einen umfassenderen höheren Standpunkt der Betrachtung vertritt, und in der Natur eine einseitliche Gliederung und eine gegliederte Einheit zu erkennen suchte.

Kehren wir zu seinen mineralogischen Arbeiten zurück, so gehören dieser Zeit an seine umfangreichen „krystallographischen

Beiträge", welche er in Kastner's Archiv veröffentlichte, und welche Professor Kastner mit der auszeichnenden Bemerkung begleitete: „In der That sind diese Beobachtungen, namentlich jene für den Quarz, für die nähere Kenntniß der betreffenden Systeme zu wichtig, als daß sie länger dem mineralogischen Publikum vorenthalten werden dürften."[57]

Wie sich Wackernagel gegen die Einbürgerung beziehentlich das Festhalten der französischen Schule bei den deutschen Gelehrten ausgesprochen hatte, so war es ihm nun auch weiter dringendstes Bedürfniß, an den Arbeiten ihrer Führer nachzuweisen, daß ihnen mit Unrecht diese Ehre früher erwiesen worden und noch zuerkannt werde. Er wählte zu dem Zweck einen der hervorragendsten Mineralogen aus der französischen Schule des berühmten Hauy, nämlich den Grafen Jacques Louis de Bournon (geb. 1751, gest. 1825), und dessen vorzüglichstes Werk über den Kalkspath; zugleich verknüpfte er mit seiner Kritik eine über die Mohs'sche Bezeichnungsmethode, und zeigte, wie wenig sie Anspruch auf wissenschaftlichen Werth habe.[58]

Was die Namenbildung in der Krystallographie anlangt, so folgte Wackernagel nach seiner durchweg deutschen Grundrichtung anfänglich den Bestrebungen, welche v. Raumer zuerst geltend gemacht hatte, die deutschen Namen einzubürgern; freilich nicht in der von ihm mit Recht bekämpften, wahrhaft ungeheuerlichen Weise Leonhardt's. Es ist zu bedauern, daß bei der allgemeinen Verwirrung in dieser Beziehung die gemäßigten v. Raumer'schen Grundsätze nicht mehr Beachtung und Nachfolge gefunden haben, weshalb auch Wackernagel später zur griechischen Nomenclatur zurückkehren mußte.

Im Jahre 1833 erweiterte er in seiner Abhandlung „zum Krystallisationssystem des Quarzes" seine früheren Untersuchungen über dieses so bedeutende, an Rang und Schönheit dem des Feldspathes gleichkommende Krystallsystem.[59]

Nun tritt eine längere Pause in seinen mineralogischen Arbeiten ein. Erst in Elberfeld konnte er Kennern, Forschern und Freunden einen flüchtigen Gruß senden, durch seine als Programm gedruckten „Abhandlungen zur Krystallographie", die mit den feinsten Zeichnungen versehen in den Jahren 1851 bis 1856

erschienen. Leider ist es auch diesen ergangen, wie er gefürchtet; sie sind wenig bekannt geworden.[60] Auch seine Vorschläge zur geometrischen Bezeichnungsmethode verdienen Beachtung.[61]

Es ist zu bedauern, daß Wackernagel nicht die Zeit gefunden hat, alle diese seine naturwissenschaftlichen und krystallographischen Forschungen und Entdeckungen weiter zu verfolgen; auch seine akustisch-musikalischen Untersuchungen, welche er in Aussicht stellte, hat er nicht veröffentlichen können. Die Grundrichtung seiner wissenschaftlichen Bestrebungen ging seiner idealen Geistesrichtung entsprechend dahin, die Elemente einer Harmonia mundi aufzuweisen. Die Naturwissenschaften dürfen sich nicht damit begnügen, nur eine Sammlung von Beobachtungen anzustellen; er blieb nicht bei der erfahrungsmäßigen Beobachtung der äußeren Erscheinungen stehen, begnügte sich nicht eine Erfahrung an die andere zu reihen, sondern er drang in die Tiefe, um hier die Verknüpfungen zu suchen; die Thatsachen der Erfahrungen waren ihm nur die Grundlagen für den zu machenden Aufbau einer Harmonia mundi; die teleologische Weltbetrachtung ist die allein richtige; die Welt ist nicht der Ausdruck einer blind schaffenden Naturkraft, sondern die Offenbarung eines nach Zwecken, nach den höchsten und vollkommensten Zwecken schaffenden und waltenden Geistes. Dessen einheitliche, in den verschiedensten Gebieten der Welt herrschende Gesetze zu erforschen, ist des Naturforschers hohes und der Wissenschaft allein würdiges Ziel. So erklärt sich sein Combiniren und Zerlegen der vorhandenen Körperformen, um neue aufzufinden, selbst wenn sie in der Natur nicht vorkommen, oder nachweisbar vorkommen können, und sein Bestreben, durch Vergleichung mit den in der Natur gegebenen letztere theils zu erklären, theils ihren richtigen Ursprung und ihre Ableitung zu erkennen. Auch in dieser Beziehung glich er seinem Lehrer v. Raumer, dessen ganzes Wesen — wie Schubert höchst bezeichnend und sinnig sagt[62] — von der Natur des Auges ist und merkwürdige und bewundernswerthe Gaben zum Sehen und Aufmerken empfangen hatte. Zum rechten Sehen und Aufmerken mit den Sinnen wies Raumer denn auch seine Schüler an, das war seine pädagogische Kunst. Darin hatte er auch Wackernagel gebildet.

Aber es kommt für die Wissenschaft auf das rechte Sehen an. v. Raumer wie seine Lehrer, ebenso wie sein Schwager Steffens und sein älterer Freund Schubert und wie ihnen nach auch Wackernagel — alle diese Naturforscher verstanden das Wort des großen Lehrers der Menschheit, mit dem er der Naturbetrachtung die richtigen Ziele und Wege gewiesen: Gottes unsichtbares Wesen, seine ewige Kraft und Gottheit, wird seit der Schöpfung an den Werken derselben gesehen, wenn man sie mit der Vernunft betrachtet (Paulus im Briefe an die Römer 1, 19 ff.). Die Vernunft ist das Organ zum Vernehmen, ist das Geistesauge, um das Licht aus Gott zu empfangen. In seinem Lichte sehen wir das Licht; im Lichte Gottes wird sein Spiegelbild in der Weltschöpfung geschaut, und diese als eine einheitliche von göttlichen und gleichen Gesetzen getragene in Gott erkannt. Darum führte diese Forscher ihre Naturforschung, wie ihre wissenschaftliche Arbeit in derselben nicht von Gott ab, sondern zu Gott hin. Ihre Wissenschaft war keine Hemmung ihres Glaubenslebens, sondern Mittel zur Förderung und Stärkung desselben. v. Raumer schrieb sein ABC der Krystallkunde zur Erweckung der Wahrheit, wie zur Förderung richtiger Erkenntniß der Werke Gottes, und schließt seine Vorrede mit dem Wort des Psalmisten: „Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel, Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll Deiner Güte."

In diesem Sinne erfaßte auch Wackernagel die Natur. Darum lag ihm später so viel daran, Lehrer in den Naturwissenschaften zu haben, welche nicht dem „viehischen" Materialismus huldigten; ein solcher Lehrer müsse ein Mann sein, besonnen, maßhaltend, und der die Freude an den Ueberraschungen, welche die Wissenschaft dem Neuling bereitet, überwunden habe, so daß sie ihn nicht mehr zu kindischen Uebereilungen, zu Ausflügen in das Gebiet des Geistes fortreiße, von den eitlen Ueberhebungen derer, die nichts gelernt, gar nicht zu reden. Von der Naturforschung hielt er deshalb für die Erziehung der Jugend sehr hoch. „Was heut' für Höhe der Naturwissenschaft gilt, ist leicht zu ersteigen, man braucht dazu kein Keppler oder Leibnitz zu sein. Doch läßt sich, auf dieser Höhe angelangt, so viel übersehen, daß die Wissenschaft für jede Frage, die sie erledigt zu haben glaubt, zehn schwerere aufwirft.

Sonst sieht man nicht weit. Die in der Ebene bleiben, die Beschränkteren, experimentiren in Luftspiegelungen; zu viel Ehre, daß man es Materialismus nennt, wenn die fata morgana ihrer Phantasie zu dumm oder zu feige sind, zu erklären. Der Besonnene wird, durch die Geschichte der Wissenschaft und seines Verstandes belehrt, weder seine Phantasie noch sein Laboratorium für die Bauhütte der ewigen Weisheit halten. Das berührt noch gar nicht das Christenthum. Dies fordert mehr. Es lehrt die Auferstehung des Leibes, leugnet allen Dualismus und hat die Geduld, die alles Ewige hat, abzuwarten, bis der Materialismus sich selbst besiegt und die in ihm liegende Wahrheit als Christenthum bekennt." Von dem christlichen Standpunkt aus will Alles geistlich beurtheilt sein. Auf Grund tüchtiger und bedeutsamer Forschungen und Entdeckungen, solcher Art, daß ihm Karl v. Raumer dazu gratulirt, und ihn auffordert, für seine Untersuchung des Ikosaeder sich um die mathematische Professur in Bordeaux zu melden, welche der Graf v. Candalle dem bestimmte, der eine neue Eigenschaft der fünf regelmäßigen Körper entdeckte — und auf Grund seiner tiefen christlichen Erkenntniß aus dem Worte Gottes, war Wackernagel nicht bloß Naturforscher, sondern auch sinniger Naturbetrachter, Naturphilosoph auf dem Grunde der Offenbarung. Die beiden Bücher der Offenbarung Gottes in der Natur und in der heiligen Schrift waren ihm nicht wider, sondern für einander.

Davon hat er — gewissermaßen seine Forschungen auf den verschiedensten Gebieten zusammenfassend, in einem kleinen, freilich in manchen Partien nicht leicht verständlichen Schriftchen einen Beweis gegeben, das als Testament — „Vermächtniß seinen Freunden" — wenige Wochen vor seinem Tode noch in die Oeffentlichkeit gesendet wurde: „Ueber die ersten und letzten Dinge", eine naturwissenschaftlich theologische Betrachtung (Leipzig 1878). Er war dieser Abhandlung, ursprünglich ein Vortrag, den er in Berlin gehalten und dann in kurzer Skizze fortgesetzt, besonders zugethan, „weil sein Geist bei dieser Arbeit die Schwingen seiner Jugend wieder anlegte"; und wenn er sonst sehr bescheiden von seinen Arbeiten dachte, seine Geometrie nie vollendet genug schien, um sie zu veröffentlichen, von dieser kleinen

Schrift dachte er hoch; es ist nicht eine leichte flüchtige Spielerei der Gedanken, welche wohl, wie geistreich immer, das von der ernsten, strengen Lebensarbeit ausruhende Alter hin und wieder zur eignen Ergötzung aufzunehmen pflegt, sondern es beruht dieselbe auf den ernstesten Studien und den langjährigen wissenschaftlichen Arbeiten, die wir im Vorangehenden darzulegen versuchten — eine Arbeit, in der „sein Greisenalter noch ein Mal seine Jugend grüßt". Vor den Pforten der Ewigkeit stehend, die ihm für die letzten Dinge das Licht geben und das Auge öffnen sollten, hat er die ersten und letzten Dinge nach seiner menschlichen Erkenntniß zusammenzufassen versucht.

Weit in unentdeckte Fernen breiten Klarheit die Gedanken,
Doch das Nächste zu vollenden fühlt er seine Hand erkranken

ist das Motto, und dazu die Bitte:

Laß mich hören Freud und Wonne, daß die Gebeine fröhlich werden, die Du zerschlagen hast. Ps. 51, 10.

Nur einige Hauptgedanken zur Darlegung und Bestätigung seines bisher gezeichneten Standpunktes sollen hier noch Platz finden.

Die heilige Schrift redet von zwei Schöpfungen Himmels und der Erde; beider Betrachtungen haben eine naturwissenschaftliche und theologische Seite, auch die der ersten eine theologische, weil sie aus dem Glauben kommt und die Autorität der heiligen Schrift voraussetzt; die der letzteren auch eine naturwissenschaftliche, weil die zweite Schöpfung eine Natur sein wird und dabei von wirklichen Realitäten die Rede ist. — Der Sündenfall des Menschen, der seine Beschaffenheit veränderte, zog seine Natur in Mitleidenschaft. Der Erdboden, auf dem die Menschheit wohnt, macht den Eindruck einer großen Ruine, nur daß wir nicht wissen, welche Gestalt er zuvor gehabt, oder welche er ursprünglich haben sollte. Der Mensch ist des Geschlechtes der Natur, auch selbst wie sie eine Ruine, und zugleich dessen Geschlechtes, der sie geschaffen hat und erneuen will. Auf diese Ruinen der Natur richtet nun der Mensch seine Wissenschaft und seine Kunst, und beider Ziel ist, die ursprüng-

lichen Schöpfungsgedanken Gottes zu erkennen. Diese sind aber wohl von den Absichten Gottes zu unterscheiden, mit denen er die Erde seinen Menschen zur Arbeit, Zucht und Weisheit zugeeignet hat. Maß, Gestalt und Schönheit wohnt Allem ein. Darin zeigt sich der Ursprung alles Seienden aus Gott. Die Gestalt der Steine und ihre angeborene Schönheit sind die Krystalle; in dieser waren sie vor den Augen Gottes, als er sie dachte; sie sind die ersten Schöpfungsgedanken Gottes. Jeder hat seine eigenthümliche, und zwar durch und durch; nach ihnen gestaltet sich sein Wachsthum; was bei Thieren und Pflanzen Lebenskraft ist, das ist hier analog die Erhaltungs- und Entwicklungskraft; diese ist jedem, gleich einer Seele mitgegeben. Diese sehen wir nur selten in reinem unzerrütteten Vorkommen; wir sehen Sand und Sandstein, Marmor und Kalkstein, — aber selten, was derselbe ist: Bergkrystall, Amethyst, Rauchquarz; Thonerde ist krystallisirt Korund, und je nach der Farbe, wenn blau Saphir, wenn roth Rubin. Das sind aber die Gestalten, in denen diese vor des Schöpfers Auge stehen. Nach dieser eignen Gestalt sehnt sich dieser Theil der Creatur. Es wäre eine große Aufgabe der Wissenschaft, zu erforschen, wie diese künstlich herzustellen.

Es giebt sieben Krystallsysteme; das gleichgliedrige liegt den sechs nicht gleichgliedrigen zu Grunde. Diese haben in jenem einen ihre Wurzel und Einheit, und diese beruht schließlich in dem Octaeder oder seinem Gegenkörper, dem Würfel. Der Krystall ist der vollendete Ausdruck des Stoffes, der Materie. Während der Krystall sich bildet, steht die Krystallisationskraft im Kampfe mit der Gegenkraft und überwältigt sie. Auf sie richtet sich die Naturwissenschaft, die Physik als Chemie. Ungeachtet alle Krystalle in den finsteren Tiefen der Erde entstehen und wachsen, so offenbaren sie sich, an das Licht gekommen, als für das Licht geschaffen, und zeigen den Abglanz innerer vollkommener Schönheit. So hat die Krystallbildung die Schwere wie die Finsterniß überwunden.

Jede Stufe der Schöpfung giebt Zeugniß, daß sie demselben Grundgesetze der Gestaltung folgt. So zunächst die Pflanze. Die Wurzeln führen ihr die Auflösungen der Erde und Gesteine zu, auf denen sie wächst, die Blätter den Kohlenstoff, den Hauptbestandtheil ihrer Leiblichkeit; denn das Blattgrün der Pflanze

zersetzt unter Mitwirkung des Sonnenlichtes die Kohlensäure der Atmosphäre, den Sauerstoff giebt sie an diese zurück, die Kohle eignet sie sich an. So steht sie in doppelter Verwandtschaft mit dem Reich des Anfangs, vermöge jener unmittelbaren Betheiligung und vermöge dieses Kohlenstoffes, nämlich des Diamanten, dessen Krystallisation die der Gesteine ist. Aus der erstorbenen Pflanze scheidet sich unter günstigen Umständen der Kohlenstoff wieder aus, und zwar krystallinisch als Diamant. Aber auch Thiere und Menschen athmen Kohlensäure aus; der Kohlenstoff in dieser, wenn eine Pflanze ihn sich aneignet, ist also schon in dem Blut eines Thieres oder eines Menschen gewesen. Die Anfänge der Pflanzen sind wie bei den Krystallen, im Dunkel der Erde. Wie dort so sind auch hier die Organe in jedem Punkte ihrer Entwicklung jeder Pflanze eigenthümlich; durch jedes organisirte Theilchen wird die bestimmte Art der Pflanze charakterisirt. Es giebt keine durchsichtigen Pflanzen, aber alle Farben stellen sie befestigt in künstlerischer Ausführung dar. Und die sechs Klassen von Blüthen erinnern wieder an die sechs nicht gleichgliedrigen Krystallsysteme.

Zum Menschen übergehend, erinnert er, daß sein Gebein aus dem Mineralreich, Fleisch und Blut aus dem Pflanzenreich, aus dem Kohlenstoff stammt. In seinem Blut ist der Diamant auf der höchsten Stufe seiner Vollkommenheit. Für das Auge liegen die Maßverhältnisse schöner Gestalten, und für das Ohr die Maßverhältnisse der Töne in den Krystallen, so daß die optischen wie akustischen Maßverhältnisse dieselben Gesetze haben, nach denen die Krystallbildungen erfolgen. Aber die Ausdehnung derselben auf die Geonomie und Astronomie deutet er nur an. Schon Keppler suchte die Maßverhältnisse in den Bahnen und Entfernungen der Sterne in den Tonverhältnissen, da ihm die Krystallwelt noch verschlossen war.

An diese „ersten Dinge“ knüpft er dann auf Grund von Jes. 65, 17. 2 Petr. 3, 13. Offb. Joh. 21, 5 die der letzten. Nach Ps. 102, 26. 27 ist das dort verheißene Neumachen ein Verwandeln des Alten, und dies wird geschehen nach den ewigen und vollkommenen Gesetzen Gottes, nach seiner geometria divina, welcher auch die Gerechtigkeit, die Harmonie in der neuen Welt entspricht. Nicht umsonst spricht die Offenbarung von der Schönheit der neuen

Welt im Glanze edler Gesteine. Die neue ist dann eine schönere Wiederherstellung der ersten, ursprünglichen —, schöner, weil in ihr Gerechtigkeit, oder „der dreieinige Gott wohnt, der sich nun mit uns vereinigt"; also weil sie eine Wiederherstellung im Lichte des Sohnes Gottes ist.

Das sind Gedanken zum Nachdenken. Wer will sie ausdenken! Schon in viel früherer Zeit hat er diese Gedanken dichterisch ausgesprochen:

Wenn die Sterne ihre Bogen
An den hohen Himmel ziehen,
Und wie Schwäne auf den Wogen
Spielend vor einander fliehen,
Tönen in den ewgen Kreisen
Reiche wunderbare Klänge,
Und es singen zu den Weisen
Engel ihre Lobgesänge.

Und im Innersten bewegen
Fühlt die Erde ihre Kräfte,
Daß sich, was die Himmel hegen,
An das Werk der Tiefe hefte,
Aus den Sternenbildern alle
Klänge leuchtend niedersanken,
Und die Blumen und Krystalle
Singen himmlische Gedanken.

Ein geistvoller Beurtheiler, ein Mann von tiefem Geistesblick in die Geschichte der Menschheit wie des Geistes sagte von diesem Schriftchen: „Es redet hier einer von jenen Naturpropheten, deren wir einige, wenn auch nur wenige in unserem Volke haben, die mit priesterlichen Händen zur Natur herantreten und wie man in spöttischem Scherze von Leuten sagt, die das Gras wachsen hören, so läßt sich von diesen in feierlichem Ernste behaupten: sie hören die Naturarbeiten in ihren tiefsten Gründen, wie sie sich heraufarbeitet bis zu dem: es werde Licht." Wackernagel nennt ein Mal in sehr geistreicher Weise die Melodien die Krystalle der Lieder. Ist ihm des Liedes Krystall die Melodie, so ist ihm auch wiederum jeder Krystall die Melodie eines Liedes in der Schöpfungswelt. Er hatte ein feines Ohr dafür, dieses Weben in der

Natur zu spüren und darauf zu lauschen, und wie Fähigkeit zu verstehen, so auch zu deuten; wenn auch nur im Stückwerk. Gottes Geist, wie er auf den Wassern bei der Schöpfung schwebte, schaffend und gestaltend, so durchhaucht er mit seinem lebendigen Odem auch heut' noch erhaltend die Natur, und des Menschen göttlicher Geist hat die Aufgabe, auf diesen Gottesgeist in dem Buch der Offenbarung, in der Natur und Geschichte und in seinem Worte zu achten.

Dahinein die Jugend zu führen, war sein begeistert ergriffener und mit Begeisterung festgehaltener und geübter Lebensberuf als Pädagog.

Zwölftes Capitel.

Wackernagel als Pädagog.

Humanität und Christenthum. Volksbildung. Haus und Schule, Kirche und Schule, Realschule und Gymnasium.

Zu unterrichten und zu erziehen, dazu war Wackernagel von früh an genöthigt, theils um seinen Unterhalt dadurch zu verdienen, theils nach dem Tode des Vaters und sehr bald auch der Mutter als ältester Bruder seinen jüngeren Geschwistern gegenüber. Aber es war ihm auch Bedürfniß, und dieses entsprach der Begabung: sich mittheilen ist nicht jedes Menschen Gabe, noch weniger, um dadurch andere zu gleichem Besitz zu führen. Er hatte die Gabe des leichten Erfassens und des klaren Auffassens; aber was er so in sich aufgenommen, mußte er zuvor selbst in sich verarbeitet haben, ehe er es schön wieder gab. Dann aber war er voll davon und es ging sein Mund über in reichlicher Rede. Zu diesen geistigen Gaben kam dann noch seine körperliche Anlage, seine große und durch ihre Schönheit stets auffallende Erscheinung, sein feingeschnittenes Gesicht, hohe Stirn, wallendes Haar, tief durchdringendes und klares Auge wußte andere und besonders die Jugend heranzuziehen, vermochte aber auch abzuschrecken. Sich herabzulassen zu den Kleinen war der Grundzug seines Gemüthes — die

Gabe der Kindlichkeit war ihm in seltenem Maße zu Theil geworden. Auf den Unterricht in der Schule, den er selbst genossen, war dann meist ein privater Unterricht gefolgt, und im Plamann'schen Institut war beides, Unterrichten und Lehren, Hand in Hand gegangen. Jahn begeisterte ihn nicht bloß für das Turnen, sondern auch für die Schule. Das Turnen hatte als Ziel die Volksbildung und so eine Volkserneuerung. Mit dieser ausgesprochenen Absicht trat er begeistert für sein Volk, zugleich auch für seinen Beruf in sein akademisches Studium zu Breslau.

Zwei Männer waren es hier, welche wesentlichen Einfluß auf ihn hatten, Karl v. Raumer und der Seminaroberlehrer und Director Harnisch, beide miteinander durch die innigsten gemeinsamen Interessen verbunden, beide Erzieher von Beruf, aber von verschiedener wissenschaftlicher Grundlage und Berufsrichtung, jener Naturforscher, dieser Theolog; jener an der Universität, dieser am Seminar; jener Lehrer für die höhere, dieser für die niedere Schule des Volkes ausbildend; aber beide begeistert für's Turnen, ohne den mancherlei Sonderbarkeiten, welche an einzelnen Führern des Turnwesens besonders hervortraten, Gewicht beizulegen, nur das rechte Turnziel verfolgend; beide Schüler Pestalozzi's, aber nicht Anbeter; beide endlich auf dem positiven Grund des christlichen Glaubens stehend. Im Hause des Ersteren wurde Wackernagel erzogen und hineingeführt in den lebendigen Geist des christlichen Lebens, nicht durch Worte und Lehre; es war die Lebensluft des Hauses; durch Harnisch ward er praktisch unterwiesen, wie zu erziehen und zu unterrichten sei. Praktisch verwerthete Wackernagel das bei beiden Empfangene auch hier wieder im Unterrichten der ihm anvertrauten Kinder, Knaben und Mädchen, hernach bei den Raumer'schen Kindern, dann im Nürnberger Institut, in Berlin an den höheren Schulanstalten, namentlich unter der Leitung und in Gemeinschaft mit seinem praktisch begabten, ehemaligen Seminardirector Klöden, darauf zu Stetten im kleineren Kreise mit dem als süddeutschen Pädagogen bewährten Strebel, endlich in Wiesbaden. Was so der Ertrag seiner pädagogischen Erfahrungen war, kam den Kindern im eignen Hause, wie der ihm anvertrauten ganzen Anstalt in Elberfeld und literarisch weiteren Kreisen zu Statten. Wie seine persönlichen Er-

fahrungen, so wurzeln denn auch seine pädagogischen Grundsätze im Christenthum, im persönlich erfahrenen und in heiliger Schrift geoffenbarten Heilsglauben.

Alle Bildung ist Menschenbildung. Aber ob der Mensch sich bildet oder gebildet wird, stets wird Stoff und Form zu unterscheiden sein. So hat Gott den Menschen gebildet und bildet ihn noch durch Natur, Geschichte und Schrift, und bildet ihn so, daß er sich dadurch bilden lasse und zwar zu dem Ebenbilde, welches in Christo uns gegeben, und damit wiedergegeben ist. Wer Andere bilden will, muß für den Anderen etwas Bildendes haben, ihm die Mittel darzureichen, welche ihn bilden. Damit ist die Idee des Menschen als Ziel gesetzt, und das ist für den Humanismus die Humanität; aber da diese Allen von Gott gegeben ist und das Bildende in Gott, in seinem Ebenbilde, im Sohne geoffenbart, so ist zugleich das Ziel aller Humanität das göttlich gegebene Ebenbild, und ein Widerspruch zwischen Humanität und Christenthum findet nicht statt, kann nicht stattfinden. Sie umfaßt den ganzen Menschen. Aber der Mensch selbst strebt nicht nach diesem Ideal. Nur das Feste erzieht. Der Mensch muß sich beugen vor den Gewalten von Natur und Sitte; — aber neben Noth und Zucht ist es auch die Gabe und Gnade, welche durch Natur und Geist auf Natur und Geist des Menschen einwirkt. Diese beide sind die Brennpunkte, und die schöne Ellipse um beide ist die Poesie. Sonst findet stets die Neigung statt, zu zerfallen nach einer von beiden Seiten: bald sich der Natur, bald dem Geiste allein zuzuwenden; aber beide gehören zusammen und sind nicht für sich. Die Neigung zur Natur ist Fleisch, und die zum Geist der Verstand in seiner bedenklichen Abstraction. Wie die Bildung den ganzen Menschen umfaßt, so erstreckt sie sich auch auf die ganze Menschheit, das ganze Volk, unter den gegebenen Verhältnissen seines Daseins. Das ist die Volksbildung im Sinne von Volkspoesie. Die unmittelbaren Bildungsmittel sind neben Sprache und Sitte und Natur die Bibel; mittelst dieser hat dann die mittelbare Volksbildung durch den Staat und die Kirche in der Volksschule zu geschehen; letztere bedarf keines fremden Elementes; sie hat neben der Bibel an den eigenen Bildungsmitteln des Volks: Sprache,

Geschichte, Natur genügenden Stoff; je nachdem das Griechische oder Lateinische oder eine neuere Sprache hinzugenommen wird, entstehen die höheren Schulen. Das griechische Alterthum zeigt ein Volk von unmittelbarer Bildung, während die römische Bildung und die der neueren Völker alle eine vermittelte zeigen, letztere durch die römische, diese durch die griechische. Nur aus den Schulen, welche auch die letztere — die griechische — Bildung entwickeln, kann der Staat seine Diener nehmen. Daher der Staat nur letztere gründet, die anderen sind Privatsache; eine Sprache soll als Bildungsmittel gelernt werden, nicht als Mittel zum Zweck. Die Bibel aber hat in allen Schulen ihre nothwendige Stelle; sie ist das Erneuernde, gegenüber der Pflege des Historischen.

Das sind einige Aphorismen, wie wir sie in seinen Manuscripten gefunden, über ein Thema, das er zu bearbeiten gedachte: das Verhältniß der Schule zur Volksbildung mit besonderer Rücksicht auf Realismus und Humanismus.

Letzterer hat — wie er weiter entwickelt — der Kirche wie dem Volke geschadet, sofern er absieht von der geschichtlich gewordenen Entwicklung und in Abstractionen sich verliert; der Kirche, sofern er in's Heidenthum zurückführt und Geschmack für dasselbe bildet, und weil man sich nicht für das an sich Unwahre begeistern kann, ohne Abfall von der Wahrheit; und dem Volke, sofern er den Gebrauch und das Studium der Muttersprache und der heimischen Alterthümer geschädigt; er wendet den Blick dem Fremden zu und bildet den Geschmack an diesem, statt an der Heimath. Die Sitten werden versäumt, verspottet, ja bekämpft in Mundart, Tracht u. a., statt dessen Polizeimaßregeln und künstliches Lernen gefordert. Nicht alles Bestehende ist gut; aber den besten Fortschritt macht Gott, wenn er große Schicksale sendet; nach diesen tragen die Völker, Ameisen gleich, die verstörten Bausteine wieder zusammen. —

Das Alterthum kann nur erkannt werden durch Vergleichung, zunächst der Sprache; und sie hat die Jugend zu lernen; erst dem reiferen Alter kann das Studium des Alterthums zufallen. Daher Rückkehr vom Humanismus zur Volksbildung und zur Kirche. Von der Kirche wird Deutschlands Zukunft abhängen; sie war seine Vergangenheit, sie leitet seine Gegenwart. —

Beim Unterricht für's Volk ist der Grundsatz festzuhalten:

nur Lebendiges, nicht Todtes; nur jenes kann Leben geben und ist fruchtbar. Daher Unterricht in der Geschichte (Biblische und Missionsgeschichte, — in der deutschen, namentlich seit der Reformation, der Revolution und der Befreiungskriege) und in der Naturwissenschaft, der den Vorzug hat, daß er an Gegenständen wahrnehmen, urtheilen und denken lehrt. Sonst ist unsere Bildung großentheils formell; man fragt nicht nach dem Object, sondern urtheilt aus eigenen Gedanken, und verliert die Fähigkeit wahrzunehmen (Warnunft) oder zu vernehmen (Vernunft). Das Object ist aber mehr als seine Wissenschaft, wie der Poet mehr als die Metrik, und das Licht als die Optik. Ich bin mehr als mein Studium und ich mehr als das Studium der Natur. Kein Poet und kein Lichtstrahl entsteht durch Studium.

Aus diesen Aphorismen, welche in allen seinen verschiedenen Werken, meist in den Vorreden, wie in seinem Verhalten und seinen Briefen ihre Belege finden, geht auf's Deutlichste der Standpunkt hervor, den Wackernagel vertrat. Er trat der rationalistischen Pädagogik seiner Zeit, die bis dahin mehr als ein halbes Jahrhundert geherrscht, mit ihrem geschichtslosen Humanismus entgegen als Vertreter der christlich nationalen — deutschen Erziehung, und bekämpfte im Volksleben ebensosehr den mit jener Richtung zusammenhängenden blasirten Indifferentismus, der sich bei keiner großen Frage der Zeit innerlich betheiligt fühlt, aber jede in ein geistreiches Gerede verstrickt, als die junge, unbesonnene Wissenschaftlichkeit, welche alles Ernstes Hand an die höchsten Güter des Lebens legt, jene junge Speculation, die an der Hand des kühlen Rationalismus wandelt und auf der bedenklichen Stufe der Nachahmung steht. Man könnte streiten, welches von den beiden Uebeln, die der Entwicklung unseres politischen und kirchlichen Lebens feindselig entgegenstehen und zugleich jene gesunde, dem Volk zu gut kommende Fortbildung unserer Nationalliteratur verhindern, das größere sei. — „Jene rationalistische Pädagogik dorrt den Geist aus und erhält das Gemüth unlauter; ihre Verstiegenheit kommt aus der Erniedrigung der Wissenschaft. — Man will nicht das Object erkennen, sondern das Subject bilden oder unterhalten. Man hat keine Hochachtung vor dem Object, weder vor seiner Ewigkeit, noch vor seinem Organismus."

„Sie ertödtet den Sinn für wahre Wissenschaft und leitet durch die ungehörige Vorausbildung des Verstandes zuletzt alle productiven Anlagen irre, während die wahre Wissenschaft ganz gefahrlos Hand in Hand mit Glauben und Poesie geht; ebensowenig wie die Kunst ein Mittel zur Beförderung der Moralität sein kann. Sie thun es gewiß; aber sie sind dazu nicht da, und befördern noch manches Andere.“ [63]

Daraus ergiebt sich nun die Aufgabe, welche die Schule hat. Wie alle Wissenschaft, sie mag es wissen und wollen oder nicht, allein zu dem Zweck arbeitet, um Gottes Wort zu begreifen, und die Kunst, um darzustellen, wie weit sie Gott erkannt hat, so hat die Schule keinen anderen Zweck, als den Zögling zu befähigen, daß er nach dem Maße seiner Kräfte Gottes Wort verstehe und Liebe übe. Von hier aus bestimmt er dann in sehr klarer Weise den Unterschied zwischen Realschulen und Gymnasien. Dieses befähigt, Gottes Wort in den Grundsprachen, jene in der deutschen Bibel zu lesen; sonst aber giebt eine Realschule eine Bildung, welche in keinem Stücke hinter derjenigen zurücksteht, die ein Gymnasium giebt. — Letzteres wird ja noch heute vielfach bestritten; aber es ist wohl zu beachten, daß er dies auch nur behauptet von Realschulen, die nach seinen Grundsätzen eingerichtet sind, nicht von den zu seiner Zeit bestehenden. So war er z. B. eifrig bemüht, den Unterricht im Lateinischen in die Elberfelder Realschule einzuführen. Wie es auf den Gymnasien die klassischen Sprachen sind, so ist es auf der Realschule die deutsche Sprache, an welcher des Volkes Geist, wie er erkannt wird, so auch gebildet werden muß. Daher ging von früh an in seinem Streben nach Volkshebung auch das Bestreben, den Unterricht in der deutschen Muttersprache umzugestalten, und der Jugend, die am Sprachenlernen leiblich und geistig zu Grunde gerichtet wird, ein besseres Mittel zu bieten. „Lange genug hat man uns auf Schulen mit thörichtem Formel- und Regelkram gequält und statt des Brodes Steine gegeben, statt uns unsere wunderbare Sprache aufzuschließen, und geistlose Regeln dictirt und von uns auswendig lernen lassen, damit wir künftig an ihrer Hand redeten und schrieben.“

Seine Arbeiten auf dem Gebiet der Pädagogik betreffen zumeist den Unterricht in der deutschen Sprache. Weniger in Nürnberg, aber vor Allem in Berlin auf der Gewerbeschule, in der kein lateinischer Unterricht ertheilt wurde, war er durch seine Stellung auf diesen Unterricht gewiesen; er gab ihn schließlich durch alle Klassen, mit Ausnahme der ersten; und zwar nach dem Plan, den er mit dem Director entworfen. Aus dieser Zeit stammen die Grundzüge seiner hieher gehörigen, bedeutsamen Schrift, die er behufs der Prüfung zum Oberlehrer schon in seiner Abhandlung über dieses Thema niedergelegt hat. Wie er selbst sagt, ist er diesen im Ganzen treu geblieben. Wackernagel trat in dieser mehr praktisch gerichteten Schrift, wie hernach sein Schüler Rudolf von Raumer in seiner wissenschaftlichen Abhandlung der damals sehr verbreiteten Becker-Wurst'schen Schule entgegen. Die Formen der Sprache sollen nach dieser der Schlüssel sein, durch den dem Schüler der Einblick in die Operation des Denkens geöffnet wird. An der Wortbildung und Wortformen, wie an der Wortfügung und Redeformen soll er die Verhältnisse kennen und unterscheiden, in denen der menschliche Geist die Begriffe der Dinge und ihrer Thätigkeit auffaßt und zu Gedanken verbindet. Der Sprachunterricht wird so eine fortgesetzte Uebung in der Auffindung und Betrachtung der Verhältnisse, nach welchen der Geist die Begriffe unterscheidet, und der Gesetze, nach welchen er sie im Denken und Urtheilen mit einander verbindet. Also es sollte durch diese Methode das Denken in uns mittelst der Sprache, hernach das Denken über die Sprache und endlich das Denken über das Denken in der Sprache ausgebildet werden. So kamen die Sprachdenklehren auf, die einen rein formalistischen Unterricht beförderten.

Dem gegenüber trat Wackernagel mit seiner 1842 zuerst erschienenen Theorie auf, die er in Gesprächform entwickelte; er zeigte, daß der gewünschte Zweck mit jener Methode doch nicht erreicht werde, vielmehr der geistigen Entwicklung Schaden zugefügt werde, daß man die Schüler zu Reflexionen, Abstractionen und Productionen in einem Alter nöthige, in welchem der kindliche Geist die Reife dazu noch nicht habe. Es ist vielmehr aller grammatischer Unterricht, möge er

in analytischer oder synthetischer Weise gegeben werden, zu beseitigen. Gleichzeitig sprach dasselbe speciell für Gymnasien Hiecke aus. Darin stimmte ihm Staatsrath von Rümelin bei; ebenso vertrat seines Lehrers Standpunkt R. v. Raumer, nachher Völter, Bock, Goltzsch u. a. Begründer dieser Richtung wär J. Grimm in der Vorrede zu seiner deutschen Grammatik (erste Ausgabe). In seiner oben erwähnten Abhandlung sagt Wackernagel treffend: „Die Muttersprache ist nicht etwas, das wie eine alte fremde Sprache oder wie ein anderer Gegenstand des Unterrichts von den Knaben gelernt werden müßte; in ihr lernen und denken sie, in ihr und mit ihr bilden sie sich, nicht durch sie. Dies gilt für die Volksschulen wie für die höheren Lehranstalten: statt dessen sollen die Schüler zu den Denkmalen des deutschen Geistes in der deutschen Literatur geführt werden und an diesen Musterstücken ihre Sprache bilden lernen. Was von Grammatik ihnen zu geben, hat der Lehrer des Lateinischen, überhaupt der fremden Sprache, auf dem Gymnasium und der Realschule beim Unterricht in der lateinischen Grammatik ihnen zu bieten, wie denn jeder Lehrer zugleich auch bestrebt sein soll, Lehrer des Deutschen in allen seinen Unterrichtsgegenständen zu sein. Durch diese Vergleichungen wird die Aufmerksamkeit des Schülers, ebenso wie der Sinn geweckt für die Nothwendigkeit der grammatischen Regeln auch in der Muttersprache. Für den Unterricht in dieser bleibt deutsche Dichtung, alte Grammatik und Metrik. So lernt der Schüler beim Unterricht im Lateinischen die Bezeichnungen der verschiedenen Wörterklassen, Casus, Tempora, Modi. „Man rede von Substantivis, Verbis u. s. w., wie man von Tischen, Stühlen, Blumen und Früchten redet, die ein Kind bald kennt und doch nicht zu erklären weiß. Und soll ja etwas erklärt werden, so geschehe es im Anfang auf's Aeußerlichste." Darum will er für die unteren Klassen: Lesen, Orthographie, Gedichte. In den oberen tritt dazu Metrik, Literaturgeschichte und Anfertigung deutscher Aufsätze. Am deutlichsten wird seine Methode werden, wenn wir den Lehrplan seines deutschen Unterrichtes in Berlin und Elberfeld, Anfang und Ende seiner Wirksamkeit vergleichen, wobei wir nochmals für beide bemerken, daß Unterricht im Lateinischen nicht ertheilt wurde.[61]

Von den vier Unterrichtsstunden in der Quarta wurde eine

benutzt, um den Schülern ein Gedicht zu dictiren, das sie auswendig lernen und vom Platz aus hersagen (nicht declamiren) mußten. Der Zweck war, die Schüler zu üben, Dictirtes richtig und mit guter Interpunktion nachzuschreiben, theils das Gedächtniß zu üben und mit einer Anzahl guter Gedichte bekannt zu machen. In einer zweiten wurden Themata zu schriftlichen Aufsätzen durchgesprochen, vorbereitet, auch wohl entworfen, damit sie ausgearbeitet werden könnten. Die Schüler sehen sie dann vorläufig gegenseitig durch, worauf sie vom Lehrer mit Andeutung der Fehler zurückgegeben werden, und die Schüler die Fehler verbessern mußten. Die beiden anderen Stunden sind theils zum Lesen in seinem Handbuch deutscher Poesie bestimmt, theils zu grammatischen Uebungen und Betrachtungen, um so den mit ungleichen Vorkenntnissen kommenden Schülern eine gleichartigere Vorbildung für den folgenden systematischen Unterricht zu geben. In der folgenden Klasse wurde ein Stück Prosa auswendig gelernt und hergesagt (Tertia II), wobei besonders auf angemessenen Vortrag gesehen wurde; dieser Wechsel hatte seinen Grund darin, daß beim Hersagen prosaischer Stücke diejenigen Fehler nicht verknüpft sind, in welche Schüler beim Hersagen von Gedichten verfallen; es wird so ein mehr durch Vers und Reim, als durch den Sinn geleitetes mechanisches Hersagen vermieden. Was die Aufsätze anlangt, so war die Methode der Behandlung dieselbe; auch änderten sich weniger die Aufgaben, als die Anforderungen an die Darstellung. In den beiden anderen Stunden wurden die Elemente der Lautlehre, Formen- und Wortlehre durchgenommen; bei der ersteren vornämlich die Gründe der Orthographie, bei den beiden anderen Alles, was zur gründlichen Behandlung der Syntax nöthig ist, wie sie in der folgenden, Obertertia, gelehrt wurde und sich auf die Lehre vom einfachen und zusammengesetzten Satz, auf die Syntax seiner Bestandtheile bezog. In dieser Klasse sollen die Aufsätze frei von allen Verstößen gegen Grammatik und Richtigkeit des Ausdrucks und der Schreibung sein; die Correctur erstreckt sich wesentlich auf die höhere Angemessenheit und Gewandtheit der Darstellung. In der vierten Stunde wurden wieder Gedichte vorgetragen, und bei der Erklärung Rücksicht auf ästhetische und literarische Bemerkungen ge-

nommen. In Secunda war von den drei Stunden eine zu Aufsätzen verwendet, zu denen Aufgaben aus dem Gebiete der Erzählung und Beschreibung, der Betrachtung und des Geschäftslebens gewählt waren, wobei auf eine gewisse Vollendung der Auffassung und des Styls gesehen wurde. Bei der Vorbereitung wurden die Schüler geübt, ihre eigenen Gedanken frei vorzutragen. Die beiden anderen Stunden galten der Metrik und der Vorbereitung auf die Literaturgeschichte. Im Anschluß an seine „Auswahl" wurde das Wesentlichste, was sich auf die Form der Gedichte bezieht, abgehandelt und durch die sich an die Gedichte anknüpfenden erklärenden und historischen Mittheilungen eine vorläufige Einsicht in die mannigfaltigen Verzweigungen unserer Literatur gegeben. Hieran schlossen sich endlich in der obersten Klasse die Hauptmomente der Literaturgeschichte.

In Elberfeld wurde in den Klassen von Sexta bis Tertia das Lesebuch Wackernagel's nach seinen drei Theilen dem Unterricht zu Grunde gelegt; in Secunda ertheilte Wackernagel ihn selbst in vier Stunden, in zwei Stunden deutsche Grammatik, mit besonderer Ausführlichkeit der Lehre von den Redetheilen; in der dritten Vorbereitung und Besprechung der Aufsätze; in der vierten wurden Gedichte gelesen, erklärt, vorgetragen, auch größere vorgelesen, wie der Cid, Herzog Ernst von Uhland. In der Prima verwendete er zwei Stunden zur Geschichte der deutschen Sprache, Verhältniß der Schriftsprache zu den Mundarten (ließ auch — nach Rudolf v. Raumer's Vorschlägen, die Schüler in ihren heimathlichen Mundarten kleinere Aufsätze machen); behandelte die Entwicklung der dreierlei Dichtungsarten: Lied, Epos, Drama und gab eine Geschichte der deutschen Metrik. Gelesen wurden außer kleineren Stücken älterer und neuerer Zeit die Antigone von Sophokles in der Donner'schen Uebersetzung; Richard II., Julius Cäsar, von Shakespeare; das Nibelungenlied; Stücke aus den „Edelsteinen".[65]

Der ganze deutsche Unterricht basirt also bei Wackernagel auf dem Lesebuch. Daher sein Plan, ein zusammenhängendes Sprachwerk auszuarbeiten und zum Handbuch deutscher Poesie und Prosa einen dritten Theil, der sich auf die beiden ersten stützen sollte, über Grammatik und Metrik hinzuzufügen. Die

Ausführung geschah in anderer Weise. Das Lesebuch sollte die ganze Bildungszeit des Unterrichts umfassen, seine Anordnung und Auswahl bedingt sein durch den stufenweisen Fortschritt vom Leichteren zum Schwereren, und so der geeignete Stoff für die verschiedenen Altersstufen geboten werden, an welchem das Sprachgefühl sich bilden und die Sprachbildung ein Muster und zugleich die Erkenntniß in der Sprachentwicklung ihre Beispiele haben könnte. Das Lesebuch soll also nicht eine Beispielsammlung für den grammatikalischen Unterricht in Satzlehre und Stilistik sein, noch ein trockenes Compendium realistischen Wissens. Die Kinder und Schüler, die Lernenden überhaupt sollen eine Freude an demselben haben, und mit Lust dazu greifen, um darin zu lesen oder daraus vorlesen zu hören. Es muß ein Lesebuch für deutsche Schulen und für den deutschen Unterricht das Beste nach Form und Inhalt darbieten, damit die Schüler so gewöhnt werden, an dem Besten sich zu bilden und für das Lesen des Besten Geschmack gewinnen, und da es eben ein deutsches sein soll, muß das deutsche Geistesleben auf allen Stufen in geeigneter Auswahl in den Vordergrund treten, um so in das deutsche Volksthum nach den verschiedenen Seiten seiner Bethätigung einzuführen: nationales Bewußtsein zu erwecken auf dem Grunde des Glaubens und der Sitten der Väter und Liebe zum heimischen Boden und der auf ihm sich abspielenden Geschichte der deutschen Vorzeit bis zur Gegenwart. So wird Poesie und Prosa darin vertreten sein müssen.

Es war nun ein überaus glücklicher Gedanke Wackernagel's, um nach diesen Seiten hin allmälig allen Anforderungen für alle Stufen zu entsprechen, daß er seinen Grundplan allmälig durchführte und mit der allerersten Stufe anfing. Wie er den drei folgenden eine Anweisung für den Lehrer gab, so hier für die Mutter. Wir meinen die durch ihn bearbeitete und herausgegebene „Goldene Fibel"; in der That, nach Form und Inhalt verdient dies Büchlein ebenso ein goldenes genannt zu werden, wie sein: „Unterricht in der deutschen Muttersprache" so genannt worden ist. Es ist eine Fibel im höheren Sinne, soll aber gleichfalls dem ersten Unterricht in der deutschen Muttersprache, im Lesen dienen. Ueber diese Anweisung läßt sich Wackernagel dahin aus, daß die ihm

bekannten Methoden verwerflich seien, da sie alle unnatürlich wären. Die Elemente sind überall das Letzte und Schwerste, mit ihnen anfangen ist ein logischer und pädagogischer Fehler. Nicht nach der synthetischen Methode, sondern der analytischen sei zu verfahren, und zwar hat das Kind nach ihr im Hause von der Mutter lesen zu lernen. Aus dem Munde der Mutter empfängt das Kind die Muttersprache, und was es empfängt, eignet es sich durch Nachahmung an. Mit der Sprache der Mutter und den Sitten, in denen es aufwächst, empfängt es den historischen Geist des Volkes. Alles was es so lernt, macht dem Kind den Eindruck, daß es die Mutter sich nicht erdenkt, sondern daß es Vorgefundenes bloß mittheilt. Dahin gehören auch die Geschichten, welche die Mutter erzählt, nämlich Sagen und Mährchen und daneben biblische Geschichten. Beides steht im Gegensatz zur profanen Welt, und hebt die Seele über letztere empor. Diese Rechte darf die Mutter nicht abtreten an Kleinkinderschulen und Kleinkindergärten, oder sich verkümmern lassen durch's Vereinsleben.

Das erste Buch für die Mutter und das Kind muß Alles das enthalten, was die Mutter dem Kinde zu singen und zu sagen hat. Durch Vorlesen und Vorsagen zugleich mit dem Zeigen des Gelesenen sollen dem Kinde die Stücke eingeprägt werden. Zuerst Lieder, späterhin Prosastücke. Hat es so die Zeilen gelernt, dann geht es an das Unterscheiden der Wörter in denselben. Diese hat es dann aufzusuchen in verschiedenen Zeilen; zuerst die kleineren, dann die größeren; dann fortzuschreiten zu den Sylben, schließlich zu den Buchstaben in denselben. Damit ist dann das Lesen erlernt.

Wackernagel's Fibel ist für jedes Kind anziehend durch seine schönen Bilder und durch seinen entsprechend schönen und mannichfaltigen, grade die Aufmerksamkeit der Kinder fesselnden Druck, vor allem aber durch den entsprechenden, die kleine Welt des Kindes umfassenden, reichen Inhalt. Es bietet die nothwendigen Gebete, mit dem Vaterunser anfangend, auf Morgen und Abend und bei Tische, die passenden Psalmen (23. 121); leichte Liederverse und Kirchenlieder für alle Bedürfnisse im Hause, biblische Geschichten zu den großen Festen, den Glauben; Lilienblumen heiliger Sprüche nach dem Alphabet, sechs Blätter; —

Kinder- und andere liebliche Lieder, auch patriotischen Inhalts (Ich hatt' einen Kameraden, Jung Siegfried, Der alte Barbarossa), Sprüchwörter, Spiellieder, die Lieder mit und ohne Noten, endlich sieben schöne Mährchen. — Leider verbietet der zwar für die Ausstattung keineswegs zu hohe Preis doch die so wünschenswerthe weitere Verbreitung in den Kreisen der weniger bemittelten Eltern.

Von hier wird das Kind durch die drei Stufen des Lesebuches geführt. Der erste Theil mit 177, theils poetischen, theils prosaischen Stücken: Fabeln, Mährchen, Lieder, Räthsel, religiösen wie weltlichen, auch patriotischen Inhaltes, Geschichten; der zweite Theil mit 226 Stücken, auch einige allemannische Gedichte Hebel's, mit den nöthigen Worterklärungen; der dritte mit 160 Stücken; beide mit Stücken aus der deutschen Geschichte, aus der Reformation und besonders der Freiheitskriege, auch Stücken, in denen der ächte Humor unseres Volkes vertreten ist; — von den Nibelungen an bis auf Rückert, Hey, Goethe, Uhland, Stöber, Grimm, Hebel. Ueberall zeigt sich des Verfassers christlich-nationaldeutscher Sinn; seine Originalität und weite umfassende Belesenheit. Da, wie Schulrath Dr. Heiland mit Recht sagt, solche Sammlung nicht das Werk eines Einzelnen sein kann, sondern nur unter Mitwirkung aller Kräfte, die dafür Interesse und Beruf haben, zu Stande kommen darf, so ist eben dies hier erfüllt, wie wir früher mitgetheilt. Es könnte dieses Lesebuch ein „eisernes Inventarium" sein, wie jener sich solches denkt. — Es ist eine reichhaltige Sammlung, und doch nicht umfangreich, da der Verfasser dem Grundsatz mit vollem Recht huldigt, daß nicht das Vieles Lesen, sondern das wiederholte Lesen eines guten Musters wahrhaft bildend sei. Daß er seinen Grundsätzen in der Orthographie folgte, versteht sich; es war dies aber vielen Lehrern oder Behörden Anlaß, es nicht einzuführen!

Diese Lesebücher, wie insonderheit der vierte Theil, über den Unterricht, haben zwar viel Anstoß erregt, aber sie haben auch ihrem Urheber den reichen Dank zahlreicher Eltern, Kinder, Lehrer und Behörden eingebracht. Von letzteren empfahl das preußische Unterrichtsministerium mittelst Rescriptes von 1842 allen Schulanstalten den vierten Theil. Unter den Gegnern vertrat besonders Mager in der pädagogischen Revue 1844 einen

entgegengesetzten Standpunkt, von einer entgegengesetzten Lebens- und Weltanschauung ausgehend, als Vertreter von $^{99}/_{100}$ der heutigen Gebildeten: den Standpunkt des rationalistischen Humanismus; sein Vorwurf, daß Wackernagel ein Nachzügler der romantischen Schule sei, ist mindestens unwahr, ebenso der des Pietismus, und kann nur von denen erhoben werden, die beides nicht zu unterscheiden wissen von dem positiven Christenthum. Jene aber in den „Grimm'schen Mährchen“ zu finden, wie ein anderer Gegner thut, ist lächerlich. Ungeachtet Rector Breier in Oldenburg (jetzt in Lübeck) 1844 auch als sein Gegner auftrat, muß er doch anerkennend bemerken:[66] „Die Liebe, mit der die Kinder das Lesebuch treiben, ist die beste Bürgschaft für den Werth desselben. In der ganzen Einrichtung, selbst in anscheinenden Kleinigkeiten, bewährt sich der praktische Schulmann.“ Und nun hebt er rühmend hervor, daß es ohne bestimmte Eintheilung sei, „einem schönen Garten vergleichbar, wo Bäume, Sträucher und Blumen aller Art wechseln, die Wege bald an Wiesen vorbei, bald durch Blumenbeete führen, bald an einem Bach hin, auch wohl über eine Brücke und dann das Dunkel eines Kieferngangges und in Schlangenwegen auf einen Hügel“; daß er die Quellen oben darüber angegeben, damit der Lehrer über die Männer gelegentlich etwas sage; lobt die schöne Ausstattung; die entschieden christliche Richtung. „Alles interessant, nicht selten pikant“, sagt ein anderes Urtheil. Ein Schweizer Schulmann sagt: „Wir halten Wackernagel — die Zukunft wird es lehren — für den Begründer eines wahrhaft psychologischen Sprachunterrichts. Er stützt sich auf Religion, auf die Heilighaltung des kindlichen Geistes und Gemüthes und auf die Liebe zum großen Vaterland, dem alle Stämme deutscher Zunge ohne Rücksicht auf gemachte Grenzen angehören. Als die Hauptsumme seiner Methodik nennt er: „Fürchtet Gott und gebet ihm die Ehre, denn die Zeit seines Gerichtes wird kommen, und betet an den, der gemacht hat Himmel und Erde und Meer und die Wasserbrunnen“. Alle Wahrhaftigkeit und Unbefangenheit der Rede wurzelt in diesem Boden. Als secundären Grundsatz nennt er Schweigen, denn durch Schweigenlernen lernt man reden. — Schweigen, d. h. die Gefaßtheit des Geistes, die heilige Stille, das Wort zu vernehmen.“

Noch bemerken wir, daß Wackernagel nicht genug warnen zu können meint vor den sogenannten Stylübungen, mit denen man die werdende leibliche wie geistige Reife nur zu sehr in ihrer Entwicklung hindert; der Knabe soll turnen, aber nicht über den Nutzen des Turnens einen Aufsatz schreiben. —

Sein Auftreten hat wesentlich dazu beigetragen, der bisherigen Richtung, namentlich der Herrschaft der Becker'schen Schule nicht bloß mit erfolgreichen Schlägen entgegen zu treten, sondern auch sie zu beseitigen; und die — allerdings noch heute nicht völlig gelöste Frage über diesen Gegenstand von gesunden Grundsätzen aus wieder in Fluß gebracht, ja noch einen Schritt weiter geführt zu haben. Das Schriftchen hat befruchtend auf den deutschen Unterricht, noch mehr auf die Lehrer in demselben eingewirkt. Seine Bedeutung ist denn auch heute noch verdientermaßen anerkannt, namentlich bei Fachgenossen. So sagt Rudolf v. Raumer in seiner umfangreichen Abhandlung über den „Unterricht im Deutschen", in seines Vaters Geschichte der Pädagogik:[67] „Ich darf bei allen meinen Lesern voraussetzen, daß sie diese vortreffliche Schrift kennen", „da in diesem reichhaltigen Gespräch der Verfasser mit dem tiefsten Sinn für seinen Gegenstand seine Ansichten durchführt." Ebenso bezeichnet Schrader in seiner Erziehungs- und Unterrichtslehre für Gymnasien und Realschulen[68] das Buch kurzweg als ein „goldenes Buch", das überhaupt kein Leser ungelesen lassen sollte, und mit gleicher Anerkennung verweist Palmer[69] und Heiland[70] auf dasselbe. Nur eine Aeußerung möchten wir hier noch anführen. Rector Schmid in Eßlingen schreibt 1845: „Es sollten alle Lehrer und Erzieher Ihnen für Ihr Lesebuch dankbar sein; die alte Weise des deutschen Unterrichtes hat ja doch in der Praxis erst durch Ihr Buch und in der Theorie durch Ihren vierten Theil den entscheidenden Stoß bekommen. Wer sich ein Mal in die neue Weise hineingelebt hat, der erst kann mit rechtem Grauen an die Zeit zurückdenken, da das Schulmeisterthum auch über diese Provinz im Gebiet des Unterrichtswesens ihren versengenden Scepter gestreckt hatte. Kein Wunder, daß unsere klugen Alten vom deutschen Unterricht nichts wußten oder wollten; sie überließen ihn der Natur, welche die Kanäle schon zu finden wußte, um ihre Kinder mit gesunder

Nahrung aus der rechten Quelle groß zu ziehen. So oft ich jetzt in die deutsche Stunde gehe, freue ich mich und die Knaben freuen sich auch; diese weil ihrem Hunger statt Schalen und Hülsen wirklicher kernhafter Stoff geboten wird, weil sie beim Lesen sehen, daß sie etwas können und die Uebung dieser Kunst ihnen den Genuß der klassischen Erzeugnisse unseres Volkes verdoppelt; ich, schon weil die Knaben sich freuen und dann, weil ich hier Richtungen, die sonst zu fern liegen, verfolgen und Beobachtungen, die sonst sehr erschwert sind, machen kann. Denn hier kann der Lehrer zu den tiefsten Quellen deutscher Art und Kraft niedersteigen und die empfänglichen Gemüther der Jugend mit dem Volksgeist in die innigste Berührung bringen; da hat gewiß schon Mancher die Geistestaufe als Deutscher empfangen." Daß seine Lesebücher auf die sittliche Anschauung, besonders auf die nationale und patriotische Gesinnung der Schüler guten spürbaren Einfluß gehabt haben, darüber haben ihm Lehrer wie Schulräthe aus ihren Erfahrungen je und je erfreuende Mittheilungen gebracht.

Erst nach vollendetem 14. Jahre, wenn diese Lesebücher ihre Früchte getragen, kann die Muttersprache auf der Schule eine wissenschaftliche Behandlung erfahren. Dazu dienen dann die drei weiteren Bücher. Nämlich: die zuerst erschienene „Auswahl deutscher Gedichte nach den nationalen metrischen Formen derselben", seit 1832 bis 1872 sechs Mal, stets verbessert, erschienen. In den sechs ersten Abschnitten enthält sie diejenigen Formen der Poesie, welche den Dichtungen fremder Völker nachgebildet sind, im siebenten die ursprünglich deutschen Maße, im achten solche zweifelhaften Ursprungs. Allen berechtigten Anforderungen an ein solches Buch glaubte er zu entsprechen: dem strengen Unterricht in der Metrik, wie dem in der Grammatik, die sich sogar historisch entwickeln lasse; ebenso enthält es für die Literaturgeschichte der Poesie von Otfried bis Rückert alle Perioden und Dichterschulen in passenden Beispielen vertreten, und zwar aus der Gegenwart von einer Menge Dichter, die in solchen Sammlungen zum ersten Male erschienen, und die so in die Schulen und damit in die weiteren Kreise des Volkes eingeführt zu haben sein Verdienst war; zugleich aber gab er auch dadurch einen Beweis

seiner ausgebreiteten Kenntniß und Belesenheit. „Jedes ausgewählte Gedicht hat, wie ein Recensent mit Recht hervorhebt, einen absoluten dichterischen Werth.“ Noch gab er in der Vorrede treffliche Anweisung zum Gebrauch in aller Kürze dahin, daß man es auf keine Weise versuchen dürfe, die Schönheit den Schülern zu erklären, etwa durch Zergliedern. Den Sinn für Schönheit kann nur die Schönheit bilden. Dagegen sind die Schwierigkeiten in der Sprache, Construction, Grammatik und im Inhalt zu heben. — Trotz der großen Verbreitung und Anerkennung fehlte es nicht an Mißverständnissen, so namentlich, daß er an den Gedichten nur Metrik gelernt oder gar geübt wissen wolle. Nichts lag ihm ferner. Eine Verbesserung der zweiten Auflage war theils die sorgfältiger behandelte Orthographie, theils, daß er besondere Abschnitte für Dichtungen mit Alliteration, Reimparen und Nibelungenstrophe bildete; und vor Allem, daß er in einem zehnten Abschnitt dem deutschen Kirchenlied eine Stelle gab, sowohl um der Form willen, da es mit seinen Wurzeln an die Zeit Otfried's und der Nibelungenstrophe heranreicht, als vorzüglich um des Inhaltes und ihrer poetischen Bedeutung willen: es sind die Erstlinge der evangelischen Kunst, und Psalter und Volkslied zugleich, und ruhend auf einer reichen, unergründlichen Vergangenheit. Das war ein kühner Schritt gegenüber dem damals weit herrschenden Unglauben; ein gutes Bekenntniß: die Kirche hat es ihm zu danken, daß er für die Schule das geistliche Lied zu erschließen bemüht war.[71] Was er hier in der Vorrede darüber sagt, ist ebenso wie das in der zur dritten Auflage über das Verhältniß von Poesie und Prosa Gesagte von großer Bedeutung; ebenso zeichnet er hier in allgemeinen Umrissen den Gang der deutschen Literaturgeschichte, um zu beweisen, wie wenig in der Schule der Ort und ein Lesebuch die Quellensammlung für dieselbe sein könne. Alles zeugt von Gediegenheit der eignen Forschung und giebt eigenartige Anschauungen von dem Gegenstande.

Weniger in den Gebrauch kam seine mit dem vorgenannten Werk parallel gehende „Auswahl deutscher Prosa“. Es sollte ein Schulbuch werden, das für die verschiedenen Klassen wahrhaft Schönes darbiete; daher bringt es die Beispiele aus sämmtlichen Arten der Prosa und nach chronologischer und sachlicher Anord-

nung. Luther und seine Zeit tritt besonders hervor, weil mit der Reformation der Kirche auch die der Sprache stattfand. Jedes Stück ist möglichst in seiner Originalorthographie belassen. Es bietet das Buch so eine innere historische Entwicklung der Prosa vom Ausdruck der unbefangenen Anschauung und Ueberlieferung, durch die künstlicheren Formen hindurch bis zur abstractesten wissenschaftlichen Behandlung: deutsche und fremde Mährchen und Sagen und Beispiele, wie unsere großen Dichter dergleichen bearbeitet; der historische Stil; Beschreibungen und Schilderungen, frei und in Briefform; wissenschaftliche Behandlung und Rede über Gegenstände aller Art. Auch hier hat das Ausgewählte nur das für die Jugend Beste geben sollen. „Ich weiß sehr wohl, daß Vielen meine Ansichten über das Gewissen bei literarischen Gegenständen zu streng erscheinen." Und so hat das Buch auch eine directe Gegenwirkung gegen das viele Unlautere der Zeit ausgeübt.

Beide Bücher boten den Stoff für den Unterricht auch in den oberen Klassen. Hier billigte er einen besonderen literaturgeschichtlichen Unterricht nicht; es lag ihm viel mehr daran, daß die Schüler in das Bleibende und Wirkende unserer Literatur eingeführt wurden; das Lesen war ihm die Hauptsache, und zwar aus den Quellen das Beste; er fordert, daß die beiden Hauptperioden unserer Literatur die epische Dichtung des 13. Jahrhunderts mit dem Minnegesang, und die neuere seit Klopstock bis auf die Zeit der Freiheitskriege durch Lectüre vorgeführt, und daß zum Verständniß nur die Hauptmomente der geschichtlichen Entwicklung hinzugefügt würden. Die Folge davon war, daß auch das Altdeutsche in den Kreis der Schule, natürlich der obersten Klassen hineingezogen werde. Es war diese Einführung eine sehr bedeutende Neuerung. Es ging nicht ohne Kampf. „Auf Seiten der Gegner war Geschick und Klarheit, auf Seiten der Neuerer bei regellosem Fechten und dem Mangel aller Einheit doch das unbesiegte Gefühl des Rechts, das Vorgefühl zukünftigen Sieges." Wackernagel wurde von der Idee getrieben, daß der Unterricht in der Muttersprache in den oberen Klassen der höheren Schulen die Einführung in die germanistischen Studien zum Zweck haben müsse. Zur Begründung derselben macht er auf-

merksam auf die Bedeutung derselben: „denn das Aufblühen der germanistischen Studien gehörte mit dem Aufkommen der Naturwissenschaften und dem Wiederaufkommen wahrer Theologie zu den großen Erscheinungen, welche eine neue Periode deutscher Kunstbildung ankündigen. Den Anfang germanistischer Studien muß aber Jeder machen, der mit der Poesie des deutschen Volkes sich vertraut machen will; wer Geschmack für Reinheit in der Dichtkunst, wer Freude an der Volkspoesie gewonnen, wird auf die mittelalterliche Poesie geführt, als die, welche sich zur letzten Periode unserer Literatur wie Volkspoesie zur Kunstpoesie verhält.“ Doch weicht Wackernagel von den muthigen Vertretern des Altdeutschen, wie Julius Mützell,[72] auch R. v. Raumer u. A., insofern nicht unbedeutend ab, als diese außer dem Mittelhochdeutschen auch das Althochdeutsche und Gothische getrieben wissen wollen.

Um seiner gemäßigten, richtigen Ansicht Bahn zu brechen, daß nur das Mittelhochdeutsche ein Anrecht habe, die älteren Perioden aber der Universität und dem Selbststudium überlassen bleiben müßten, gab er sein Lesebuch „Edelsteine deutscher Dichtung und Weisheit im 13. Jahrhundert“, zuerst 1850 heraus. Voran bietet er hier eine für die Schule angemessene Bearbeitung des Nibelungenliedes mit den nothwendigen Zwischenerzählungen. Dann unverkürzt den „Armen Heinrich“ und später auch „Otto mit dem Barte“; die Lieder Hartmann's, Reinmar's, Walther's geben das Bild der ganzen mittelalterlichen Lyrik in seinen Grundzügen; sodann ein Auszug aus Fridank's Bescheidenheit, wegen seines Verhältnisses zur Volkspoesie, namentlich zum Sprichwort; denn „er grade lehrt die große Wahrheit, daß deutsches Denken und Dichten gleich der Sprache ein sich vererbendes ist, ein Kreislauf von Herz zu Herzen, mit lebendigem Pulsschlage, der jedem Einzelnen das Wort, das auch alle Anderen wissen, auf die Lippen legt.“ Daran schließen sich noch einige Prosastücke aus David von Augsburg und Berchtold von Regensburg; die Prosa jenes, eine freie, aber sehr gewählte Uebertragung aus der lateinischen Sprache, zählt zu dem Schönsten was je in dieser Art geschrieben ist, — die des Anderen ist ein Beispiel einer unmittelbaren populären Rede-

weise. Zweckmäßig fügte er auch ein Wörterbuch hinzu und schickte voran eine Abhandlung über Orthographie und Aussprache. Die vier Auflagen, welche dieses edele Buch erlebt, zeigen seine Verbreitung und gewiß ist des Verfassers Wunsch in der Widmung an seine Söhne Otto und Ernst in Erfüllung gegangen, daß das Buch auch in Kreisen Studierender gebraucht wurde, und mancher junge Theolog sich durch die Proben aus David und Berchtold reizen ließ, die vollständigen Ausgaben Franz Pfeiffer's zur Hand zu nehmen, überhaupt sich alles Ernstes dem Studium der „deutschen Theologie" zuzuwenden und sich in des Meisters Werke selbst zu versenken.

Ehe wir von seinen Arbeiten für die deutsche Sprache scheiden, müssen wir schließlich noch eine Arbeit erwähnen: die neueste Ausgabe der Vilmar'schen Literaturgeschichte (die 17.) ist mit einer Reihe trefflicher Bemerkungen von ihm bearbeitet worden. Niemand war wohl dem ursprünglichen Verfasser congenialer, als der ihm eng befreundete Wackernagel, sowohl was die Sachkenntniß als was den Standpunkt betraf.

Neben dem Unterricht im Deutschen war es der in den Naturwissenschaften, dem er seine Begabung in besonderem Maße zuwandte. „Die germanistischen Studien haben dies mit den naturwissenschaftlichen gemein, daß ihnen eine unmittelbare Vertrautheit mit dem Gegenstande durch Gefühl und Gewöhnung vorangeht, daß in dem Kreise, in welchem die Liebe das Studium, das Studium die Liebe hervorruft, diese die Anfängerin ist, während es sich bei fremdartigen Studien umgekehrt verhält." Die Wichtigkeit dieses Zweiges hat er daher nie verkannt, und welche Früchte er darin erzielt, haben wir S. 106 aus den Beispielen seiner Schüler ersehen. Nach allen Zeugnissen darf wohl behauptet werden, daß der Schüler Karl v. Raumer's seinen Lehrer, der auf diesem Gebiet das Muster eines Pädagogen war, mindestens erreicht hat. Um charaktervolles, Herzen wärmendes Wissen zu vermitteln, muß man von der Anschauung ausgehen; daher legte Wackernagel auf die Mineralogie und auf die Botanik so großes Gewicht. Sein Grundsatz war: Naturanschauung,

aber an der Hand der Wissenschaft; der Zögling soll selbständig erkennen, aber der Ertrag des Denkens und Forschens der Wissenschaft soll ihm zu gute kommen. — In der Mineralogie, und besonders in der Krystallographie wird das Auge und der Blick für die verschiedenen Formen, die Blüthen der Steine, in meisterhafter Weise zum Sehen, Erkennen und Unterscheiden gezogen. Ebenso sollten die Schüler in der Mathematik mathematisch anschauen lernen; oft ließ er daher, statt an einer Kreidefigur zu beweisen, eine Figur im Geiste zeichnen, mit den nöthigen Buchstaben versehen und dann an der unsichtbaren Figur so operiren, wie wenn sie sichtbar an der Tafel stünde.

Bei der Naturgeschichte legte er den ganzen Nachdruck darauf, daß Naturgeschichte, nicht Naturbeschreibung der richtige Name sei; denn die Erscheinungen sollen nicht beschrieben werden, sondern historisch dargestellt; also kein Nebeneinander, sondern ein Nacheinander; Alles ist genetisch zu fassen. Vor Allem hat Chemie und Physik ihren Reiz in dem Ungewöhnlichen, die übrigen Naturwissenschaften beschäftigen sich mit den stets wahrgenommenen Beziehungen; dort aber wird von den Erscheinungen ausgegangen, feste Schlüsse gezogen, um durch neue Versuche neue Erscheinungen zu bewirken. Zwar sei hier viel Unnützes auszuschließen, man kann und soll sich auf der Schule mit Wenigem begnügen, und hieran die bildende Seite der Wissenschaft zeigen. Wenn er auf das Genetische alles Gewicht legt, so schließt das die Mineralogie nicht aus; denn auch die Gestalt ist genetisch zu fassen. Vielmehr ist die Mineralogie die einzige Wissenschaft, welche auf der Schule mit Erfolg gelehrt werden kann, hier ist eine Sammlung möglich; der Schüler kann daran beschäftigt werden, und die Ruhe des Unterrichts ist durch die Beständigkeit der Sammlung gegeben; dazu kam nun seine eigenthümliche Weise, in die Krystallographie einzuführen. Dem gegenüber stellt er Zoologie und Botanik ziemlich tief.

Legte er hier den Schwerpunkt auf die genetische Entwicklung, so läßt dies schon ahnen, welche Bedeutung er der Weltgeschichte überhaupt beigelegt haben muß. Er selbst übernahm in Wiesbaden darin den Unterricht in der Revolutionszeit 1848,

um so die echte nationale und patriotische Gesinnung zu wecken; die historischen Gedenktage fanden in ihm den begeisterten Pfleger und Redner. „Allerdings muß der Lehrer der Geschichte aus den Quellen geschöpft haben, und nicht die nach Geschichte lechzenden Knaben mit dem Wasser tränken, das er Tags zuvor am Fluß unterhalb der Stadt geschöpft hat, sondern mit dem Quellwasser, das die Augen reinigt und das Herz stärkt, muß er vor die Jugend treten. Jahrelang aus der Hand in den Mund leben, bis man seinen Rotteck auswendig weiß, das macht noch keinen Lehrer in der Geschichte, so häufig sich dieses Misère auch findet und so schön es auch verknotigt ist mit der vagabondirenden geistreichen Ansicht, daß alle Geschicke Gottes nur dagewesen, um uns selige Menschen der „Jetztzeit" unter des Lebens goldenen Baum und auf die Zinne der Vollkommenheit zu führen, deren wir uns mit gerechtem Stolz, wenn auch nicht mit Ahnenstolz, erfreuen." Dieser Bedeutung des Geschichtsunterrichtes widerstreitet nicht sein Verfahren, daß er in Elberfeld aus den beiden untersten Klassen den Geschichtsunterricht beseitigte und statt dessen jeder Klasse eine Stunde mehr für die biblische Geschichte gab. Denn die biblische Geschichte bildet den allein richtigen Anfang und die allein richtige Grundlage alles Geschichtsunterrichtes, und da sie in demselben Verhältnisse zu dem Religionsunterrichte steht, so erscheinen in den unteren grundlegenden Klassen der Schule zwei Gegenstände auf's Innigste mit einander verbunden, die ihrem Wesen nach auch später in dieser Verbindung gedacht werden müssen, wenn sie aus anderen Gründen eine abgesonderte Behandlung erfahren. Alle weiteren Unterrichtsfächer stehen in dem Dienste dieser beiden, der Geschichte und der Religionslehre, und mit diesen in dem Dienste der heiligen Schrift. Alle Wissenschaft arbeitet, sie mag es wissen und wollen oder nicht, zu keinem anderen Zweck, als um Gottes Wort zu begreifen, keine Kunst zu einem anderen, als um darzustellen, wie weit sie Gott erkannt, und die zwei Gebote zu erfüllen, in denen das ganze Gesetz und die Propheten hangen. Eigenthümlich ist, daß er die Schüler mit der Missionsgeschichte bekannt zu machen für nöthig hielt; dazu sei die Kirchengeschichte der passende Platz; aber er wünschte auch noch, daß alle Monate vor der ganzen

Anstalt ein Missionsvortrag gehalten würde, nicht bloß um die Schulen so mit dem ganzen Werke der Mission bekannt zu machen, — nicht bloß um so den philiströsen Ansichten über das Missionswesen, wie es in Elberfeld seit und trotz Begründung des dortigen Missionshauses noch immer weit verbreitet war, entgegenzutreten, nicht bloß, damit die Schüler dann Gelegenheit hätten, ihre Liebe zu allen Menschen auch durch die That, durch freiwillige Beiträge zu bethätigen, sondern vor Allem, weil sie die Früchte des Geistes der Wahrheit an dem Siegeslauf durch die Weltgeschichte am deutlichsten aufzeigt. Im gleichen Sinne sorgte er, zur Belebung des religiösen Sinnes in der Schule, für die Einführung täglicher Morgenandachten der gesammten Anstalt.

Erinnern wir noch an die seltene Gabe, die er für schönes Zeichnen und Schreiben besaß, und vor Allem, mit welcher Lust er von Jugend an dem Turnen sich hingab, so werden wir hieraus ermessen, wie sehr ihm auch diese Unterrichtsgegenstände stets am Herzen lagen; erwähnt ist schon, mit welchem Eifer er darauf bedacht war, in Elberfeld einen Zeichensaal herzurichten, und daß er selbst in den unteren Klassen Zeichnen lehrte; und wie viel ihm daran lag, daß in Wiesbaden ein Turnplatz und in Elberfeld eine Turnhalle hergestellt wurde.

Das Turnen hat nicht die Stärke oder Gesundheit, sondern die Gewandtheit des Körpers zum Zwecke. Die dahin zielenden Uebungen bilden ein System, damit die Gewandtheit sicher und allmälig, aber auch allseitig erreicht werde. Diese Gewandtheit zeigt sich im System schöner Bewegungen, daher als Turngesetz aufzustellen ist, daß alle Uebungen schön zu machen sind. Sofern beim Turnen eine Menge von Gefahren zu überwinden sind, um die vollkommene Gewandtheit zum Ausdruck zu bringen, so wirkt die leibliche Bewegung auch hoch bedeutsam auf die geistige Bildung ein: sie schafft Geduld und Beharrlichkeit und stärkt so die Willenskraft; aber in der Freude, jene Gefahren durch schöne Bewegungen zu überwinden, stärkt das Turnen die Zuversicht, Sicherheit, Unerschrockenheit bei herannahenden Gefahren. Damit erzielt es denn überhaupt auch die geistige Gewandtheit, geschickt zu sein zu allen Dingen, auch im Hülfeleisten; dies hat auch eine Folge für die Uebung in der Liebe. Daraus ergiebt sich, daß das Turnen weder in dem

Zimmer noch einsam betrieben werden kann, sondern allein in der Natur und in der Gesellschaft, und somit wird es zu einem Erziehungsmittel für das Volk. Ihm war das Turnen kein Spiel, sondern eine heilige Sache. Es galt, an Leib und Seele, in dem ganzen Charakter tüchtig zu sein, das Schwert zu ziehen für König und Vaterland. Von den Turnspielen, -Fahrten und -Festen ist ebenfalls schon geredet. Hier hatten denn auch die in der Schule gelernten und in den Singestunden eingeübten Volkslieder ihre Stätte. Wir stehen nicht an, ihn als den bedeutsamsten und geistvollsten, wie lebendigsten Schüler Jahn's zu bezeichnen, dem er mehr verdankte als das Turnen, dem er auch den Glauben an seinen Heiland und seine ganze spätere Laufbahn, durch die Empfehlung an Karl v. Raumer zu danken hatte. Aber mehr noch: seine Dankbarkeit bewies er ihm durch die That, daß er für seine ganze Wirksamkeit überall dem Turnermotto „Frisch, frei, fröhlich und fromm“ in Wahrheit und durch die That Ehre machte, daß er Jahn's richtige Bestrebungen erkannte, von etwaigen Einseitigkeiten befreite und in das Volksleben durch die Schule einzuführen, überall bemüht war. Daher, wie er selbst ein Feind aller Weichlichkeit war, so war ihm auch unter der Jugend nichts mehr als sie verhaßt.

Den rechten Erzieher und Jugendfreund konnte man in ihm erkennen, wenn man ihn auf dem Turn- oder Spielplatz unter dem jungen Volke sah. Er war ein Meister im Turnen, wie in allen übrigen Leibesübungen: Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Fechten u. A., und besonders in den Turnspielen. Der Turnplatz wurde durch ihn belebt, und darum hing auch die Jugend an ihm hier in ganz besonderer Weise, und daß dies nicht ohne Einfluß auf den Unterricht wie auf die Erziehung überhaupt war, bedarf keiner Erwähnung. In allen diesen Uebungen war er bis in sein sechszigstes Jahr ein Meister, und somit Allen ein Vorbild. Er führte nicht bloß die schwierigsten Stücke mit jugendlicher Kraft und Elasticität des Körpers aus, sondern vor Allem mit der in seinem Wesen liegenden Correctheit und ästhetischen Sauberkeit. Mit innigster Freude nahm er stets an ihren Spielen Theil, im Winter lief er mit ihnen Schlittschuh, führte Schneeballschlachten kunstgerecht

auf, veranstaltete noch in Elberfeld mit der gesammten Schule eine Schlittenpartie, indem auf Handschlitten an den Abhängen des Wupperthales hinabgefahren wurde, er stets auf dem vordersten Schlitten; wie leuchteten da seine Augen so freundlich, ja verklärt, — schreibt ein Augenzeuge, — wenn er sich mit seinen Schülern im unschuldigen, Gott wohlgefälligen Spielen freuen konnte. Und alle Schüler fühlten, wie gut er's mit ihnen meinte, wie ihm ihr Wohl, Leibes und der Seele, am Herzen lag. —

Freilich, um ein tüchtiger Lehrer in der Schule und ein Volkserzieher zu sein, dazu gehört nicht bloß, daß man ein Glied und Kenner seines Volkes sei, sondern auch im Glauben der Kirche stehe, welche dem deutschen Volke durch die That der Reformation als besondere Gnadenheimsuchung Gottes erneuert worden ist. In diesem Glauben wurzelte seine Pädagogik, wie sein Leben. Dieser Kirche widmete er sein Haupt- und Lebenswerk.

Dreizehntes Capitel.

Wackernagel als Hymnolog.

Glaube und Kirche. Das Kirchenlied als geistliches Volkslied. Seine Geschichte. Das Gesangbuch.

Wie wurde der Mineralog ein Hymnolog? Den äußeren Entwicklungsgang davon haben wir früher überschaut. Hier ist es der innere; zugleich muß die Stellung, welche er in diesem Zweige der kirchlichen Wissenschaft eingenommen hat, im Folgenden nachgewiesen werden.

Für die Poesie kann nur der ein volles und tiefes Verständniß haben, der selbst poetisch angelegt ist. Für das Volkslied geht nur dem ein Verständniß auf, der nicht bloß poetisch begabt ist, sondern auch aus den Kreisen des Volkes hervorgewachsen, in

denen es seine Wurzeln hat, und der deshalb in die Tiefen des Volkslebens sich selbst hineingelebt, und mit offenem Auge und klarem Blick das innerste Wesen des Volkes beobachtet hat. Aber ein Verständniß für das geistliche Volkslied, für das Kirchenlied, wird nur dem erschlossen, der zugleich neben dem Besitz jener beiden Erfordernisse auch mit seinem geistlichen Leben als lebendiges Glied der Kirche eingewurzelt ist. Von seinen poetischen Anlagen war schon auf verschiedenen Stufen seiner Entwickelung die Rede; es war aber nicht bloß die Gabe der Dichtung, die ihm eigen war, und die er mit ungemeiner Formgewandtheit von früh an handhabte; seine ganze Natur war poetisch durchhaucht. Von jener Leichtigkeit des Dichters erzählt uns Auguste Teschner, die treue Freundin und Gehülfin des Raumer'schen Hauses, in ihren trefflichen weitverbreiteten Lebensbriefen:[73] Wir fuhren gegen Ende eines köstlichen, von Sonnenglanz umflossenen Tages auf der Saale, und Binzer sang das Lied von Deinhardstein „Der Vogel über dem Walde“:

In blauer Luft
Ueber Berg und Kluft
Läßt Du lustig Dein Lied erklingen,
Schwebst hin und her
In dem blauen Meer,
Dir zu kühlen die luftigen Schwingen.

Wo die Wolke saust,
Wo der Waldstrom braust,
Kannst Du auf, kannst Du nieder schweben,
So mit einem Mal
Aus der Luft in's Thal:
Ach was führst Du ein herrliches Leben![74]

Die Melodie war reizend und wir bedauerten, daß dies Liedchen nur zwei Verse habe. Da zog Wackernagel seine Schreibtafel heraus und fuhr im Liede fort:

Liebes Vögelein
Ist der Himmel Dein
Und die himmlischen Wiesen und Auen,
Flöge auch wie Du
Gern der Sonne zu,
Ihre himmlischen Gärten zu schauen!

Wenn der Abend graut,
Wie des Abends Braut,
Willst Du freudig sein Scheinen empfangen;
Auf dem kühlen Baum
Giebt er Dir den Traum,
Geht dann unter mit rosigen Wangen.

Diese seine dichterische Natur prägte sich auch in seinem ganzen Leben, in einer dasselbe verklärenden Weise, schon früh aus. Er selbst, äußerlich schön von Gestalt, hatte auch nur Sinn für das Schöne; aber nicht bloß in Bezug auf die Form, sondern auch auf seinen Gehalt. Das Schöne war ihm mit dem Wahren unzertrennlich verknüpft, und beides wirkte sich aus in dem Guten. Es war der Sinn für die Form, aber nicht ohne ihren Inhalt, weder auf dem Gebiet des Erkennens, noch des Thuns; sonst wird es zur Unwahrheit, Lüge, Heuchelei. Mit dieser Gesinnung, von der schon in seinen Briefen, da er erst zwanzig Jahre alt, Zeugnisse vorliegen, verband sich nun von Jugend an eine entschiedene feste und ihres Heils gewisse Glaubenszuversicht und Freudigkeit zu seinem Gott und Heiland. Genährt wurde dies durch sein Bibelstudium, wie durch die schönen Lieder der Kirche, die er schon als Currendeschüler singen lernte, und gepflegt durch den Umgang mit Männern wie Jahn, später Maßmann, Harnisch, Sauermann, vor allem v. Raumer, Steffens, v. Winterfeld, Schede. So wurde ihm früh der Blick des Geistes für sein eigenes Innere und seinen Wandel, wie für die Zustände seiner Umgebungen, die Lage der Seinen und die Verhältnisse des Volkslebens geöffnet und geschärft. Daher sein enges Gewissen auch auf literarischem Gebiet[75] für das, was für Schule und Volk heilsam ist. Was er seinem Bruder mahnend schrieb: „sei nur fleißig, gieb Dich in Gottes Hut, werde stark in der Geschichte und Natur, und sei still“ — er hat es selbst befolgt und dies köstliche Schweigen im stillen Aufnehmen der göttlichen Führungen an sich gesehen, und erkannt, daß es ein köstlich Ding sei, wenn das Herz fest werde, welches geschiehet durch Gnade. „Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein.“

Dieser so früh fest auf die himmlischen und christlichen Segensgüter gerichtete Sinn kam zu den ihm reichlich anvertrauten

natürlichen Gaben hinzu, um letztere zu heiligen, sie mit allem Fleiß auszubilden, sie in die rechten Bahnen und auf die höchsten Ziele zu lenken. Theolog von Beruf ist er nicht geworden; aber Alles geistlich zu richten, das hat er früh gelernt und stets bewährt. Im Umgange mit seinem väterlichen Freunde Karl v. Raumer hatte er zu seinen germanistischen Studien auch noch die Naturwissenschaften gefügt; beide im christlichen Geiste zu treiben, hatte er gleichfalls von ihm gelernt. Auch sein Turnen hat dazu geholfen, daß er, wie damals alle Patrioten eine Wiedergeburt des so tief gefallenen und gedemüthigten deutschen Volkes herbeizuführen strebten, mit seinen Lehrern und Freunden sich versenkte in die Geschichte und die alten Denkmäler der Literatur, wie in die Lieder der Volkserhebungszeit, und dadurch angeregt, in die klassischen Volkslieder unseres Volkes. Dazu mußten seine germanistischen Studien dienen, ihm sowohl diese Schätze als auch die des geistlichen Volksliedes aufzuschließen. Das ist die Brücke, auf der er vom Mineralogen zum Theologen hinüberging, so daß er später zwar nicht Professor der Mineralogie an einer Universität, wohl aber Doctor der Theologie von einer Universität für seine Verdienste um unsere Kirche wurde. Seine Jugenddichtungen sind bis auf wenige, wie oben erzählt, verloren gegangen; das geistliche Lied war schon von Breslau her das specielle Feld seiner Thätigkeit, und ihm brachte er seine poetischen Anlagen zum Opfer, indem er sich, in Folge des Karl v. Raumer gegebenen Versprechens, des eigenen Dichtens enthielt, aber auch nun um so tiefer in diese Kleinodien unseres Volkes in selbstloser Hingabe versenkte. Wie tief — das zeigen seine Werke und die an Geistesblicken so reichen Vorreden.

Wohl keiner hat jemals auf diesem Gebiet solche Studien gemacht, keiner solche Liebe diesem Gegenstand gewidmet, aber auch keiner so tief das Wesen des geistlichen Liedes erfaßt und erschlossen. Es haben Viele vor ihm sich mit der Hymnologie beschäftigt; diese Wissenschaft ist keine neue; es haben Manche vor ihm Sammlungen des geistlichen Liedes und der Kirchenlieder angestellt; auch eine Geschichte derselben geschrieben — aber wenn wir selbst die trefflichen Werke von Rambach und Koch vergleichen — wie treten sie doch in den Schatten gegen die, welche

wir seiner über ein halbes Jahrhundert diesem Gegenstande gewidmeten Arbeit verdanken. Keiner war so berufen, eine Geschichte des Kirchenliedes zu geben, als er; und doch hat er's nicht gewagt, wir haben nur Andeutungen; beabsichtigt hatte er sie; aber er hat nach des HErrn Willen nur Grund gelegt. Wie er selbst durch seine germanistischen Studien zum Volksliede und von hier zum geistlichen geführt worden, so wollte er zuerst seinem Volke diese Schätze wieder zugänglich, bekannt und lieb machen; und er fing damit an bei der Jugend. Darum hatte er in seinen Lesebüchern wieder Sagen, Mährchen und Lieder aufgenommen. Sie stammen aus der Jugendzeit des Volkes, für sie ist die Jugend am empfänglichsten. „Sagen, Mährchen und Gesänge sind die Kleinodien eines Volkes. — Göthe nennt die Zeit der Volkslieder die vorpolizeiliche. Arnim dagegen glaubt, daß viele Sagen in unserer Zeit erst recht wieder tagen. Es wäre schön, könnten wir dies Vertrauen unter uns befestigen." Das deutsche Volksthum, wie es sich am tiefsten und edelsten in jenen ausgeprägt hat, kann aus ihnen auch am sichersten und besten in seiner Tiefe, Einigkeit, Kraft und in seinem Glauben erkannt werden. Damit nun die Jugend in die Kunde vom Volksliede noch tiefer geführt werde, fügte er in seiner „Auswahl deutscher Gedichte" bei der zweiten Ausgabe einen neuen Theil hinzu: eine „Sammlung von geistlichen Liedern". Er begründet diese Erweiterung mit den köstlichen Worten[76]: „Das Kirchenlied ruht auf einer tiefen unergründlichen Vergangenheit. Es ist die Verklärung des weltlichen Volksliedes. Willig bot dieses, als die erwachte Kirche ihre Harfen stimmte, der Andacht seine Formen und Weisen dar. Wie wenig wir auch von früheren Volksliedern wissen mögen, da uns keine aus den ältesten Zeiten, aus den mittleren aber viel zweideutige überliefert sind, die man in demselben Sinne, wie sie entstanden scheinen, gesammelt, nämlich mit Sprachverwirrung und hochdeutscher Weisheit, so hat doch in unseren Tagen nicht in allen Landstrichen der unzufriedene Verstand die Einheit des Lebens aufgelöst, Liebe und Freude ertödtet, die heimlichen Stellen verödet und aufgeklärt; wir finden noch wahre Volkspoesie. — Im Choral leben alte Liederstrophen und alte Volksweisen, wohl uralte, nur ungestimmt und den strengen Ansprüchen

des geistlichen Chores zugewandt. Wir singen in der Kirche, was vielleicht im grauen Alterthum Melodie der Nibelungenstrophe, oder der Form, die Otfried benutzt, oder alliterirender Heldenmaße war. So rührt das Kirchenlied mit seinen Wurzeln an die fernste Vergangenheit."

Mit dieser Anschauung, besser in dieser heiligen Begeisterung hat er an seinen hymnologischen Werken gearbeitet; und der ersten Frucht dieser seiner Liebe, „Das deutsche Kirchenlied von Martin Luther bis auf Nicolaus Hermann und Ambrosius Blaurer" (Stuttg. 1841), merkt man deutlich in der Vorrede diese Begeisterung an, wenn er beginnt: „Nicht Leyer! — noch Pinsel! — eine Wurfschaufel für meine Muse, die Tenne heiliger Literatur zu fegen!" — „Wer wird es ein Mal unternehmen, eine allgemeine Geschichte des geistlichen Liedes zu schreiben? eine Geschichte des Lobes Gottes in heiliger Poesie? eine Geschichte des Geistes in Liedern, die dann zugleich Geschichte der Sprache und der Philosophie ist!" —

Und nun zeigt er, was dazu gehört. Nachdem er in großen Zügen entwickelt, daß die heilige Poesie so alt als die Menschheit, so alt als Poesie überhaupt sei — und Lichtblicke auf ihre Geschichte in der vorchristlichen wie nachchristlichen Zeit gegeben, weist er eingehender auf den Unterschied der geistlichen und der Kirchenlieder hin. Vor der Reformation gab es wohl erstere, aber deutsche keine, welche in der Kirche wären gesungen worden; erst mit der Reformation kam das deutsche, ja das Kirchenlied überhaupt auf. Die ersteren sind dreifacher Art: die von weltlichen Dichtern (wie Walther v. d. Vogelweide und Gottfried v. Straßburg), die von Klostergeistlichen (wie Otfried, Tauler, Heinrich v. Laufenberg, Johannes v. Salzburg, M. Myllius) und die vom Volk bei außerliturgischen Gelegenheiten (Wallfahrten, Kirchweihen) öffentlich gesungenen. Nach ihrem Verhältniß zur Reinheit christlicher Erkenntniß unterscheidet er solche, die rein christlichen, die römischen, „eigentlich abgöttischen" (welche die Jungfrau Maria und die Heiligen zu Fürbittern machen) und die mystischen. — Dann entwickelt er die Aufgabe, welche eine Geschichte des Kirchenliedes zu leisten hat. Sie hat darzustellen eine Geschichte der ersten Einführung

des deutschen Kirchengesanges überhaupt (nach Landschaften und Städten und nach den Umständen, unter denen sie geschah); darnach die Geschichte der Lieder, die eingeführt und dann geblieben oder wieder abgeschafft sind (also verbunden mit einer Geschichte der Gesangbücher); in beiden Theilen ist aber diese Geschichte im engsten Zusammenhange mit der Reformationsgeschichte der einzelnen Landestheile überhaupt, mit der Geschichte des Blühens und Verfallens der Gemeinden, ihrer Absonderung oder ihres kirchlichen Lebens zu geben. Welche Aufgabe stellte er hiermit sich und stellte er der Hymnologie? Und wie geringfügig waren dazu die Vorarbeiten! — Besonders bedeutsam war aber ein zwiefaches hierbei: 1) daß er auf die Gesangbücher Rücksicht nahm; sie sind Bekenntnißschriften; aber von den Glaubenssymbolen verschieden, weil sie Bekenntnißschriften des Geschmacks sind, und weil sie die Bewegung und Entwicklung der Glaubenslehre repräsentiren, während die Symbole als das Unverrückbare, Conservative dastehen; — und sodann 2) daß er ebenso auf die Gesangweisen, die Melodien die Aufmerksamkeit lenkte. Zu der ersten Aufgabe waren Versuche vorhanden, aber auf der anderen Seite auch dies nicht ein Mal, ja es fehlte auch das Interesse dafür; und „doch ist Melodie Alles in Allem, Anfang und Ende aller Musik". „Die Melodie ist — und hier sehen wir den tiefblickenden Naturforscher und geistvollen Naturkenner — für das Lied, was die Krystalle für die Gesteine. Krystall und Melodie sind eins. Jede Gestalt hat ihre spezifische Melodie, und wie alle Gestaltung, alle Cohäsion zuletzt einem großen Gesetz folgt, so ist auch alle Melodie diesem einen Gesetz unterworfen. Das Verhältniß der Dimensionen eines Krystalls ist die Tonart, die Gestalt die Melodie." „Das Geheimniß liegt in dem Unterschied zwischen Zeit und Raum. Die Gestalt ist Eins, auch die Melodie, aber uns erscheint die Melodie in ihrer zeitlichen Entwicklung, der Krystall nur in seiner räumlichen Vollendung." Das sind die ersten Grundgedanken seiner hymnologischen Prinzipien, wie sie in seinem ersten grundlegenden Werk befolgt sind.

Es bietet nach den ihm zugänglichen ältesten und besten Texten eine Sammlung von 850 Liedern; sie beginnt mit den

lateinischen Hymnen und Sequenzen, welche die Geschichte der geistlichen Poesie eröffnen (65 und zwei im Anhang); dann folgen die deutschen Lieder und Leiche bis auf Luther, vom achten Jahrhundert an, theils von unbekannten Verfassern, theils von Otfried (aus seiner Evangelienharmonie 7), von Spervogel, Walther v. d. Vogelweide, Gottfried von Straßburg, — die der Geißler, Tauler's, Konrad's v. Queinfurt, Heinrich's v. Laufenberg, Johann v. Salzburg, Myllius u. A. (118 und im Anh. 78); darauf die aus der Zeit der Reformation: von Hutten, Styfel; von Luther, aus der lutherischen Kirche, der böhmischen Brüder, aus der reformirten Kirche, von Burcard Waldis und Märtyrer-Lieder (536 und im Anh. 19); endlich folgen die Lieder der ältesten katholischen Gesangbücher (31). In mehreren Anhängen folgt eine Beschreibung der alten Gesangbücher und Gesangblätter, die Vorreden jener, und 39 weltliche Lieder, die geistlich umgearbeitet worden; endlich Anmerkungen, Berichtigungen und Register.

Mit diesem Werk wird ein Wendepunkt in der Geschichte der hymnologischen Wissenschaft zu datiren sein.

Es ist ein schönes Wort Rudelbach's:[77] „Die alten Lieder konnten nicht sterben und das deutsche Volk auch nicht; wo dieses erwachte, mußten jene mit ihm erwachen.“ Wackernagel's Leben ist davon ein Zeugniß. „Es ist ein schönes Zeugniß für die poetische Herstammung unseres Jahrhunderts (ein Segen Gottes auf das Dürre bei dem Wendepunkt der Zeit, so daß der entschiedenste Gegensatz zu dem Vorhergehenden in Wissenschaft, in Kunst, in allem geistigen Verkehr sich zeigt), daß fast gleichzeitig mit der Erweckung des tieferen Sinnes für Dichtung überhaupt auch die Wiederkehr zur Fülle der geistlichen Dichtung gegeben war, wie ja das Kind immer zuerst nach der Mutterbrust greift.“ Hand in Hand ging damit die Rückkehr zu dem Volksliede, und auch von dieser Seite war die Bahn für's Kirchenlied geöffnet. Wie unbekannt das Letztere mit seinen Melodien auch in solchen Kreisen gewesen, von denen man Besseres erwarten sollte, zeigen die Gesangbücher der damaligen Zeit, aber auch Thatsachen wie die oben (S. 71) aus Nürnberg berichteten. Das Studium des Alterthums des deutschen Volkes führte auch auf das Kirchenlied, das man aus seiner Verborgenheit wieder an's Licht zog, theils

für's Volk, theils für die Kirche und auch die theologische Wissenschaft. Das Kirchenlied nicht bloß nach seiner Fülle und seiner Tiefe gegenüber der Dürre und Verkommenheit der Gesangbücher und des Kirchengesanges damaliger Zeit, sondern vor Allem das herrliche lautere und einhellige Bekenntniß, das durch dieselben hindurchklingt, war eine laute Anklage, ebenso wie Claus Harms' Thesen zum Reformationsfest 1817. Aber ohne Selbsterkenntniß keine Besserung.

Voran ging in solchen Bestrebungen A. J. Rambach, Hauptpastor in Hamburg, mit seiner 1813 erschienenen Schrift: „Luther's Verdienst um den Kirchengesang", oder Darstellung dessen, was er als Liturg, als Liederdichter und Tonsetzer zur Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes geleistet hat. Bald folgte dessen bahnbrechendes Werk: „Anthologie christlicher Gesänge aus allen Jahrhunderten der Kirche", 1817—22, in vier Theilen; damit wurde er der Vorläufer der neueren Arbeiten; mit vieler Liebe und Fleiß, doch nicht ohne seiner Zeit manchen Tribut zu bezahlen und ohne die zu fordernde Genauigkeit im Einzelnen und genügende Quellenkunde im Großen hatte er gearbeitet. Von Ambrosius Blaurer finden wir hier gar nichts, von den 16 Liedern Zwick's nur eins. Schon vorher hatte 1816 J. A. Kanne eine „Sammlung auserlesener geistlicher Lieder von verschiedenen Verfassern" gegeben; bald darauf trat E. M. Arndt (1819) mit seinem Büchlein: „Von dem Worte und dem Kirchenliede" auf, in welchem er dem ungeänderten Kirchenliede ein kräftiges, leider zu wenig beachtetes Wort redete; richtige Grundsätze sprach Wilhelmi in seiner „Liederkrone" 1825 aus; praktisch bewährte solche durch meisterhafte Auswahl und Redaction Karl v. Raumer in seiner 1831 ohne seinen Namen erschienenen „Sammlung geistlicher Lieder". Aehnlich war der viel größer angelegte, freilich nicht gleichmäßig gearbeitete „Berliner Liederschatz" 1832. Die Frucht vieler Studien war der gleichfalls ohne Namen von Bunsen herausgegebene „Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuches zum Kirchen- und Hausgebrauche" 1833, wo die fest aufgestellten Grundsätze klar und consequent durchgeführt sind. Rudolf Stier hat in seinem Buche „Die Gesangbuchsnoth" 1838 mehr geleistet, als in seinem „Evangelischen Gesang-

buch", Halle 1835, für das er den merkwürdigen Grundsatz aufstellte, daß alle Lieder, welche das geistliche Maß der Mitsingenden überstiegen, auszulassen seien; worin er mit Recht von Knapp und Grüneisen bekämpft wurde. Von vielem Fleiß zeugte dann die Sammlung von Alb. Knapp: „Evangelischer Liederschatz" 1837, welche, da sie fast 4000 Lieder darbot, seit dem Leipziger Gesangbuch von 1699, das in 8 Bänden erschien, die reichste Sammlung war; freilich gab er diese Lieder in einer Form der Bearbeitung, die sofort den heftigsten Widerstreit hervorrief. J. E. Lange[78] und Grüneisen[79] nicht nur, die gleichfalls Veränderungen das Wort reden, aber denn doch der Willkühr Knapp's, Alles nach seiner Muse zu ändern und in seine Tonart umzuwandeln, scharf entgegentraten, sondern von anderen Gesichtspunkten aus, v. Raumer in seinen Kreuzzügen u. a., welche hier mit Recht auf jede Abweichung als Willkühr hinwiesen.

Hier ist es nun, wo Wackernagel gegen Stier, Knapp und Grüneisen, wie gegen die Anderen, welche durch Veränderungen glauben verbessern zu müssen, mit seinem grundlegenden Werk auftrat. Denn diese hatte er, wie er selbst später eingesteht, vor Augen, als er in der Vorrede S. XXV die ernsten Worte schrieb, „daß nur die Geschichte des Kirchenliedes und die Feststellung der ursprünglichen Liedertexte uns vor den Erfindungen und Bethörungen jener eitlen Eiferer, namentlich der Dichter unter ihnen, und vor ihrem Einfluß auf die Gesangbücher sicher stellen werde, die trotz Luther's Warnung Alles versehen und übermeistert hätten." Er verfolgte daher mit seinem Werke den doppelten Zweck: den wissenschaftlichen für die Geschichte der Literatur und Sprache, insbesondere für die Hymnologie, und den praktischen: die sichere Basis für die Herstellung der Gesangbücher unserer Kirche, um der Willkühr auf diesem Gebiete ein Ende zu machen. Seit zwanzig Jahren hatte er in diesen Liedern gelebt, ja an ihnen sein geistliches Leben gebildet; mit dieser Lebenserfahrung verband er, was bei den bisherigen Arbeiten nur vereinzelt sich fand, die Einheit des confessionellen Standpunktes, von dem aus er für die Schätze unserer Kirche mit ganzem Herzen eintreten konnte

und glaubte eintreten zu müssen, und was ebenfalls allen Vorgängern abging, eine so umfassende gelehrte Quellenkunde und Virtuosität in literarisch kritischer Hinsicht, daß von hier aus mit Recht eine neue Wendung in der Hymnologie beginnt. Ja die wissenschaftliche Hymnologie datirt überhaupt erst von ihm. Erwähnt sind schon die Gesichtspunkte für die Geschichte des Kirchenliedes seit Luther. Hier konnte er an seinen trefflichen Vorgänger Hoffmann von Fallersleben anknüpfen, dessen historisch wie kritisch ausgezeichnete Schrift „Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther's Zeit“ 1832 vorangegangen war; doch stand Wackernagel für seine Arbeiten noch enger mit seiner Kirche verwachsen, um in den Liedern den Pulsschlag des Bekenntnisses zu fühlen und den Einfluß des kirchlichen Lebens, des inneren wie äußeren, einer Gemeinde an den Gesangbüchern zu erkennen. Dies unterschied ihn wesentlich auch von Knapp, der viel zu wenig die Bedeutung des Bekenntnisses der Kirche erkannte, und daher sich zu den unhistorischen Behauptungen verstieg:[80] „Es ist ein trauriges Gefühl, so viel gläubig und liebend aufstrebende Geister des evangelischen Deutschlands mit ihren geistlichen Liedern wie Blüthenbäume mit Schneeflocken überdeckt schauen zu müssen, — und es scheint mir, es liege diesfalls auf dem sonst in seiner Art einzigen deutschen Kirchengesang ein gewisses Gericht, darum, weil die Streittheologie und die Nachahmung des ungöttlichen Auslandes ein Schneegestöber über so viele vom Geiste Christi erweckte Glaubens- und Liebesblüthen geworfen hat.“ Gegen diese Auffassung brauchen wir nur auf die der Streittheologie jener Zeit angehörenden Liederdichter, wie Philipp Nicolai und Paul Gerhardt zu verweisen, um den Ungrund zu erkennen, als habe die Zeit der dogmatischen Kämpfe das geistliche Leben und das geistliche Lied erdrückt.

Wackernagel's Werk fand allseitig die verdiente Aufnahme, namentlich bei Kennern des Fachs, wie Rudelbach, Daniel, Leo u. a. Von allen Seiten wurde eine Fortsetzung gewünscht. Bei der Fortsetzung, die er beabsichtigte und die das 16. Jahrhundert umfassen sollte, hatten ihm aber die dazu nöthigen Vorstudien eine so große Fülle neuen Materials geliefert, daß er eine völlige Umgestaltung für nothwendig hielt. Er schreibt selbst, daß er von

der Unzulänglichkeit des ersten Werkes sehr bald überzeugt war; die günstige Aufnahme war ihm ein Sporn, mit um so größerem Fleiß die neue Arbeit zu betreiben. In drei Abtheilungen sollte das neue getheilt werden: die erste die Bibliographie, die zweite die Lieder, die dritte die Geschichte des Liedes enthaltend. So erschien denn 1835, nach dreizehn Jahren: „Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes im 16. Jahrhundert". Schon im Anhange zum ersten bahnbrechenden Werke hatte er einen Anfang mit diesem ganz neuen Zweige der Hymnologie gemacht. Er hatte bis dahin in dieser Hinsicht keine Vorgänger; und was die Fülle des Materials und Genauigkeit der Behandlung betrifft, wird er wohl auch kaum einen Nachfolger hierin haben —, ja auch nicht haben können. In jenem ersten Versuch beschrieb er mit den genauesten Angaben aller einzelnen Eigenthümlichkeiten 187 Gesangbücher resp. Gesangblätter, in dieser neuen Bibliographie nicht weniger als 1148, einschließlich zweier Handschriften (ohne die im Nachtrage) vom Jahre 1470 bis 1611; und giebt die so höchst wichtigen Vorreden von 100 Gesangbüchern. So hatte sich ihm in wenigen Jahren der Stoff gemehrt. Er selbst nennt seine Aeußerung von 1841, daß sich bis zum Jahre 1550 vielleicht nur noch einige einzuschalten finden werden, eine überaus unvorsichtige, und fügt hinzu: „jetzt (1855) würde diese Aeußerung begründeter erscheinen". Doch mußte er in der Fortsetzung vom Jahre 1864 noch 579 neue aufnehmen, und 1877 schließt er sie mit Nr. 620. Also aus 1770 Einzeldrucken hat er geschöpft.

Das Werk gliedert sich nach zwei Theilen: In dem Haupttheile sehen wir das geistliche Lied als neue kirchliche Lebensmacht sich vor unseren Augen von den unscheinbarsten Anfängen an entwickeln und durch alle seine Verbindungen und Verirrungen hindurch gestalten; anders der zweite Theil; die Vorreden zu den Gesangbüchern zeigen von den der ersten in Wittenberg und Erfurt an, wie allmälig der Inhalt derselben sich gestaltete, nach welchen Grundsätzen es geschah, von welchem Geiste ihre Zeit und Verfasser getragen waren. Es ist also mehr als nur Namen und Titel, welche in diesem Theile dargeboten werden; man muß nur mit dem rechten Auge herantreten, um das geistliche Leben in seinem Wachsthum darin zu erkennen.

Die allseitigste Anerkennung fand dies Werk nicht bloß bei Hymnologen in theologischen Zeitschriften, sondern auch bei den Kennern und Forschern auf dem Gebiet der deutschen Literatur und Sprache. Von jenen führen wir das Urtheil Vilmar's an: „Dieses Werk sichert einer langen, glänzenden Literatur Deutschlands ihr Gedächtniß. Es rettet die lange Reihe jener alten Gesangbücher, welche im Staube vermodern, und die zum Theil gegenwärtig oft nur noch in einem Exemplar vorhanden, doch die köstlichsten Edelsteine der Poesie des 16. Jahrhunderts in sich schließen." „Auch die Geschichte des deutschen Liedes hat durch dieses Werk eine erhebliche Bereicherung erfahren." Von Literaturhistorikern nennt Gödeke es ein „musterhaftes Werk", Kurz[81] „ein Buch, welches von unvergleichlichem Fleiß, unübertrefflicher Genauigkeit und wunderbarer Hingebung für das unternommene Werk zeugt, das in allen diesen Beziehungen seines Gleichen nicht hat." —

Aber auch Förderung fand der Verfasser; nachdem er auf die bisher unbekannten Schätze aufmerksam gemacht hatte, fanden sich befreundete wie unbekannte Hände gern bereit, überall, wo dergleichen Schätze verwahrt wurden, nachzuspüren, und so gingen ihm theils durch die öffentlichen Recensionen, theils und besonders durch schriftliche Mittheilungen eine Reihe von Nachrichten zu, die er für die Nachträge dankbarst benutzen konnte.

Es konnte nicht fehlen, daß sein Vorgang auch Anderen Anregung in dieser Richtung gab. Es erschien ein ähnlicher Versuch für die spätere Zeit des sechzehnten Jahrhunderts von Mützell. Jedoch konnte ihn dies nicht abhalten, seinen Plan in der beschlossenen Weise durchzuführen, um so mehr als er eine große Menge der bedeutendsten Quellen besaß, die Jenem unbekannt waren; als Mützell mehr zum praktisch-kirchlichen Zweck gearbeitet, während Wackernagel einen wissenschaftlichen Zweck nach den verschiedensten Richtungen verfolgte, mithin seine Arbeit auch umfassender angelegt war; Mützell konnte wohl eine Nachlese für die erste Ausgabe des Kirchenliedes bieten, aber die zweite nicht überflüssig machen. Doch war jene Arbeit bis zum Erscheinen dieser nicht ohne Verdienst. Es dauerte noch geraume Zeit. Zwar waren die Vorbereitungen längst getroffen, ja auch bis zu einem gewissen Punkte abgeschlossen. Aber da es der Bibliographie wie

der ersten Ausgabe des Kirchenliedes erging: „man wird das Buch loben, — aber man sollte es kaufen", so mußte er noch 1863 klagen: „da mein armes Buch mehr gerühmt als gekauft ward, so war auch nach zehn Jahren die Verlagshandlung nicht im Stande, ihre Hand zum Druck einer neuen Auflage zu bieten." Es vergingen nochmals zehn Jahre, bis daß diese folgen konnte. Es geschah, wie früher erzählt, auf dem Subscriptionswege und mit königlicher Unterstützung. Es erschien bei B. G. Teubner in Leipzig die zweite Abtheilung seines großen Unternehmens: „Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts", mit Berücksichtigung der deutschen kirchlichen Liederdichtung im weiteren Sinne und der lateinischen von Hilarius bis Georg Fabricius und Wolfgang Ammonius. Dieses Werk liegt in fünf starken Bänden, die 1864, 1867, 1870, 1874, 1877 erschienen, beendet vor.

Der erste Band bildet die Grundlage zu den folgenden; er enthält eine Sammlung lateinischer Hymnen und Sequenzen, deren jetzt 656 geboten werden (1841 waren es 67); aus dem lateinischen Lied ist das deutsche Kirchenlied erwachsen; „mit der Reformation reinigt sich nicht nur das deutsche Lied und tritt in der Klarheit und Kraft jener alten Hymnen in den Dienst der Kirche, sondern — wie Wackernagel zuerst rühmte und nachwies, — in dieser Continuation der rechtgläubigen Kirche wird auch die lateinische Poesie durch Melanthon, Stigelius, Fabricius u. a. wie in unmittelbarem Anschluß an die Hymnen von Ambrosius und Gregorius zu ihrer ersten Einfachheit und Reinheit zurückgeführt." Daher denn auch der breite Unterbau nach dieser Seite. Es kam zwar nicht darauf an, eine vollständige lateinische Hymnologie zu geben, also nicht die trefflichen Werke von Daniel und Mone zu beseitigen, sondern nur diejenigen lateinischen Gedichte zu sammeln, welche späteren deutschen zu Grunde liegen; diese aber konnten nicht aus ihrem Verbande mit dem großen Ganzen der lateinischen kirchlichen Poesie losgerissen, sondern nur von dem Blick auf die Gesammtheit richtig beurtheilt und nach ihrer Eigenthümlichkeit erkannt werden. Ist demnach diese Auswahl auch beschränkt, so gestattet sie doch genügenden Einblick in die Verwendung der Hymnen im öffentlichen und privaten Ge-

brauch, in ihre Mannigfaltigkeit nach Inhalt und Form, in den Reichthum an Beziehungen innerhalb des Gegensatzes der neuen Gedankenwelt zu der alten heidnischen, die späteren Verirrungen des Cultus und der Lehre, die Einwirkung des Christenthums auf die lateinische Sprache, das allmälige Verstummen der klassischen Metrik und das Aufkommen des Reimes. Darin unterscheidet sich denn auch seine Sammlung von denen der beiden genannten Gelehrten, daß Daniel in seinem Thesaurus hymnologicus sie nach Hymnen und Sequenzen getrennt, Mone in seinem Werke: Lateinische Hymnen (3 Bde., 1853—55) sie nach dem Inhalt geordnet hat, wogegen Wackernagel, was für seinen Zweck allein geboten war, sie chronologisch vorführt, d. h. natürlich, soweit sich bei den vielen namenlosen eine Zeitfolge feststellen ließ; unter ihnen sind die des Prudentius, Fortunatus und des h. Bernhard ihrem ganzen Umfange nach abgedruckt. Den Schluß bildet das durch Papst Urban VIII. abgeänderte römische Breviarium von 1631, der die Lieder aus Gründen der klassischen Metrik zuweilen vollständig umgestaltete. — Nach der anderen Seite galt es die weitere Aufführung und Beschreibung der Quellen, aus welchen die Lieder geschöpft werden; diese hatten sich ihm gleichfalls inzwischen bedeutend vermehrt, daher er hier zuvor noch davon Rechenschaft geben mußte.

An diesen ersten schließt sich ein zweiter Band (1867, 1195 S.), eine Sammlung der alten deutschen kirchlichen Lieder bis zur Reformationszeit; denn Kirchenlieder im eigentlichen Sinn, im öffentlichen Gottesdienst der Gemeinden gesungen, hat es vorher nicht gegeben. Es sind vom Jahre 868 bis 1518, aus siebentehalb Jahrhunderten, von Otfried bis Hans Sachs 1448 Lieder in chronologischer Aufeinanderfolge (1841 waren es 196). Auch diese bilden neben den lateinischen im ersten Bande die zweite Grundlage für die Kirchenlieder der folgenden Zeit; und haben, abgesehen von dem politischen und hymnologischen Interesse, noch ein kirchenhistorisches und poetisches. „Sie sind ein poetisches speculum theologiae dieses großen Zeitraumes deutscher Geschichte, Aeußerungen des religiösen Geistes unseres Volkes, mit welchen dasselbe Zeugniß giebt von der ihm zu Theil gewordenen kirchlichen Bildung.“ Höchst lehrreich ist die geschichtliche Charakteristik

dieser Zeit in der Vorrede zu diesem Bande, in der er theils den Verfall der Kirche aus ihren Liedern, theils das Aufwachen des deutschen Geistes, sobald ihm die h. Schrift, die so lange vorenthaltene Quelle aller Wahrheit, erschlossen wurde, zu zeigen sucht. —

In der Vorrede sagt der Verfasser auch, wie die mühsamen Arbeiten für die Geschichte des Kirchenliedes die nothwendigen Grundlagen geben. Sie bestimmen Zeit und Ort der Abfassung, ja in sehr vielen Fällen auch den Verfasser, und bieten die Lieder in der ursprünglichen Gestalt und Form. Wir wollen hier nur die wichtige Entscheidung anführen, welche er für die Zeit des Liedes „Eine feste Burg" trifft. Während seine Abfassung bald während des Wormser, bald erst während des Augsburger Reichstages gesetzt wird, hat sie Schneider[82] auf den 1. November 1527 gesetzt. Ihm gegenüber zeigt Wackernagel, daß jenes Lied zuerst, soweit es bis jetzt ermittelt, in dem 1529 zu Wittenberg erschienenen Gesangbüchlein stehe; also weder zu Worms noch zu Augsburg entstanden sein kann; aber auch Schneider's Zeitbestimmung sei nicht haltbar; denn daß Luther es ein und ein halbes Jahr sollte haben liegen lassen, ehe es veröffentlicht wurde, sei sehr unwahrscheinlich; wäre es damals entstanden, so würde das inzwischen 1528 in Zwickau erschienene Gesangbuch es sicherlich aufgenommen haben.

Dieser zweite Band enthält eine möglichst vollständige Sammlung von Liedern kirchlichen Inhalts aus der Zeit von 868 bis 1518, soweit sich die Lieder, deren Verfasser nicht bekannt sind, ihrer Zeit nach bestimmen lassen, in chronologischer Folge von Otfried von Weißenburg an bis auf Hans Sachs. Darunter auch die Lieder Laufenberg's Nr. 701—798, für welche nach der Zerstörung der Stadtbibliothek von Straßburg 1870 dieser Abdruck nunmehr die einzige Quelle ist. Dasselbe ist der Fall für die alten Straßburger Gesangbücher und Einzeldrucke aus den Jahren 1524—1529 und den daraus entnommenen Liedern von Greiter, Oeler, Dachstein, Frosch. — Auch einige Proben des geistlichen Schauspieles, z. B. ein Passionsspiel aus dem 13. Jahrhundert, die Marienklagen aus einem Osterspiel finden sich. Ganz besonders wichtig sind die Marienlieder, welche uns einen Einblick in die damalige römische, wenn auch

noch nicht sanctionirte, aber weitverbreitete Lehre von der Maria, ihrer Präexistenz bei Gott, ihrer unbefleckten Empfängniß, Auferstehung und Himmelfahrt geben; es sind unverhältnißmäßig mehr Gebete zur Maria als zu Christo. — Die eigenthümlich geartete Mission der Kirche Rom's unter den Deutschen, anders als die der griechischen unter den Gothen, brachte es mit sich, daß bis auf Luther aus der ganzen großen Reihe so hochbegabter Dichter, die ein Herz für Volk und Kirche hatten, und so herrliche deutsche Sprachweisen, die noch in frischer, keuscher Jugendkraft standen, nicht in den unmittelbaren Dienst des kirchlichen Cultus treten durften; eine ganze Reihe tiefsinniger und inniger wie kraftvoller Lieder geben den deutlichsten Beweis, daß die Zeit vollkommen befähigt war, Kirchenlieder im engeren Sinne hervorzubringen. Aus den Liedern ergeben sich ganz neue Belege für die Nothwendigkeit einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern, und es sind bedeutsame Erörterungen über den Romanismus, welche diesem zweiten Bande vorangeschickt sind.

Der dritte Band (1870, 1175 Seiten) enthält die Lieder des ersten Geschlechtes der Reformationszeit von Martin Luther bis auf Nicolaus Hermann, 1523—1553, statt der 546 Lieder in dem Werke von 1841 jetzt 1487; diese Fülle aber ziemlich in derselben Ordnung wie früher. Damals von 78 Dichtern, jetzt von 166; meist bisher nicht bekannten, oder weniger beachteten, zum Theil von großer Bedeutung: Löhner, Grunwald, Christian Adolf, Amsdorf, J. Magdeburg, Schönbrun, Hiltstein; dazu auch die der böhmisch-mährischen Brüder und die der Wiedertäufer. — Es sind nicht alles erbauliche Lieder, — denn es kam hier auf Vollständigkeit an, — aber es spiegelt sich in ihnen allen „theils die Geschichte der Zeit, theils und vor Allem der Geist, aus dem sie stammen und der in ihnen poetischen Ausdruck gefunden.“ „Aber sie halten sich mit ganzer Genüge innerhalb der eben wieder an's Licht getretenen Heilswahrheiten und im Ausdruck innerhalb der eben durch Luther verklärten Sprache, zugleich also und vornehmlich innerhalb der Sprache der Bibel, in Unmittelbarkeit, Gedankenfülle einschließend, aber nicht entwickelnd, und lieber einen ungenauen Reim zulassend,

denn dem genauen das was ursprünglich gesagt werden sollte, opfernd und es mit einer Phrase vertauschend. Oft rauh und ohne Glanz, sollten sie aber um deswillen nicht Gold sein, weil sie nicht glänzen? Was an Reinheit der Formen dahinten bleibt, schmilzt und reinigt sich im Gesange: gesungen zu werden, nicht gelesen, darauf sind die Lieder angelegt."

Der vierte Band (1874, 1184 S.) bringt die Lieder des zweiten Geschlechtes der Reformationszeit von Paulus Eber bis Bartholomäus Ringwaldt, 1554 bis 1584; und zwar 1587 Lieder. Es sind hier besonders die Selnecker's, der böhmisch-mährischen Brüder, Joh. Leon's, L. Helmbold's, G. Wespe's, J. Fischart's, Ambr. Lobwasser's und B. Ringwaldt's, welche in diesem Bande in ihrer ganzen Bedeutung hervortreten. Auch die Bibliographie findet hier einen Nachtrag. Endlich in dem fünften Band (1877, 1417 S.) finden sich die Lieder aus den Zeiten Bartholomäus Ringwaldt's bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts, von 1578 bis 1603; daran schließen sich die der Schwenkfelder (232), der Wiedertäufer (126), der römisch-katholischen Kirche in der Reformationszeit (457); schließlich noch einige Nachträge; so daß im Ganzen 1605 Lieder hier dargeboten werden.

So liegt denn der mittlere Theil des großen Unternehmens, von dem Verfasser selbst in gleicher Selbstverleugnung, musterhafter Genauigkeit und Hingebung vollendet, vor. Freilich fehlt nun noch der letzte und dritte von ihm in's Auge gefaßte: Die Geschichte des Kirchenliedes auf Grund der in den fünf Bänden vorliegenden Quellen und nach den wenigen Andeutungen, welche zur Orientirung in den Vorreden gegeben sind; auch fehlt das versprochene Wörterbuch für die besonders im zweiten Theile enthaltenen schwierigen Ausdrücke. Es wird die Aufgabe der hymnologischen Wissenschaft sein müssen, die vom Verfasser gegebene Anregung nach seinen Winken zu befolgen. Das Schwerste dafür ist durch Wackernagel geleistet.

Was er in diesem Werke erstrebt hat und wofür ihm auch von allen Seiten die Förderung seines Unternehmens, wenn auch freilich nur in geringem Maße zu Theil wurde, war, wie er selbst sagt, ein doppelter Zweck: der wissenschaftliche und der praktische. Jener, sofern er im Besitz so vieler, zum Theil der seltensten Hülfsmittel,

einen guten Beitrag zur Geschichte des geistlichen Liedes glaubte geben zu können. Er hat dadurch der Hymnologie erst diejenige achtunggebietende Stellung gegeben, die sie, gegenüber oberflächlichen Schreibereien und Herausgebereien, als wissenschaftliche Forschung haben muß. Er hat diesen Zweig der praktischen Theologie erst durch seine Arbeiten geschaffen, oder wenigstens den Anforderungen gemäß begründet und auch zu einem guten Stück ausgebaut. Was er hiefür selbst geleistet, liegt nach den obigen Andeutungen klar vor. Er selbst konnte von dem Erfolge schon 1855 schreiben: „Meine Arbeit (von 1841) ist nicht ohne Wirkung geblieben, sie hat praktische Folgen gehabt und auch Mitarbeiter auf dem wissenschaftlichen Felde hervorgerufen"; es sind nicht bloß aus seinem Buche manche Bücher abgezweigt worden, sondern es sind auch, wenn auch nicht, was ja nicht möglich war, in diesem Umfange, doch ähnliche kritische Ausgaben unternommen; wir erinnern nur an Mützell's dreibändiges Werk: „Geistliche Lieder der evangelischen Kirche aus dem 16. Jahrhundert, 1855 f.", ebenso für die Geschichte die große Arbeit von Koch (1866—77, in 7 Bänden), von Cunz u. a. Namentlich waren es eine sehr große Menge von Einzeluntersuchungen über hervorragende Liederdichter unserer Kirche, welche er gefördert und durch seinen Vorgang angeregt hat.

Aber nicht bloß ein wissenschaftlicher, sondern ebenso war es auch ein praktischer Zweck: „Das unwissende Geschrei über Gesangsbuchsnoth, noch mehr die unberufene Abhülfe derselben, fordert zu einer freien, von allem Bedürfniß absehenden Behandlung des Gegenstandes auf. Gewiß wird nun die Geschichte des Kirchenliedes, vornehmlich aber die Feststellung der ursprünglichen Liedertexte uns vor den Erfindungen und Bethörungen jener eitlen Führer, namentlich der Dichter unter ihnen, und vor ihrem Einfluß auf die Gesangbücher sicher stellen." Und diesen heilsamen Einfluß auf unsere neueren Gesangbücher haben seine Arbeiten in der That gehabt. Er selbst konnte sich freuen über die seit 1841 erschienenen: das von Buffalo in Amerika (1842), das Bayerische (1855), in Elberfeld (1857), in der Pfalz (1859), Bernburg (1859), Thüringen (1861), Straßburg (1863), Stollberg-Roßla (1866), Wernigerode (1867), Schleswig-Holstein (1869),

Mecklenburg-Strelitz (1872—74); auch selbst das am wenigsten diesen gleichstehende neue Magdeburger (1873) zeigt seinen Einfluß. Außerdem ist noch zu nennen die neue Bearbeitung des alten Porst'schen Gesangbuches für Berlin und die Mark Brandenburg durch den ihm von seiner Schulzeit her eng befreundeten und in gleichem Streben und Arbeiten verbundenen Ober-Consistorial-Rath D. Bachmann zu Berlin, und der von dessen Sohne Prof. D. Joh. Bachmann bearbeitete Auszug aus dem Rostocker Gesangbuch (1877), in welchen Arbeiten wohl am treuesten der von Wackernagel betretene Standpunkt beibehalten ist.

Dieser so unverkennbare heilsame Einfluß auf die Kirche bei der Herstellung ihrer Gesangbücher bestärkte ihn auch in der Richtigkeit seines Verfahrens, daß es „wohlgethan sei, diesem Gegenstande so viel Aufmerksamkeit zuzuwenden, mit so geringer Hoffnung für größere Kreise Anziehendes zu leisten und in dem kleinsten einige Nachfolge zu finden.“[83]

Doch sind mit diesem großartigen Werke seine Leistungen auf hymnologischem Gebiete noch nicht erschöpft. Ehe er Hand an die Herausgabe desselben legen konnte, oder besser gesagt, durfte, bot er der Kirche drei andere musterhafte Leistungen auf diesem Gebiete, gewissermaßen Vorläufer. Konnte er grade in dem umfangreichen Quellenstudium so leicht keinen Nachfolger finden, so konnte er doch um so mehr durch kleinere Arbeiten zur Mitarbeit und Nachfolge auffordern, und grade hierin hat es auch an solchen nicht gefehlt: wir erinnern außer dem schon genannten Mützell besonders an Schneider, Bachmann, Thilo, Schircks, Schauer, Stip.

Das immer allgemeiner ausgesprochene Verlangen, die geistlichen Lieder unserer großen geistlichen Liederdichter in derselben ursprünglichen Reinheit zu haben, in welcher wir die Poesien der weltlichen Dichter durch die neueren wissenschaftlich kritischen Ausgaben besitzen, in welcher Ursprünglichkeit allein auch Kirche und Volk sie als ihr unschätzbares Erbe und Eigenthum erkennen, dieses Bedürfniß bestimmte ihn, zunächst eine neue kritische Handausgabe der „Lieder Paulus Gerhardt's (Stutt-

gart 1844) getreu nach der bei seinen Lebzeiten erschienenen Ausgabe" wieder abdrucken zu lassen. Dieses „feine Büchlein" sollte zwar zunächst dem Zwecke der Erbauung für die Gemeinde dienen, aber es dient doch mit der trefflichen Vorrede und der diplomatischen Wiedergabe des ursprünglichen Textes auch der hymnologischen Wissenschaft. Die Vorrede enthält eine treffliche Charakteristik des hochbegabten und nächst Luther populärsten kirchlichen Liederdichters, und eine kritische Angabe der ältesten Ausgaben, wie der bisherigen Bearbeitungen. Was die Rückkehr zu dem ältesten Texte betrifft, so hat er völlig Recht, wenn er sagt, er sei überall der wichtigere und schönere, eine Thatsache, die sich für die geistlichen Lieder fast jedes Dichters ergiebt, wenn man von den verfälschten Texten auf den ursprünglicheren zurückgeht. Sein Wunsch, mit dem er es in die Welt sandte: „und nun, Du feines Büchlein, gehe hin und bringe viele Frucht", ist reichlich in Erfüllung gegangen; er selbst hat die Freude gehabt, sechs Auflagen in zwei Ausgaben von größerem und kleinerem (Taschen)Format, die letzte 1874, machen zu dürfen, aber auch Andere auf dieses Gebiet der Forschung zu weisen. Dahin gehört „das schöne fleißige Werk" seines Freundes Bachmann 1866, eine rein kritische Ausgabe, die ihm zu manchen Verbesserungen Anlaß gab, aber auch zu einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung, und noch nach seinem Tode die neue Ausgabe von Gödeke auf Grund kritischer Forschung für die Gemeinde (1878).

An diese Ausgabe schloß sich die zur Erinnerung an die dreihundertste Wiederkehr des Todestages Luther's bestimmte, aber erst zwei Jahre später (1848) vollendete Ausgabe der „Geistlichen Lieder Martin Luther's", mit den zu seinen Lebzeiten gebräuchlichen Singweisen und mit Randzeichnungen von Gustav König (1848). Nach Druck und Ausstattung eine Prachtausgabe, würdig des Inhalts. Dem Herausgeber schwebte das von Luther besorgte „Valentin Babst'sche Gesangbuch" von 1545 vor, welches neben der inneren Vollendung auch in den Aeußerlichkeiten des Druckes denjenigen Grad von Schönheit bieten sollte, der damals möglich war. In der Vorrede zu jenem sagt Luther: „Darum tun die Drucker ser wol daran, daß sie gute Lieder fleißig drucken und mit allerlei Zierde den Leuten angeneme machen, damit sie

zu solcher Freude des Glaubens gereizt werden und gerne singen, wie — denn dieser Druck sehr lustig zugerichtet ist" (Vorrede S. XXIII). Dem entsprechend sollte nach Wackernagel's Plan Alles was Kunst heißt, dazu beitragen, diese Ausgabe nicht bloß typographisch meisterhaft herzustellen und auszustatten, sondern er vermochte auch den bekannten Maler Gustav König, die Lieder mit Holzschnitten zu schmücken, — seinen Freund, „der so meisterhaft Luther's Leben in geistreichen und lebensvollen Bildern" herausgegeben hatte; „er denkt von Haus aus in dem Geiste der Lieder, die er mit seinen Zeichnungen schmückt. Die von ihm herrührenden Holzschnitte schließen Kunstwerke in sich,[84] die durch eine so ernste, als geistvolle Auffassung ihres erhabenen Stoffes jedes tiefere Gemüth anziehen müssen." Ebenso hatte der geistesverwandte treffliche Verleger Liesching, was Schönheit des Druckes und Papieres betrifft, Alles gethan, was ihn berechtigte, jene anerkennenden Worte Luther's auch auf sich zu beziehen.

Doch verfolgte Wackernagel mit dieser Ausgabe noch einen anderen Zweck, auf den er schon in der Vorrede zu seinem Kirchenliede hingewiesen; er giebt zugleich die ältesten Melodien dieser Lieder nach den ältesten Originalgesangbüchern, besonders dem wichtigen Erfurter Enchiridion von 1524, soweit es reicht, damit die so entstellten Melodien — die ja nach Willkür von jedem Organisten, wenigstens in jedem kleinen deutschen Ländchen geändert zu werden pflegen und worin noch weniger Einheit sich findet, als anderswo — wieder auf das Maß ihrer ursprünglichen Schönheit zurückgeführt werden. Seine früher schon gegebene Anregung, die er hier nur an einem einzelnen Beispiele deutlich gemacht, fand zu seiner Freude treffliche Männer, die sie ausführten: die beiden ihm nahe befreundeten Kenner und Forscher auf diesem Gebiet: Karl v. Winterfeld, in dessen Hause er zu Breslau den deutschen Kirchengesang schätzen und lieben gelernt hat, und den er als Schöpfer der Geschichte des evangelischen Kirchengesanges bezeichnet, und dann Gottlieb von Tucher, dessen umfassende Bestrebungen für Wiederherstellung lebendigen Gemeindegesanges bekannt sind und der in Layriß einen gleich bedeutsamen Schüler gefunden. — So ausgestattet, sendet Wackernagel die „Erstlinge, nicht nur des evan-

gelischen Kirchengesanges, sondern der gesammten evangelischen Poesie in die Gemeinden des kirchlich gespaltenen Deutschlands", damit das ganze deutsche Volk sich an ihnen erfreue und erbaue. Grade an Luther's Liedern zeigt es sich, weil sie aus der deutschen Vorzeit erwachsen waren und in der Sprache dem Volke wie längst Bekanntes vorkamen, daß es nur bedurfte, den Funken, der unter der Asche geglommen, zur Flamme anzublasen; „wie bald waren die Zungen gelöst, wie strömte jedes Herz über von Psalmen und Lobgesängen und geistlichen, lieblichen Liedern"; an seinen Liedern zeigt es sich, „daß die evangelische Kirche die deutsche Kirche werden muß"; „dann freuen sich der deutschen Apostel, Bonifacius und Luther, des großen Werkes, das sie vollführt, der Schöpfung eines Volkes und einer Kirche, die durch einander Gestalt gewonnen. Dann leuchtet durch die Fenster des Straßburger Münsters der Tag, den der Hahnenschrei so lange verkündet, dann endlich hat das Interim ein Ende, die heiligen Gewölbe des Domes füllt der Triumphgesang der Gemeinde." „Nun freut Euch lieben Christen gemein." „Lasset uns groß denken von den Liedern Luther's, den heiligen Gesängen der Kirche, die im Angesicht des Drachen ernährt wird." —

Außer den Liedern und ihren Melodien finden wir hier noch in angemessener Weise Luther's Vorreden auf alle guten Gesangbücher: nämlich sein Lied „Fraw Musica", wie sämmtliche andere zu den von ihm herausgegebenen. In den drei Anhängen haben wir treffliche Nachweise über die ältesten Gesangbücher und Lieder drucke, über die Zeit der Entstehung der Lutherlieder, geschichtliche und literarische Anmerkungen. — So dient denn diese Prachtausgabe nicht bloß der Gemeinde, sondern auch der Wissenschaft; freilich gilt von diesen Liedern, und darum hat Wackernagel auch die Noten hinzugefügt, was Göthe von seinen Liedern gesagt, noch viel mehr; es gilt von allen ächten Volksliedern:

Nur nicht lesen! Immer singen
Und ein jedes Blatt ist Dein!

Es liegt hier ein Hausschatz vor im wahren Sinne des Wortes, der Herz und Auge immer auf gleiche Weise erquickt und auf jede Frage in Leid und Freude die Antwort bereit hält, der neben der Bibel seine Stelle haben sollte.

Eine dritte Specialarbeit widmete er den Liedern des im dreißigjährigen Kriege so viel geprüften und treu bewährten, darum auch reichtröstenden schlesischen Liedersängers. Im Jahre 1856 erschienen „Johann Heermann's geistliche Lieder". Es ist dies die erste vollständige Liedersammlung dieses so hochbegabten und reich begnadigten Sängers. Eine wissenschaftliche Vorrede behandelt das Leben und die Dichtungen wie Ausgaben seiner Lieder. Wackernagel setzt hier trefflich auseinander, daß Heermann einen viel höheren Rang als Liederdichter, ja in der Poesie überhaupt beanspruchen muß, als die hochgefeierten Häupter der schlesischen Dichterschule: Opitz und Tscherning; Heermann ist nächst Luther und Paul Gerhardt der hervorragendste Sänger unserer Kirche; die Kirche muß sich dankbar freuen, daß Wackernagel ihm seine Arbeit gewidmet hat.

Aber auch über die Gränzen der deutschen Kirche hinaus erstreckte sich Wackernagel's hymnologische Forschung. Dahin gehören seine „Beiträge zur niederländischen Hymnologie" (Frankfurt a. M. 1867). Es ist freilich nur ein erstes, aber doch höchst bedeutsames Heft; er handelt darin „über die alten niederländischen Gesangbücher" (S. 1—15) und läßt darnach folgen die Texte zu den „Liedern der niederländischen Reformirten aus der Zeit der Verfolgung". Die dazu vorangeschickte Vorrede orientirt über die Quellen und die geschichtlichen Verhältnisse, unter denen die Lieder entstanden sind. Mit diesen Arbeiten wollte er auf das bis dahin in den Niederlanden so vernachlässigte Gebiet der hymnologischen Forschungen hinweisen, und berufene Forscher anregen.

Waren alle diese Arbeiten wesentlich im Dienste der hymnologischen Wissenschaft und in zweiter Linie für die Gemeinde bestimmt, so gehören von seinen unmittelbaren in den Dienst der Kirche gestellten Arbeiten zum Schluß hierher: zunächst seine verdienstvolle Mitarbeit am „Elberfelder Gesangbuch"; ferner am „Eisenacher Entwurf" und sein Referat auf dem Bremer Kirchentag 1852 „über die Abfassung eines allgemeinen deutsch-evangelischen Gesangbuches", eine begeisterte und

begeisternde Rede über das Wesen des deutschen Kirchenliedes als Volkslied in seinem Verhältniß zur sogenannten Bildung, welche in Schule, Literatur und Staat den Weg der Reformation, der evangelisch-historischen Volksbildung verlassen hat, und die daher jede Verbindung mit der Kirche und dem Volk verläugnet. Die Grundlagen aller Volksbildung sind Bibel und Gesangbuch, letzteres enthält die Antworten der Kirche auf die Fragen Gottes in der heiligen Schrift, das Bekenntniß auf die Anklage, den Dank für die angebotene Gnade, den Preis des erkannten Gottes. Daher muß die Verheerung der Gesangbücher mit Entsetzen erfüllen, um so mehr als dies wesentlich durch die Kirchenbehörden geschehen ist. Dem gegenüber verlange das lebendig erwachte kirchliche Bewußtsein nach einem Gesangbuch, das die Landeskirchen nicht trenne, sondern vereinige; es müsse dies in allen geltenden Gesangbüchern vorkommen und in allen gleichlauten. Nur die Mehrzahl der Gebildeten unter den Verächtern, wie unter den Frommen wird sich in allen Städten der Einführung eines solchen guten widersetzen. Aber grade für das arme Volk ist zu sorgen. Um jene Einheit herbeizuführen, habe die Eisenacher Conferenz die Hand angelegt. Es seien auch die Melodien dabei zugleich mit abzudrucken. Dieser Kern müßte möglichst bald, selbst unter Darbringung von Opfern, in alle Gesangbücher aufgenommen, resp. zu allen als Beilage genau in der dargebotenen Weise aufgenommen werden. — Da wir das Referat um seiner Bedeutung willen in einer Beilage vollständig mittheilen, so beschränken wir uns hier auf die angeführten Grundgedanken. —

Der Kirchentag sprach mit seinem Danke zugleich seine Zustimmung im Ganzen und Großen zu den gemachten Vorschlägen und zu den ihnen zu Grunde liegenden kirchlichen Prinzipien bei der Abfassung eines allgemeinen deutsch-evangelischen Gesangbuches aus, machte sie zu den seinigen und wollte sie der Gesangbuch-Commission der Eisenacher Conferenz empfohlen haben. —

Damit waren seine Grundsätze in die weitesten Kreise hineingetragen und haben hier nicht ohne Frucht gewirkt. Er selbst ist dann, wie wir oben sahen, aus den angeführten Gründen aus der Commission ausgeschieden, hat aber dafür der deutsch-evangelischen Kirche ein Kerngesangbuch dargeboten, welches seinen Grundsätzen ge-

mäß gearbeitet, den Anforderungen der Kirche in der angedeuteten Weise entsprechen sollte. Es ist das 1860 in gediegener lieblichster Ausstattung und kleinem Taschenformat erschienene Büchlein: „Kleines Gesangbuch geistlicher Lieder für Kirche, Schule und Haus". Gewidmet hat er „diese kleine Sammlung geistlicher Freiheitslieder unseres armen und doch so reich gesegneten Volkes" seinem treuen Freunde Hermann Schede, „dessen geläuterter Geschmack auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst heimisch ist". Arm nennt er sein Volk wegen der schweren Tage (1860): „Die werden kein Heil erjagen, deren Lippen von Freiheit und Fortschritt widerhallen, die mit dem hohen Getön die Menge verführen und ihrer Sinne selbst nicht Meister sind. Freiheit von den Banden des Christenthums, und Fortschritt aus den Schranken seiner Sitten und Gebote, hinaus auf den breiten Weg der Selbstbespiegelung und des Genusses, haben das Verderben bereitet: wie sollten seine Geweihten ihm entrinnen? Singet fröhlich Gott, der unsere Stärke ist. Man singt mit Freuden vom Siege in den Hütten der Gerechten: die Rechte des HErrn behält den Sieg."

Um der großen Bedeutung willen, welche diese Musterbearbeitung des Meisters auf dem Gebiet der Hymnologie hat, wird es gerechtfertigt sein, der Einrichtung desselben noch einige Aufmerksamkeit zu schenken. Der Hauptgrund, weswegen er aus der Eisenacher Gesangbuchs-Commission geschieden, war der, daß er die Beschränkung auf 150 Lieder und die damit zusammenhängende Ausschließung aller kirchlichen Hauslieder, namentlich der Morgen- und Abendlieder, nicht billigen konnte. Gegenüber dem doch entstandenen Entwurf bietet er den seinigen, der, was Auswahl, Redaction und Melodien betrifft, sich nicht unwesentlich von ihm unterscheidet. So bringt er statt der 150 Lieder deren 223, darunter mehrere zum ersten Mal gedruckt, andere nach Jahrhunderten wieder zum ersten Mal, andere zum ersten Mal in ihrer unverletzten Gestalt. Dagegen fehlen 29 aus dem Eisenacher Entwurf; darunter allerdings Lieder wie „Wie schön leuchtet der Morgenstern", das nach Wackernagel nur verstümmelt aufgenommen werden, ungeändert aber nicht Platz finden könne; ferner „Ach Gott vom Himmel", „Ich geh zu

Deinem Grabe", „Jesu meine Freude", „Komm Gott Schöpfer, heiliger Geist", Komm Heidenheiland", „Mache Dich mein Geist", „Mit Fried und Freud", „Nun Gott Lob, es ist vollbracht", „Nun kommt das neue Kirchenjahr", „Nun laßt uns den Leib", „Nun preiset Alle", „O heiliger Geist, o heiliger Gott", „O hilf Christe", „O Traurigkeit", „Warum betrübst Du Dich". — Dagegen außer den Morgen- und Abendliedern (31) eine Reihe von solchen, die als Kern des deutschen Gesangbuches überall gesungen werden müssen und im Eisenacher Entwurf fehlen: z. B. „Aus meines Herzens Grunde", „Christus der uns selig macht", „Das walte Gott, der helfen kann", „Der beste Freund", „Die wir uns allhier", „Dir, Dir Jehova", „Ein Jahr geht nach dem andern", „Es ist ein Reis", „Fröhlich soll mein Herze", „Geh aus, mein Herz", „Die güldne Sonne", „Gott ist mein Hort", „Gott sei gelobet", „Großer Mittler", „Herr, es ist von meinem Leben", „Herr Jesu Gnadensonne", „Heut triumphiret", „Hirte Deiner Schafe", „Ich steh an Deiner Krippe", „Jesu geh voran", „König, dem kein König", „Licht vom Licht", „Liebe, die Du mich", „Löwen, laßt euch", „Mein Leben ist ein Pilgrimstand", „Mir ist Erbarmung", „Morgenglanz", „Nun ruhen alle", „O Durchbrecher", „Schaff in mir Gott", „Seele, was ermüdst Du Dich", „Straf mich nicht", „Treuer Wächter Israel", „Wach auf Du Geist", „Wach auf mein Herz und singe", „Wenn ich, o Schöpfer", „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte", „Zeuch uns nach Dir", „Zion klagt". — Es kann hier nicht die Aufgabe sein, über eine Reihe von anderen Liedern die Gründe zu prüfen, welche ihn bestimmt haben, dies auszulassen, jenes aufzunehmen; über eine Anzahl hat er in den Anmerkungen am Schluß seine Gründe ausgesprochen. —

Was die Melodien betrifft, so hat es vier, welche seit 1450 nicht mehr gehört sind; zwei neue sind zu zwei seltenen Liedern erst gemacht, und die bekannten nach ihrem Originallaut, und zwar nach der ursprünglichen einstimmigen Aufzeichnung; bei den meisten hat er die Originalweise beschaffen können, wobei ihm Dr. Arnold in Elberfeld sehr behülflich gewesen. — Nach dem Vorgange des Eisenacher Entwurfes ist sein Gesangbuch eines der wenigen, die einen Druck mit abgesetzten

Zeilen haben, das einzige, welches auch den Strophenbau anschaulich macht. — Zu in dulci jubilo hat er selbst den Versuch einer Uebersetzung gegeben. Sonst sind seine Anmerkungen von bedeutendem Interesse, in musikalischer, wie hymnologischer Beziehung. — Was endlich die Textrecensionen betrifft, so hat er manche Lieder verkürzt, aber auch sonst einige Veränderungen im Texte vorgenommen; ob immer glückliche und nöthige, darüber zu entscheiden, kann hier der Ort nicht sein.[85]

Vierzehntes Capitel.

Charakterzüge und häusliches Leben.

Als ein scharfdenkender und auf den verschiedensten Gebieten der Naturwissenschaft wie der Mathematik selbständig und mit Erfolg forschender Gelehrter, und doch stehend auf dem Boden göttlicher Offenbarung, — als der praktische Schulmann, begeistert für sein Volk und dessen Geschichte, wie Literatur, und mit Hingebung der Jugend seine Arbeit und sein Leben widmend, um sie nach Leib, Seele und Geist auszubilden, mit der Bildung, welche dem deutschen Volke eigen ist, d. h. mit derjenigen, welche den Weg der Reformation eingeschlagen, und daher stehend auf dem geschichtlichen Grunde der nationalen Entwicklung, als der christlich reformatorischen, — als der Mann der Kirche, welcher sich in deren edelste Schätze, das Kirchenlied, das geistliche Volkslied hineinversenkt und den Reichthum desselben erschlossen und seine Tiefen erforscht hatte, und darum auch für die Kirche und durch sie für das deutsche Volk sein Leben lang arbeitend, haben wir Wackernagel im Verlauf seines Lebens und in seinen Arbeiten kennen gelernt.

Selten hat Jemand diese so entlegenen oder getrennten Gebiete des Wissens und Forschens mit einander vereint. Aber die Einheit war ihm damit gegeben, daß er den in Natur

und Geschichte sich offenbarenden Gott im Glauben ergriffen hatte und ihn nun in seinen Werken erforschte. Was ihn zu diesen Grundsätzen in der Pädagogik geführt und in seinem Kampfe gegen die entgegenstehenden und allgemein herrschenden Richtungen bestärkte, was ihm die tieferen Blicke in die Natur erschloß und immer weiter zu forschen antrieb, was ihm die unendlichen Mühen und Opfer bei seinen Arbeiten an dem Lebenswerk für die deutsche Kirche seines Volkes leicht machte, Arbeiten, für die so Wenige das rechte Verständniß haben, — es war die kindliche Liebe zu seinem Herrn, dem unsichtbaren Haupt, der in seiner Kirche waltet mit seinem Geiste in seinem Worte. Daraus floß ihm die kindliche Hingabe in der Herablassung zu der zu erziehenden Jugend, um sie hinzuführen zu den edelsten Schätzen des Volkes, und zu bilden nach dem unvergänglichen Bilde, das jedem Menschen eingeprägt ist; daraus floß ihm der Muth zu dem Kampf gegen alle widerchristlichen und darum inhumanen Bestrebungen eines Humanismus, dem Kirche und Volk fremd sind; daraus das Verständniß für die wahrhaftigen Bedürfnisse des Volkes und für sein in der Kirche und im Volke vorhandenes Erbtheil. Um ein Hymnolog zu sein, dazu gehört „eine Zusammenwirkung deutscher Lauterkeit, deutschen Gemüthes, deutschen wissenschaftlichen Sinnes, deutscher, sage lutherischer Tiefe und Treue“. Damit hat er selbst seinen Grundcharakter gezeichnet.[86]

Wackernagel war in Allem was er war, nicht bloß ein Mann, sondern ein ganzer Mann. Jedes Gebiet, dem er sich zuzuwenden hatte, ergriff er mit ganzer Kraft. Als deutscher Mann war er ein treues Glied seines Volkes, für dessen Bestes er schon in der Jugend schwärmte und dann mit stets zunehmender Klarheit unermüdlich bis zu seinem Lebensabende arbeitete, aber ein ebenso treues Glied und freudiger Zeuge seiner lutherischen Kirche. Er hat sich, nachdem er von seinem Lehrer Jahn für die sittliche Hebung der Nation durch den Glauben an den Heiland begeistert und erfaßt war, von da an nie geschämt, seinen HErrn, den er immer völliger erkannt hatte, im demüthigen Glauben zu bekennen, mit Wort und That, in allen Tagen und Lagen, in den leiblichen wie geistlichen Nöthen seines Lebens, die über ihn bis an sein Ende verhängt worden.

Jenes „Fromm“ im Turnerwahlspruch war bei ihm kein leeres Wort, es war aufrichtige Herzensgesinnung. Grade um dieses seines freudigen Glaubens willen konnte er überall so frisch auftreten, so frei in Wort und Wandel bekennen und ungehemmt wirken, und so fröhlichen Herzens in seinem Gott unter der Jugend und in seinem Hause wie mit den Freunden sein. Schon in der Jugend war ihm nichts verhaßter, als ein kopfhängerischer, in Gefühlen schwärmender, aber es nie zur That kommen lassender Pietismus. Seine kirchliche Entwicklung wurde durch das Reformationsjubelfest in die richtigen Bahnen geleitet, hatte an v. Raumer, Steffens, v. Winterfeld und Schede die ersten nachhaltig wirkenden Vorbilder in seiner Jugendperiode; fand an Schleiermacher eine theilweise Befriedigung für die Erkenntniß, aber bei Goßner die volle Nahrung; später in Elberfeld an Jaspis, Feldner u. A. treue Mitstreiter, und je länger, je mehr Zeugen des gemeinsamen Glaubens an allen Orten. Er hatte ein tiefes Verständniß für die unsichtbare Macht des Glaubens und der Fürbitte seitens der überall im Verborgenen lebenden Stillen des Landes, „durch deren Gebete uns ohne unser Wissen so manches Gute, so manche Hülfe in der Noth zugewendet, und manche Gefahr abgewendet wird.“ Die Vorreden zu seinen zahlreichen, namentlich größeren Werken sind stets freudige, oft gewaltige Zeugnisse freimüthigsten Bekennermuthes an sein Volk von dem Einen Heil, das allein in Christo und im Glauben an ihn zu finden ist, unbekümmert um die Begeisterung oder das Mißfallen seiner Collegen oder Vorgesetzten, oder der öffentlichen Meinung; Anstoß und Aergerniß, das Viele nehmen, scheute er nie; wußte er doch, daß viele Andere auch grade durch solche klare Aussprachen gestärkt wurden.

Darum war ihm die Sprache Luther's und seiner Zeitgenossen, die Kraft in seinen Worten und Liedern vor Allem sympathisch, ohne daß dies jedoch sein Verständniß für andere Redeweisen minderte. Dagegen war ihm einseitige, sentimentale Weichheit, wie sie in so manchen sonst viel gebrauchten Liedern, namentlich aus der Brüdergemeinde sich zeigt, zuwider; doch wußte er auch hier in seinem Gesangbuch sich dem herrschend gewordenen Gebrauch unterzuordnen, so daß er den von ihm so ernst, vielleicht auch etwas

zu einseitig bekämpften Liederverses: „Die wir uns allhier beisammen finden“ aufnahm, eben weil er so allgemeine Verbreitung gefunden;[87] nicht minder haßte er die in so vielen Liedern herrschende Spielerei und Tändelei, trotzdem er, oder weil er ein so kindliches Gefühl für alles wahrhaft kindliche Leben und Reden hatte. Ebenso wenig konnte sich sein klarer und praktischer Geist in Verschwommenheit und Unbestimmtheit finden.

Letzteres war der Grund, weshalb er auch die preußische Union bekämpfte. Schon in Schlesien hatte er die Anfänge der durch sie hervorgerufenen Bewegungen erlebt, hernach mit großer Trauer die Kämpfe gesehen, welche für das zurechtbestehende Bekenntniß der Kirche die treuen Glieder derselben zu führen hatten, und zu seinem großen Schmerze wahrgenommen, wie eine mit vielem Unverstand in den meisten Fällen durchgeführte, in sich unhaltbare Maßregel grade viele der besten Glieder der Kirche entfremdete, ja wohl zum Austritt nöthigte, obgleich er auch hier Steffen's Vorgehen nicht billigen konnte; noch verhaßter wurde ihm die Union, als er sah, daß sie zum Deckmantel des Unglaubens mißbraucht wurde.

Letzteren fand er nicht bloß in dem heidnischen Humanismus, sondern auch in dem ebenso ernst zu bekämpfenden jesuitischen Romanismus, dessen entsetzliche Abirrungen von der Wahrheit des Evangeliums er in den Marien- und Heiligenliedern des Mittelalters bei seinen Studien verfolgen und aufdecken konnte.[88] Hatte er auch in sein Gesangbuch Luther's Lied: „Erhalt uns HErr bei Deinem Wort“ geändert für die Gemeinde zur Erbauung aufgenommen, so konnte doch jenen Worten „und steure des Papsts und Türken Mord“ je länger je mehr auch in der Jetztzeit das Recht, als Gebet zu dienen, nicht bestritten werden, — nicht bloß wegen und nach der päpstlichen Unfehlbarkeit und der scheuslichen Knechtung der Christen unter dem Halbmonde, sondern weil jene, im geistlichen Sinne gefaßt, die Repräsentanten des in der Christenheit selbst weit verbreiteten falschen Glaubens und des heidnischen Unglaubens, die beiden Todfeinde des lauteren Evangeliums der reformatorischen Kirche sind, mit ihren mobilen Kolonnen Jesuiten und Socialisten.[89]

Für die Kirche Lutherischer Reformation war er schon von seinen thüringischen Vorfahren her bestimmt und von seiner

Jugend an erzogen; sodann war er wie erwähnt in den Kämpfen der Lutheraner mit der ihnen mehr aufgedrungenen als freigestellten Union für sie befestigt, durch Goßner's Predigten in Berlin und hernach durch das in Baiern und Würtemberg aufgewachte Leben der lutherischen Kirche bestärkt; endlich und vor Allem hatte er sich durch seine eignen Studien in die Geschichte und in den Geist seines deutschen Volkes und in die mit innerer Nothwendigkeit grade in seiner Mitte gewirkten Reformation versenkt, und war so in dem Bekenntniß der lutherischen als der deutschen Kirche der Wahrheit in selbständiger Ueberzeugung fest gewurzelt. Für sie lebte und arbeitete er im Hause, in der Schule und in der Kirche. Aus dieser Glaubensgemeinschaft der Kirche stammte seine „lutherische Tiefe und Treue". jene, mit der er sich in ihre Schätze, ihre Lieder versenken konnte; diese, mit der er sich seinen mühevollen Arbeiten und den vielen minutiösen Untersuchungen widmete, die ihn nie ermüdeten, und bei denen ihm nur „Candidat Niemand" half, der sich so gern zu allen Zeiten einzustellen pflegte.

Mit dieser Treue und Klarheit in allen Lebensverhältnissen verband sich dann seine rückhaltslose Entschiedenheit. Man konnte sagen, sie war eine Mitgabe seines Wesens. Wie er leiblich groß, körperlich stark und kräftig, gewandt und geübt in allen leiblichen Künsten war, so war er auch geistig groß und großartig angelegt. Eines Kopfes größer überragte er in beiden Beziehungen die meisten in seiner Umgebung. Daher kam es, daß die Kleinen, gleichfalls in der zwiefachen Hinsicht, sich leicht gedrückt und erdrückt fühlten. Ja, er war sich dessen auch bewußt; machte aber seine Ueberlegenheit doch nur solchen gegenüber geltend, welche in Worten von sich groß zu reden liebten. Sonst konnte er sich herab lassen zu den Kleinen, ja er liebte es und es machte ihm gar keine Mühe, wenn er sah, daß sie lernen wollten und strebsam waren, aber bei allem guten Willen doch die Kräfte nicht ausreichten. Gegen Widerwillige aber war er gleichfalls streng, abweisend, wohl auch hart. Aus dieser schon in der Kindheit sich regenden Willensstärke, der nichts zu schwer schien, die Alles überwinden zu können meint und sich bestrebt, vor nichts zu weichen, ging die Energie hervor, mit der er in den schweren Jugendzeiten seine

ganze Bildung sich erwarb; er erreichte unter den schwersten Entbehrungen und mit selbstentsagender Aufopferung sein hohes Ziel. Dies stärkte seinen Muth, sein Selbstbewußtsein und seine Willensstärke auch für spätere Zeiten und andere Aufgaben und Ziele. Die Folge war, daß er vielfach rücksichtslos erschien auch den Menschen gegenüber, die solche Erfahrungen nicht gemacht hatten, und den Muth sich nicht zuschrieben, entgegentretende Hindernisse zu überwinden oder auch nur den Versuch zu machen, oder gar für erkannte Wahrheit ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit mit einem Zeugniß in Wort und That einzutreten.

Er gehörte nicht zu den Alltags- und Durchschnittsmenschen, noch weniger trug er der vielgerühmten Behutsamkeitstugend, die nur zu oft in Feigheit oder Trägheit ausartet, Rechnung, und die aus Scheu und Rücksichtsnahme, nirgend anzustoßen, grade das Gegentheil erreicht. So im Wort, so im Verkehr. Daher auch seine klare, entschiedene, derbe Sprache, seine grellen Farben, aber zugleich auch die Klarheit der Zeichnung, die deshalb Eindruck macht, auch wo sie Widerspruch findet; in dieser Hinsicht war er wie Jahn, E. M. Arndt, Vilmar, Leo, mit denen allen er geistig verwandt und auch im gleichen Streben verbunden war. Was seinen Umgang anlangt, so war er seinen Schülern, namentlich auf dem Turnplatz, auf Turnfahrten, bei Festen und Spielen der liebste Lehrer und Spielgenosse, weil er die Gabe hatte, mit der Jugend anregend zu verkehren; doch fühlten sich die weichlichen, verhätschelten, leiblich und geistig schlaffen Knaben, so wie die, welche sich nichts versagen konnten, die sich allen der Jugend nicht ziemenden und über ihre Sphäre hinaus gehenden Genüssen, Bestrebungen, Meinungen hingaben, von ihm abgestoßen. Ebenso ging es ihm mit den Collegen. Die strebsamen und die, welche kirchlich und politisch auch seiner Ansicht waren, die gründlich ihr Fach verstanden und in Liebe auch zu der Jugend sich hingezogen fühlten, schätzten ihn, da sie für den innern Kern seiner Prsönlichkeit ein Verständniß hatten, und mit ihnen stand er collegialisch, wie ihre Briefe beweisen, auf's Freundschaftlichste verbunden; da aber die Zahl derer, welche der von ihm bekämpften rationalistisch humanistischen Richtung angehörten, viel

größer war, so konnte natürlich auch der Umgang mit solchen nur ein äußerlicher sein, und solchen mußte er meistentheils mindestens absprechend, hochmüthig, selbstbewußt erscheinen.

Am schwierigsten war es ihm, wenn in Versammlungen, Conferenzen und sonst über ernste und wichtige Fragen ohne Unterschied nach der Kopfzahl abgestimmt wurde, und er sich dann überstimmt sah, was natürlich bei seiner ausgeprägten Eigenthümlichkeit und bei seinem Kampf gegen den herrschenden Zeitgeist nicht selten der Fall war. Autorität, nicht Majorität war für ihn maßgebend. Wie er aber seine Autorität, wo sie ihm zukam, geltend machte und nachdrücklich geltend zu machen wußte, nicht immer mit Erfolg oder wenigstens zu seinen Gunsten, so wußte er ebenso auch die gebührende Autorität, dem sie gebührte, anzuerkennen. Wurde sie ihm nicht zu Theil, dann war sein tiefes und klares, so ungemein lebhaft empfängliches wie empfindendes Herz aber auch ebenso leicht empfindlich wie verstimmt, wie ein klarer Bach auch durch einen kleinen Stein in trübe Wallungen kommt und aufgeregt wird, viel leichter als ein schon getrübter. Es entlud sich dann sein meist lange zurückgehaltener „prächtiger“ Zorn in „majestätischer“ Weise „gleich einem tropischen Gewitter“, und dann natürlich stets um so anhaltender, je weniger Widerstand oder je größere Ruhe ihm entgegentrat. Schüler zitterten, Lehrer und Collegen wurden nicht bloß verletzt, sondern oft erbittert, seine Freunde mindestens tief im Herzen betrübt. Aber solche Gewitter pflegen die Luft zu reinigen, wohlthätig zu wirken und bald den Sonnenschein wieder um so klarer zu machen. Die Härte seines Wesens verletzte nach allen Seiten, ohne daß er doch die Absicht hatte, wehe zu thun. Viele ließen sich abstoßen; andere, wenige nicht; solche schauten daher auch tiefer in sein Wesen. Sein Unrecht, wo er es als solches erkannte, pflegte er dann sofort auch gut zu machen; er ließ die Sonne nicht über seinen Zorn untergehen; „so kam er, schreibt einer seiner früheren Amtsgenossen, Abends auf mein Zimmer, fiel mir mit Thränen um den Hals, drückte mir ein für ihn sehr werthvolles Büchlein in die Hand, und ohne ein Wort zu reden, wieder fort.“ Das war aber genug; die Sache war erledigt.

Solche Charaktere wollen nicht nach der Außenseite ihrer Er-

scheinung betrachtet und beurtheilt sein. Sie verurtheilen, ist leicht und ist gewöhnlich der Fall; aber sie zu verstehen schwer und Wenigen gegeben. In jedem Menschen sind solche Gegensätze, welche um die Herrschaft kämpfen; sie schärfen sich bei denen, welche durch den Geist Gottes erleuchtet, die Macht des Fleisches und die List des alten zu tödtenden Menschen erkannt haben und in der Kraft des Geistes Gottes gottselig leben wollen; kommt nun noch die eigne Naturanlage hinzu, welche durch den heiligen Gottesgeist geheiligt in den Dienst Gottes und der Menschheit gestellt werden soll und welche nur wenn sie geheiligt ist, Frucht schaffen kann, dann werden solche Gegensätze um so schroffer, um so sichtbarer, je größer die Gaben sind und je schwerer es ist, sie im Heiligungskampfe zu verwerthen. So war Wackernagel eine großartig angelegte, eine Herrschernatur, und doch diente er an dem Kleinsten und in dem Kleinsten mit mühsamsten Arbeiten in selbstverleugnender Weise; jedoch nur der kann Widerstrebendes beherrschen, der nicht bloß die Kraft hat, es zu zermalmen, sondern der den Geist hat, es zu überwinden, in die rechten Bahnen zu leiten, den Widerstand zu brechen, oder unschädlich zu machen: er konnte herrschen, fest und sicher auftreten, aber auch von einem kleinen Widerspruch in seinen Empfindungen willenlos hingenommen werden; dagegen wiederum die schüchternen Worte verstehen und den leisesten Regungen der Wahrheit im Kindesherzen lauschen: er hatte einen starken, ausgeprägten, klaren und praktischen kalten Verstand, aber sein Gemüth war weich, milde und gütig, empfänglich für die kleinsten Beweise der Liebe und Freude; er war tief gemüthvoll und gemüthlich, warm in der Hingabe an alles Edle, Wahre, Schöne und Gute, unbefangen im Empfangen, zart und scheu im Geben, namentlich dem weiblichen Geschlecht gegenüber und in seinem Verhalten zu den Kindern; „voll rührender Geduld und Freundlichkeit". Hier prägte sich seine Kindlichkeit aus, die aus der Gotteskindschaft in ihn gepflanzt war, „so ihr nicht werdet wie die Kinder." [90] Jeder Zoll ein Mann, und doch wieder wie ein Kind.

Seiner ganzen Erscheinung nach nicht bloß hervorragend und mit seiner hohen Stirn und klarem Auge vornehm angelegt, machte er bei den vielseitigen geistigen Anlagen und

körperlichen Vorzügen Vielen den Eindruck eines stolzen Mannes, ja bei dem umfassenden Wissen auf so entlegenen Gebieten und mit seiner feinen Bildung konnte er mit mehr Recht stolz sein, als die Meisten, welche es sind; andererseits mußte man sich wiederum oft mit Recht wundern, wie bescheiden er zurücktrat, die Schätze seines Wissens und seiner Erfahrungen nicht hervorkehrte und ausbreitete; er verstand nicht die Kunst sich geltend zu machen, noch weniger aber für sich dadurch etwas zu verdienen oder sich zu verschaffen und Vortheil daraus zu ziehen. In ihm war neben dem tiefsten Ernst ein heiterer Humor, neben der Kampfnatur ein stiller Friede, neben dem Selbstbewußtsein die hingebendste Liebe und Treue, neben der Härte eine Weichheit, die auch zu Thränen gerührt wird. „So war es ein herrlich Stück Gnadenarbeit des Geistes Gottes, diesen Reichen und Starken nach und nach von früh an durch das unablässige Ringen mit den verschiedensten ihm entgegentretenden Mächten in allen Perioden seines Lebens klein und arm zu machen, und die streitenden Kräfte seines eignen Wesens allmälig unter sich zu versöhnen und auszugleichen, die Dissonanzen in wohlthuende Harmonie aufzulösen.“ Es war ein Kampf, der erst auf seinem Sterbelager den herrlichen Triumph im Sieg davon trug: „Ich bin Nichts, ich will Nichts, ich kann Nichts.“ Solche energische Naturen aber sind zu allen Zeiten und auf allen Gebieten nöthig, und wer ein Vorkämpfer im Leben nach irgend einer Richtung ist, wer eine Bahn brechen will, der wird nicht in seiner Isolirung, noch weniger nach Rücksichtslosigkeiten, oder gar nach seinem Selbstbewußtsein, am wenigsten aber nach einzelnen, weniger ansprechenden, jedoch im Verhältniß zum Ganzen untergeordneten Erscheinungen zu beurtheilen sein. Wie Wackernagel Alles auf die Krystalle zurückführte, so läßt sich auch von solchen Persönlichkeiten sagen: die schönsten Krystalle haben scharfe Ecken und Kanten; und die zartesten Rosen sind nicht ohne Dornen. Ein Talent bildet sich in der Stille, aber ein Charakter im Strom der Welt, und der gewaltige Strom reißt manchen Felsen und abgehauenen Wurzelstamm mit sich fort. Unter solchen Umgebungen will die Einzelpersönlichkeit nach ihrem Gesammtwirken, wie nach dem diesem zu Grunde liegenden Wesen, nach seinen Zielen und Motiven, vor allen Dingen allseitig beurtheilt sein. Wer

sich dieser allerdings nicht oberflächlichen und leichten, vielmehr schweren Aufgabe nicht unterzieht, wird anders urtheilen, aber immer einseitig und darum unrichtig.

Wie weh es ihm hernach that, wenn er wirklich oder nach der Seinen Meinung wehe gethan hatte, das verbirgt sich natürlich den Blicken der Fernerstehenden; zu dem obigen Beispiel (S. 252) aus dem Privatleben möge hier noch ein anderes gefügt werden: „Wenn ich Knapp (siehe oben S. 229) wehe gethan, so ist es mir leid, das sollten meine Worte nicht; auch haben wir uns seitdem oft gesehen und freundlich mit einander verkehrt und über den betreffenden Punkt manches Ernste gesprochen." Die Besuche, welche er in den letzten Lebensjahren bei seinen vielen Reisen machen konnte, glichen Vieles aus; der Briefwechsel beweist, daß man sich je länger je mehr verstand und daß es bei ihm der Sache des Reiches Gottes, dem Wohl der Kirche und des Volkes im höchsten Sinn galt, nicht seiner Person; und die Reihe von Zeugnissen, welche dem Biographen anvertraut wurden, beweisen, daß die am nächsten Stehenden ihn auch am besten, ja auch schärfsten beurtheilten; und ohne die Schwächen und Schattenseiten seiner überlegenen Persönlichkeit und Energie seines Geistes und Wollens zu verkennen, grade die ungetheilte Anerkennung und Hochachtung war doch der bleibende Eindruck seiner Gesammtpersönlichkeit. So schreibt eine hochstehende Persönlichkeit, die ihn aus der Conflictszeit kannte und Geistliches geistlich zu beurtheilen versteht: „Sein Bild als eines ehrenfesten, kirchlich ernsten Charakters mit vielseitiger Bildung und unbefangener Frömmigkeit steht Achtung gebietend vor mir." Ein anderer hochgebildeter Staatsmann schreibt: „Nur den Totaleindruck eines deutschen Mannes nach seiner idealen Erscheinung, was Wahrhaftigkeit, Treue, Reinheit und Schwung wie Tiefe des Geistes und Herzens betrifft, habe ich in mir aufgenommen, nebst der Erinnerung an den äußeren Menschen, der so vollständig dem hohen Adel des innern angepaßt war." Hierzu fügen wir noch das Urtheil eines angesehenen Schulmannes: „Jede seiner Bewegungen war von einem edlen Anstand begleitet; nie verließ ihn die Würde, in der sich sein hoher Geist ausprägte; seine Persönlichkeit war so Achtung ge-

bietend, daß es keinem Schüler eingefallen wäre, ihm in der Disciplin Schwierigkeiten zu machen. Sein Umgang war immer belebend und belehrend, voll Witz, Humor und Originalität. Wo ihm landläufige, unklare, wohl auch mit einer gewissen Prätension vorgebrachte Ansichten oder Vorurtheile als allgemein anerkannte Axiome entgegentraten, da konnte er den Gegner durch eine einfache naive Frage irre machen, und dann eine Behauptung nach der anderen durch die Schärfe und Wucht seiner Dialektik niederschlagen. Manchem mag er dadurch unbequem geworden sein. Aber er war ein entschiedener Gegner jeder Halbheit; ihm galt die Wahrheit über Alles. Niemand wird wohl je mit ihm im Verkehr gewesen sein, ohne den Eindruck einer hohen, durch und durch edlen, von tief begründeten und scharf ausgeprägten Ueberzeugungen und tiefem christlichem Geist getragenen Persönlichkeit empfangen, und neue Anregung und Erfrischung irgend welcher Art erhalten zu haben."

Hatte dieses sein Wesen ihm zeitweise manchen Freund abwendig gemacht, und klagte er sich später dessen selber oft an, so kehrten doch die alten Freunde, die ihn eben tiefer erkannt hatten, stets wieder zurück. Ein schönes Denkmal der Freundschaft bildet sein Familien-Album; ebenso sein Ehrendenkmal, was die Männer der Wissenschaft und Kirche, darunter viele eng befreundete, ihm bei der Subscriptionseinladung brieflich und öffentlich ausstellten.

Aus dem Kampf des Lebens und der Arbeit des Berufs wie seiner Studien zog er sich am liebsten in die Stille des Hauses zurück. Und hier war es eine hohe Gnade Gottes, daß dem scharfen und scharfkantigen Manne in dem Weib seiner Jugend eine Lebensgefährtin zugeführt wurde, welche in ihrer Glaubenskraft es verstand, die Dissonanzen seines Wesens in wohlthuende Harmonie aufzulösen. Ein genauer Kenner seines ehelichen Lebens kann mit großer Freudigkeit bezeugen: „Er und seine Auguste, ein wahres Meisterstück dessen, der die Ehen im Himmel schließt." So mußte man urtheilen, wenn man Beide kannte und im eigenen Hause verkehren sah. Als er sie heimführte, trat sein Schwager Adolf, der älteste Bruder der jungen Braut an ihn heran und sagte: „Hüt' sie wie Deinen Augapfel." Er hat es gethan bis an sein Lebensende; mit der zartesten Sorge und Gewissenhaftigkeit hielt

er in Umgang und Lectüre Alles von ihr fern, was ihr schädlich sein konnte. Er selbst bekannte, wenn auch im harmlosen Scherz, aber doch mit großer Wahrheit, zu der anderen Schwester, mit der er zu gleicher Zeit am Traualtare stand, viele Jahre später: „Wie gut ist's doch, Hanne, daß wir einander nicht gekriegt haben.“ Zu seinem eigenartigen Wesen hätte keine so zu ihm gepaßt, als die „getraute Treu“, um eine an Schwierigkeiten und mancherlei Mühen, aber auch an vielen Segnungen so reiche Ehe zu führen. „Es waren zwei sehr verschiedenartige, aber weil durch Gottes Geist gestimmte, darum auch zu schöner Harmonie zusammenstimmende Instrumente.“ Es gehörte dazu die Tiefe des Gemüthes, die sich hingebende und jedes Opfers fähige Liebe und Treue, die geistige Empfänglichkeit für alle seine Interessen in Natur, Literatur, Kunst, Schule und Kirche, die Gefügigkeit und dabei doch die Freudigkeit, jeder Zeit auch unter dem schwersten Druck sich aufzuraffen zu heiterem Sinn und kindlicher Fröhlichkeit; die dienende Selbstverleugnung, die aber auch im klaren Blick für Recht und Gerechtigkeit kühn und thatkräftig eintreten und den Zorn zu besänftigen vermochte. Sie wußte zu schweigen, wo es noth war, aber auch zu reden, wenn es Zeit war. Sie war ihm nicht bloß die treue Mutter seiner zehn Kinder, sie war ihm auch eine Gehülfin für's Leben in jeder Hinsicht, auch auf dem gemeinsamen Wege zur himmlischen Heimath, wie in seinen mühsamen Studien und schweren Arbeiten, eine in Gottes Wort und schlichtem Glauben fest gegründete Beterin in allen Zeiten der Noth und Trübsal und Kämpfen, an denen die siebenundvierzigjährige Ehe so reich war.

Was bei ihrer häuslichen Arbeit in der Erziehung der eignen Kinder, wie der dem Hause stets und gern anvertrauten vielen fremden, die meist die ganze Tageszeit in Anspruch nahm, an Zeit übrig blieb, insbesondere die stillen Abend- und Nachtstunden widmete sie dem Manne und seinen Arbeiten. Bis auf die diplomatisch genauen Abschriften alter Drucke und vergilbter Handschriften hinaus konnte sie ihm mit unermüdlicher Geduld und Ausdauer eine treue und fleißige Mitarbeiterin sein. Ihre flinke, dienende Feder hat mehr zu dem großen Lebenswerke geholfen, als man ihm ansehen durfte. Darum hat er ihr nicht bloß in seiner Ausgabe von Joh. Heer-

mann's Liedern eine Zueignung gedichtet, sondern auch angeordnet, daß der fünfte und letzte Theil seines Kirchenliedes ihr mit denselben Versen gewidmet werde, um ihr die gebührende Ehre im Antheil an diesem Lebenswerke auch öffentlich in dankbarer Gesinnung auszusprechen.

Wir lassen sie hier folgen, weil sie in die Tiefe seines Gemüthslebens einen willkommenen Einblick gestatten:

Du hast im stillen Herzen oft gesungen,
Als Du sie abschriebst, jene hohen Lieder;
Nun sieht Dein Auge auf dies Büchlein nieder,
Welches sie darbeut vielen heil'gen Zungen.
Gott segne ihrer Opfer Huldigungen,
Er stärke seiner Kirche treue Glieder,
Er einige sein Volk im Glauben wieder
Und steur' des Papst's und Türken Lästerungen.

Das Fleh'n des theuren Zeugen, das wir hören,
Des heilig duldenden, des Kämpfers Rufe,
Die laut zur Buße mahnen und zur Reue,
Und knieend auf des Hausaltares Stufe,
Wenn Alles wankt, tönt's aus der Kinder Chören:
Die beste Treu' ist doch getraute Treue.

Auf „den Stufen des Hausaltares" wurde auch in seinem Hause der Segen und die Kraft vom Geber aller guten Gaben erfleht und täglich in den Hausandachten das Lobopfer dem HErrn dargebracht; er ließ es sich bis in die letzten Lebenstage hinein, so lange es ihm irgend möglich war, nicht nehmen, selbst dieses häuslichen Priesterrechtes und -Dienstes zu walten; auch unter oft schweren Verhältnissen; bei Umzügen saß man zwischen Kisten und Koffern und sang wenigstens: „Breit' aus die Flügel beide", oder: „Hirte Deiner Schafe". In den letzten Tagen sprach er wenigstens noch den Segen, so daß seine Stimme wie aus dem Grabe heraus zitterte. Der „Kinderchor" stimmte dann gern in des Vaters kräftigen Gesang, der von der lieblichen Stimme der Frau sicher begleitet war, ein. Von den zehn Kindern, die Gott ihm geschenkt, blieb das jüngste nur wenige Monate am Leben. Die übrigen waren seines Herzens Trost und Freude. Aber auch diese Freude war durch manch' bitteren Schmerz getrübt: der kleine Eduard starb in Wiesbaden; seine fünfzehnjährige Tochter Anna starb

in London (1858); sein Sohn Arnold in Berlin (1863), wo er sich zur theologischen Prüfung vorbereitete; mit Wehmuth gedenkt er seiner in der Vorrede zur dritten Auflage der „Edelsteine": „daß er durch sein einfaches Leben bezeugt haben würde, daß die Treue über Alles geht." Die älteste Tochter wurde im Jahre 1870 mit acht unversorgten Kindern Wittwe; von den übrigen Töchtern war eine an den Pastor Vorberg in Lemgo verheirathet, nach deren im Jahre 1865 erfolgten Tode er die andere Tochter heimführte; zwei Töchter, darunter eine sehr schwer leidende, lebten im Hause; zwei Söhne, Otto und Ernst, sind Pastoren in gesegneter Wirksamkeit.

Neben dem Segen des Kreuzes hat es auch nicht an Freuden mancherlei Art gefehlt. Das Heranwachsen der Söhne war ihm besondere Freude; sie mitnehmen auf seinen Wanderungen, im Winter im Schlitten auf seinen Wegen nach Stuttgart, oder auf das Eis in Wiesbaden, auf die Turnplätze, und sie in allen körperlichen Uebungen, worin er es ihnen als Meister zuvorthat, zu unterrichten, ihre geistigen Fortschritte zu beobachten, ihre Spiele zu leiten, ihre Arbeit und Sorge bei der Hauszeitung zu sehen, das Alles war seinem kindlichen Sinn eine köstliche Erholung von seiner Arbeit. Besonders erfreut war er, als alle drei Söhne sich dem Studium der Theologie widmeten. „In der Freude seines Herzens, daß es Gott gefallen, sie zu Verkündigern seiner Zeugnisse in unserem theuren Vaterlande zu berufen" widmet er ihnen seine „Edelsteine". Zugleich that er's mit einer beherzigenswerthen Mahnung an die Träger des geistlichen Amtes: „Auf den köstlichen Gefilden geistlicher Literatur sich zu weiden und zu erfrischen, steht dem geistlichen Amte wohl an. Wer David von Augsburg und Berchtold von Regensburg und Eckehart, Tauler und Seuse gern liest, und vor Allem darnach trachtet, in den Schriften Luther's zu Hause zu sein, der athmet in dem Geiste des Volkes, das er für heilige Zucht und Lehre gewinnen soll."

Seinem Hause prägte er sein Wesen, seine poetische kindliche Natur auf. Die Kunst im Leben — im Hause, er hat sie gelebt und herrlich gepflegt. Alles was er that, war in der Form vollendet schön. Wie schön seine Handschrift bis in die letzten Tage; wie schön die Zeichnungen zu seinen krystallo-

graphischen Abhandlungen und zu seinem leider nicht gedruckten Lehrbuch der Geometrie; wie schön sind alle seine Bücher in Druck und Papier ausgestattet? Wie schön war sein Studierzimmer, geschmückt mit Bildern und anderen Kunstwerken, mit den, namentlich früher schön gebundenen Büchern, die er später aus ökonomischen Rücksichten nicht mehr so schön binden lassen konnte, auf die er aber statt dessen mit eigner Hand die Titel sauber zu schreiben pflegte; mit den von ihm gefertigten, zum Theil auch erfundenen geometrischen Körpern; Alles bis auf's Kleinste stets in sauberster Ordnung; eine Ordnungsliebe, welche sich bis auf die Papierschnitzel in seinem Schubfach und auf das sorgfältige Falten der Zeitungen erstreckte. Die Kreuzzeitung, deren Leser er von Anfang an gewesen, besaß er in einem tadellosen vollständigen Exemplar sauber gebunden. Wie dies auf die Schüler einzuwirken pflegte, zeigt sein Leben in Stetten.[91] Ebenso aber war er auch selbst vom frühsten Morgen an — und er stand sehr früh auf — fertig angezogen; Schlafrock, Lehnstuhl oder gar Tabak, „Tabaksgestank“, den er einem, auch wenn man ferne stand, oder sich vor Stunden dieser „Unsauberkeit“ hingegeben hatte, sofort anmerkte, — war ihm ein Gräuel. Den Weihnachtsbaum pflegte er stets allein zu schmücken. Alle Gefäße, deren er sich zum Essen und Trinken bediente, waren schön, meist von den kunstfertigen, namentlich im Malen sehr geübten Händen der Töchter geschmückt.

An den musikalischen Abenden, die gewöhnlich Samstags waren und zu denen zuweilen auch noch ein ganz nahestehender Hausfreund geladen war, erschienen Alle, Eltern und Kinder, im Sonntagsgewand. Jeder mußte auf's Säuberlichste etwas vortragen. Die Mutter sang mit ihrer besonders schönen Stimme, die höchst sorgfältig, namentlich von ihrem Schwager Strebel ausgebildet war, und mit der sie in Berlin in dem Winterfeld'schen Hause ein sehr geschätzter Zuwachs für die ernsten und so vollendeten Aufführungen gewesen. Wackernagel selbst war nicht Musik ausübend, aber um so mehr liebend; er sang nur von Jugend an seine Volkslieder, die weltlichen und die kirchlichen, mit voller schöner Stimme und von Herzenslust. An den meisten Abenden nahm er die drei Söhne bei der Hand, ging mit ihnen im Zimmer auf

und ab, und sang die schlichten Volkslieder: Freiheit, die ich meine, — Es ritten drei Reiter, — Bei einem Wirthe, — Der alte Barbarossa, — Dort unten in der Mühle, — Es sah eine Linde, — Es waren ein Mal drei Reiter. Bei den Gottesdiensten fiel es den Nachbarn auf, daß er die Lieder stets ohne Benutzung eines Gesangbuches auswendig sang. War er auch nicht ausübend, so war er doch ein gründlicher Kenner und scharfer Kritiker und hatte für die Harmonie der Töne ein solches Verständniß, wie für die der Krystalle und Pflanzen, ja wie für die Harmonice mundi. Später bildete die Familie einen lieblichen Sängerchor um die Mutter für den Vater und bei Volksliedern mit ihm. Keine Gesellschaft im Hause war ohne musikalische Unterhaltung. Die Hauptsache war dabei zuletzt stets sein schönes Vorlesen aus Shakespeare oder anderen Dichtern und Prosaisten.

Von der Zartheit, mit Kindern und Gliedern des weiblichen Geschlechtes umzugehen, ist schon früher berichtet.[92] Hier soll nur noch erörtert werden, wie er frühzeitig den Sinn für das Schöne in Natur und Kunst in seinem Hause bei den Kindern und auch sonst, wo er Gelegenheit hatte, zu wecken verstand und nie ermüdete. Damit Hand in Hand ging die Freude daran, Schönes zu haben, um damit das Schöne zu wecken und zu pflegen, Schönes schaffen zu lehren, und vor Allem die Scheu einzupflanzen, Schönes durch ungeschickte und unzarte Hände zu verderben. Wie ihn selbst die kleinste Freude aus gutem Herzen rührte, so war es seine Lust, mit solchen Freuden zu überraschen; manche Nacht hat er in der Jugend Noten abgeschrieben, um mit dem Verdienste eine Freude zum Weihnachtsfest oder Geburtstage machen, oder Verlegenheiten und Sorgen heben zu können. Und diese Freude hat er auch später noch reichlich sich und Anderen gemacht. Seine Lieblingsblumen waren Rose und Lilie, die in reicher Fülle stets seinen Geburtstagstisch schmückten.

Den Geist des Hauses beschreibt der Schweizer Dichter Abel Burkhardt trefflich in folgenden Versen für das Haus-Album:

Ob einer Hütte sehn in Weihnachstagen
Wir einen Stern in hellen Flammen stehn;
Deß Strahlen tief durch Wänd' und Fugen gehn:
Wer mag des Sternes Namen mir wohl sagen?

Ist es der Glückstern, der dem Hause leuchtet?
Nein, der steht auf der schlichten Hütte nicht.
Sieh, wie's dem Kind an Bettlein ja gebricht,
Und wie Maria es mit Thränen feuchtet.

Ist es der Stern der Gunst, den Menschen spenden?
Auch dieser nicht; Herodes und sein Haus,
Jerusalem, sie ziehen nicht hinaus,
Zur Hütte Bethlehems sich hinzuwenden.

Ein andrer Stern, der Höheres verkündet;
Der Morgenstern, der in die Herzen scheint,
Wenn Gott sich mit den Menschen hat vereint,
Steht ob dem Hause herrlich angezündet.

Wo Demuth wohnt und stilles Gottvertrauen,
Ein biedrer Joseph bei Maria steht,
Wo Gottes Geist im Hause heilig weht,
Ob solchem Hause magst den Stern Du schauen.

An Sorgen fehlte es im Hause nie. Wie ihm v. Raumer ein Mal sagte, hatte er ebenso wenig wie jener die Gabe reich zu werden. Seine und der Kinder Krankheit und Versorgung, die längere Zeit, in der er ohne Amt war; vorher in Stetten nur mit kärglicher Besoldung; die vielen Reisen, theils zur Herstellung seiner Gesundheit, theils für seine hymnologischen Forschungen, die Ausgaben für seine literarischen und besonders mineralogischen, höchst werthvollen Sammlungen, mancherlei andere unverschuldete Geldverluste, schließlich die geringe Pension machen es erklärlich. Noch in den letzten Jahren war es sein Schmerz, den er oft aussprach und beweinte, daß er nach so viel Fleiß seiner Frau keine völlig sorgenfreie Existenz bei seinem Tode hinterlassen könne.

Große Freude war es ihm, daß es auch seinen Geschwistern hernach gut ging. Bruder Karl war, in guten Verhältnissen lebend, früh an der Cholera gestorben. Mit Bruder Wilhelm war er seit dessen Berufung nach Basel im Jahre 1833 örtlich weit auseinander gekommen. Um so mehr verfolgte er dessen gelehrte germanistische Arbeiten mit der lebhaftesten Freude und Theilnahme. Doch schmerzte ihn dessen politische Richtung. Er selbst war streng monarchisch und voll hingebendster Liebe an

sein preußisches Vaterland, während bei Wilhelm eine Abneigung gegen Preußen sich stark geltend machte, in Folge deren er sogar den Ruf nach Berlin ablehnte, und eine ausgesprochene republikanische Richtung herrschend wurde, so daß er auch die Rufe nach München und Wien wesentlich aus Liebe zu Basel und zur freien Schweiz nicht annahm. Ebenso wenig konnte er sich in Philipp's ausgesprochenes lutherisches Bekenntniß finden; das kirchliche Leben Basels hatte vorwiegend den milden reformirten, der Union beider Confessionen zuneigenden Typus. Dies befriedigte ihn und für dasselbe trat er sehr entschieden gegen den todten philosophischen Schematismus und oberflächlichen gotteslaugnerischen Materialismus auf Grund seiner gläubigen Weltanschauung ein; das neue Basel'sche Gesangbuch (1854) verdankt der Mitwirkung dieses literarisch und ästhetisch so durchgebildeten Mannes, daß es zu den besten in dieser Richtung gehört.[93] So waren die Brüder politisch wie kirchlich auseinander gegangen. Doch hinderten später diese Dissonanzen nicht das ungetrübte und brüderliche herzliche Einvernehmen. In der Liebe zum deutschen Volke und zur Reformation der Kirche waren sie eins. Jenem schlug auch Wilhelm's volles Herz; seine Stärke und Einigkeit war das Ziel seiner Wünsche. Seinen höchsten Wunsch, die Einigung desselben, hat er nicht mehr erlebt, aber je länger je mehr bis zu seinem Tode auf's Lebhafteste gehofft und auch schrittweise in den Vorgängen der Gegenwart dieselbe als nothwendig erkannt.

Philipp hatte diese Freude gehabt. Er hat die blutige Zwiesprache mit dem Erbfeind der deutschen Nation, die er 1855 und 1860 in den Vorreden zu seinen damaligen Schriften schon als nothwendig bezeichnet hatte, erlebt. So oft er in Straßburg in den herrlichen Bibliothekschätzen gearbeitet, war ihm Straßburgs Verlust schwer auf sein deutsches Herz gefallen; dort hatte er auch die Ränke kennen gelernt, mit denen man deutsches Wesen zu beseitigen bemüht war. Seine Arbeiten in den alten Liedern unseres Volkes hatten ihm den Blick in die großen Angelegenheiten seines Vaterlandes seit 1864 bis 1870 nicht verschlossen, im Gegentheil erweitert und gereinigt. Er folgte mit gleicher Aufmerksamkeit den Bewegungen auf staatlichem wie kirch-

lichem Gebiete. Die bedeutsamen, inhaltreichen und theilweise geharnischten Vorreden zu seinem Kirchenliede zeigen seinen politischen wie kirchlichen Standpunkt in jenen Jahren. Die Erfüllung seines Jugendtraumes von Deutschlands Einigung — so viel ersungen, auch erbeten, endlich hergestellt unter einem Kaiser aus dem Hause Hohenzollern, — begrüßte er mit ungetheilter Freude. Aber eins schmerzte ihn tief in den letzten Jahren, beim Blick auf den Ultramontanismus und die Socialdemokratie, wie auf das Umsichgreifen des Materialismus in allen Kreisen des Volkes, daß sein liebes deutsches Volk seine höchste und edelste Aufgabe: ein deutsches und evangelisches Volk zu sein und zu werden, so weit und breit vergaß. Bei dem immer mehr drohenden russisch-türkischen Conflicte sprach er im Februar 1874 es aus, daß nur die Alliance der drei Kaiser demselben ein Ende machen könnte: „Das deutsche Reich kann die Last der vierhundertjährigen Frage, die Oesterreich liegen lassen mußte, mit diesem verbündet heben; und es kann geschehen, daß wenn die vier Fürsten (noch Italien) dem Sultan ihre diplomatischen Vorschläge machen und er dieselben nicht annimmt, sie ihm die seidne Schnur schicken und die Türken aus Europa verschwinden lassen. So erweitern Rußland, Oesterreich und Italien ihre Land- und Seemacht, „graue Zeiten werden jung", und Rußland giebt die Ostseeprovinzen an Deutschland ab. Und England? —"[94].

Schließlich sei noch seines Freundeskreises gedacht. Eine große weit ausgedehnte, durch das ganze deutsche Vaterland zerstreut lebende Reihe von Bekannten hatte er sich auf seinen Reisen erworben; Allen war er dankbar für reiche und mannichfache Hülfe bei seinen Arbeiten. Den Näherstehenden widmete er seine Arbeiten; seines Kirchenliedes ersten Band dem Pastor Krafft in Elberfeld, Kirchenrath D. Langbein in Dresden, Consistorialrath Prof. D. Vilmar in Marburg; den zweiten der theologischen Facultät in Breslau; den vierten den drei theuren Freunden: Oberconsistorialrath D. Bachmann in Berlin, seinem Schwager Reichsrath und Präsident des Oberconsistoriums zu München, D. Ad. v. Harleß, und dem Director Dr. Herwig in Hanau; den fünften seiner Frau; und den dritten — ein schönes Denkmal seiner auch in der Noth treu aushaltenden Freundschaft — seinem ehemaligen

Verleger seiner vielen Schriften: Theodor Liesching in Stuttgart. In Folge eines schweren Geistesleidens hatte dieser sich für insolvent erklärt, ohne, wie es hernach sich herausgestellt, dazu die geringste Ursache zu haben. Auch Wackernagel schien darunter viel gelitten zu haben, bis nachher der Ungrund der Befürchtungen an den Tag kam, und die Familie allen Verbindlichkeiten gerecht werden konnte. Köstliche Trostworte widmete er ihm: „Sie leben in dem Fegfeuer der Liebe Gottes. Das wissen Sie noch nicht, aber wir glauben es und freuen uns für Sie. — Waren Sie schwach mit den Schwachen, die Ihre Ehre und Ihr Erbe gering schätzten, so seien Sie nun stark in dem HErrn, bei dem die Lösung ist und das Ende. Herz und Haupt empor, und die Hand pflüge ein Neues! Der, welcher heiligen Muth, guten Rath und rechte Werke schafft, wird Sie nicht verlassen noch versäumen. Seine Gnade walte über die Ehre und das Erbe des Hauses S. G. Liesching." So 1870. Nach vier Jahren: „Ich hoffte, daß es dem Freunde vergönnt sein werde, sich von dem Schlage, der ihn getroffen, wieder zu erholen, die verhängnißvolle Thorheit, die das Unheil angerichtet, zu überleben, des eingebüßten „innerlich schönen, äußerlich mühseligen Liesching'schen Verlags", der zur Zeit der Katastrophe glänzender stand denn je, zu vergessen und an die alte unveräußerte Firma in Gottes Namen neue Unternehmungen zu knüpfen: es sollte nicht so sein. Den 1. Oktober 1871 erlöste Gott die geplagte Seele."[95]

So hatte Wackernagel seinem deutschen Volke und seiner Kirche gedient; seiner Schule und Wissenschaft durch Wort und Schrift, Leben und Wirken; er hat rastlos mitgearbeitet, „eine edle Jugend zu erziehen, in zwei Generationen, Eltern und Söhne, leiblich und geistig geschickt nach Erlernung der Waffenkunst zu gegebener Zeit in's Feld zu ziehen; starke Herzen, die an den alten Liedern erbaut und gebildet, nun mit innerer Zustimmung die Wacht am Rhein zu singen vermochten." Was Gott mit seinem Volke vorhabe? „Wir Alle achten gleich dem großen Staatsmann, den Gott sich zum Helden und Seher geweiht, auf die Augen Gottes, um zu erkennen, wohin er sein Volk auf den Wegen, die er es gehen hieß, weiter führen werde, wir gleich ihm: die Fülle der Absichten Gottes aber weiß Niemand; seine Gedanken enden nicht

wie die unsrigen, in der politischen Einigung Deutschlands, sie gehen weit über die Geschlechter hinaus, in Fernen, die für uns dunkel sind." — „Des Volkes Substanz ist sein Glaube, seine wahre Verfassung die Kirche. Was hülfe es ihm, wenn es die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele. Darum, während aller dieser Tage und nach der Zeit sollen wir nicht aufhören zu beten und zu singen: „Erhalt uns, Herr, bei Deinem Wort". Die deutsche Nationalkirche, wenn dies alberne Wort einen Sinn haben soll, ist die lutherische. Der lutherischen Kirche Geduld. Dem deutschen Geiste Trost. Gott allein die Ehre!"[96]

Mit diesem Segenswunsch schließen wir diesen Abschnitt. Es bleibt nur noch übrig, einen Blick zu werfen auf sein Ende.

Fünfzehntes Capitel.

Glaubenskampf bis an das Ende und seliges Scheiden.

Ein langes Leben haben wir durchschritten. So weit es möglich war, haben wir Wackernagel selbst reden lassen. Ueberblicken wir es noch ein Mal, so hat er selbst uns den rechten Lichtblick gegeben; seine herrliche Auswahl deutscher Gedichte schließt er mit Rückert's „Abgrund und Erhaltung", wo es am Ende heißt:

Ich steh an dem Gestade,
Wo dumpf der Abgrund braust,
Mich hält nur Gottes Gnade,
Sie hält mit starker Faust.

Ich fühle wie mich trunken
Weht die Versuchung an,
Und daß ich nicht versunken,
Das hast Du nur gethan.

Darnach läßt er, — in der Vorrede schon darauf hinweisend, — ein Zwiegespräch mit Rückert folgen:

Drei Schritte bist Du nur vom Wege
Den Du zum Scherz verließest,
Weil Du im dichtern Waldgehege
Die größere Lust verhießest.

Du kannst zurück zum Wege kommen,
In jedem Nu, Du wissest,
Wenn Du nur, die Du hast genommen,
Die Richtung nicht vergissest.

„Doch, daß ich ihn im Scherz verlassen
Ist noch im Ernst die Frage.
Der mich geführt durch alle Straßen
Will Lob und Dank statt Klage.

Nach diesen Worten, die er 1872 schrieb, bedarf es keiner anderen Beleuchtung seines Lebensweges. Eine bessere Beleuchtung als die im Lichte des Wortes Gottes: „Denen die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen“; „Seid dankbar für Alles“ gab es für ihn nicht, und giebt es für den nicht, der mit einstimmt: „In Deinem Lichte sehen wir das Licht. Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege.“ „Dank statt Klage“, so schließen obige Verse.

Die letzten Jahre seines Lebens in Dresden waren, ausgenommen die Arbeiten an den neuen Auflagen seiner Werke, ausschließlich der Herausgabe seines großen Lebenswerkes gewidmet. Zwar hatte er auf dem Gebiet der Sprachwissenschaften, der Geometrie, der Mineralogie, seine „Lieblinge“, wie er sie nannte, Arbeiten, an denen sein Herz hing, nur der letzten Hand wartend, um druckfertig zu sein. Sie hätten ihm, der Oeffentlichkeit übergeben, viel Ehre und Gewinn eingebracht. Aber von dem Herrn zur Arbeit am Kirchenliede auserlesen und berufen, hatte er selbstverleugnend seine Lieblinge bei Seite gelegt, und dagegen diese mühevolle, opferreiche und doch oft so undankbare Arbeit auf sich genommen. Die Liebe zu seinem Heilande und zu seiner Kirche ließen ihn alle Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten überwinden, alle Opfer an Zeit und Geld und Gut, an Lebenskraft gering ansehen. Von dem Fleiß zeugt jede Seite; von dem Geiste die Vorreden; von der Mühe und den Opfern einzelne Andeutungen in den Vorreden, die aber nur der recht verstehen und würdigen kann, der

sich selbst in gleichen Arbeiten versucht hat und zu ähnlichen Zwecken so riesenhafte Vorarbeiten überwinden mußte. Es ist daher nicht zu verwundern, daß dieses Riesenwerk auch die starke Gesundheit des Verfassers schließlich doch untergrub. Früher ein Muster männlicher Kraft und Rüstigkeit, hatte er seit Elberfeld und besonders gegen Ende seines Lebens schwere Leidenstage zu bestehen, aber sie mußten nur dazu dienen, das Gold des Glaubens von allen Schlacken zu reinigen, den Starken schwach, den Reichen arm, den Großen klein zu machen. Es sollte von ihm gelten: „HErr, wenn ich nur Dich habe, so frage ich nicht nach Himmel und Erde."

Den Keim zu seinem Tode legte der Herr schon 1873, mit einer schweren Krankheit, die der Arzt als Herzbräune bezeichnete. Damit begann die sich von Jahr zu Jahr steigernde schwere Leidenszeit. Die heftigsten Schmerzen stellten sich nach jedem weiteren Gange bei ihm ein, besonders beim Ersteigen der geringsten Höhe. Später verursachte überhaupt die kleinste Anstrengung, z. B. das Anziehen, Waschen die größten Schmerzen; die Athemnoth war so, daß er stets völlig erschöpft war; die Angst seines Herzens war dann groß und kaum zu ertragen. Ein stiller Sommeraufenthalt in Böhmisch-Dittersbach im Sommer 1876 brachte keine Linderung. Seine Leiden nahmen zu, so wenig er es sich merken ließ, so tief fühlte er es und erkannten es auch die Seinen. Zu seinem Herzleiden kamen noch heftige neuralgische Schmerzen; jeder Ausgang ward ihm durch nachfolgende Beängstigungen erschwert, verleidet; die Nächte wurden immer qualvoller, daher er sie sitzend im Lehnstuhl, gegen den er bisher so großen Widerwillen gehabt, später meist schlaflos zubrachte. Sein nahes Ende stand ihm klar vor Augen, und doch hatte er noch viel vor, und redete so, als ob er noch lange zu leben hätte. Die Vollendung des großen Werkes war ihm insofern vergönnt, als die Bearbeitung der Texte seiner Lieder, so wie der Druck und die Correctur von ihm vollständig besorgt werden konnte. Aber — die G e s c h i c h t e d e s K i r c h e n l i e d e s, oder wenigstens die orientirende V o r r e d e fehlte noch. Diese wollte er dictiren, aber er kam nicht dazu; seinen Söhnen, die je und je längere Zeit um ihn waren, gab er Auftrag, sie zu schreiben;

sie haben es zwar gethan, aber wie sie sagen, nicht in dem Sinne, als er es gewollt, da sie es, wie sie erklären, nicht gewagt. Sie sagen mit Recht in der Vorrede zu dem letzten, fünften Bande: „Unter dem Portal zu dem gewaltigen, im Dienst der heiligen Kirche errichteten Bau hatte nur der Meister Macht, denen die einzutreten willens sind, so wie er es in den im hohen Stil gehaltenen Vorreden zu den früheren Bänden gethan, Wort und Hand zur Führung darzubieten.“ Auch beschäftigte ihn seine naturwissenschaftliche, theologische Abhandlung über die ersten und letzten Dinge; er dictirte auch eine Skizze zum Vorwort, auch den Titel[97], und wünschte dringend, daß sie in der „Evangelischen Kirchenzeitung“ aufgenommen werde, „daß sie nur gar nicht verloren gehe“.

In diesen schweren Tagen seines Herzleidens, zu denen auch noch innere Anfechtungen kamen, war es die Frucht seiner Aussaat, an der er sich erquicken konnte: seine Lieder. „Mit meinen Liedern schlaf ich ein, mit meinen Liedern wach ich auf.“ „Soll es gestorben sein —: „willst endlich sonder Grämen von dieser Welt mich nehmen, durch einen sanften Tod“; daß es nur nicht in den fürchterlichen Nöthen geschehe, da kann man an nichts mehr denken.“ Sein ganzer Trost gegen Tod und Noth ist Christi Auferstehung. Ergreifend sind seine Selbstgespräche oder Zwiegespräche mit seinem Gott. „Warum? Warum? Die Angst meines Herzens ist groß, führe mich aus meinen Nöthen.“ Und besorgt bei den Schmerzen des Leibes und der Angst seines Herzens, nicht Glauben halten zu können bis an's Ende, flehte er: „Nimm mich wie ich bin, willst mich durch Leiden nicht erst besser machen. Nimm mich wie ich bin, und wenn ich auch zehn Stufen tiefer zu stehen komme.“ „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen! Hilf Deinem Knecht! Ich bin jetzt nur wie ein Wurm, der getreten wird und hin und her sich dreht.“ „Ich armer Wurm!“ so rief er öfter. Zur größten Anfechtung gereichte es ihm, daß seine Gebete um Errettung nicht erhört wurden, und daß er von Gottes Wort oft gar keine Kraft spürte. „Der Himmel ist über mir ehern.“ „Du Herr sei nicht ferne, meine Stärke, eile mir zu helfen.“

„Aus tiefer Noth ruf ich zu Dir." „Ja aus tiefer Noth ruf' ich zu Dir und ich will Dich ja preisen." Seine Gattin, seine Söhne und Freunde, sein Seelsorger, nach des von ihm so hochgeschätzten Hofprediger Langbein Tode, nunmehr Hofprediger Rühling, sagten ihm dann schöne Lieder und Sprüche, und hatten die Freude, zu sehen, wie sie ihn erquickten: „das ist schön", „sag es noch einmal"; er sagte auch selbst Liederanfänge, z. B. „Herzlich lieb hab ich Dich", oder „Herr mein Hirt". Und da er sie nach dem Urtext alle genau im Gedächtniß hielt, verlangte er auch jetzt noch den Wortlaut völlig genau. Ebenso sprach er oft den Schluß von Luther's Lied: „Mitten wir im Leben sind", wo es heißt: „Heiliger Herre Gott, heiliger starker Gott! heiliger barmherziger Heiland, Du ewiger Gott, laß uns nicht entfallen von des rechten Glaubens Trost." Sein Lieblingslied war: „Herzlich lieb hab ich Dich", der erste und dritte Vers:

„Ach Herr laß Dein lieb Engelein
Am letzten End die Seele mein,
In Abraham's Schoß tragen."

Von den Morgenliedern erbat er sich besonders: „Morgenglanz der Ewigkeit", und von den Abendliedern: „Hirte Deiner Schafe". Am 18. April ließ er sich von seinem Seelsorger das heilige Abendmahl reichen. Tags darauf war seiner Frau Geburtstag, für ihn ein sehr schmerzlicher Tag; denn er war sehr schwach, schlief oft ein, „ach wenn ich so hinüberschliefe, wenn es wahr gewesen, was Elise neulich der Mama sagte, als ich eingeschlafen war: „ich glaube, Papa ist gestorben"." Seinem Sohne Ernst war er besonders für dessen geistlichen Beistand und seine Gebete dankbar, auch dafür, daß er Abends gegen die Anfechtungen des Satans und böser Träume gebetet; früher habe er die Macht Satans seit Hiob's Zeit für abgethan gehalten; auf die Antwort: „ein Wörtlein kann ihn fällen", sagte er: „wer spricht jetzt so ein Wort; ja früher Luther. Jetzt ist der Satan auf allen Gebieten unseres Volkslebens. Doch das geht mich jetzt nichts an. Ich hab' es mit meinem Elend zu thun. Dem Volke mag Gott geben, wie es — doch nein, ich will nicht ungerecht sein, — nicht wie es verdient hat, sondern wie es gut ist." Als er wieder ein Mal sein

„Hochgericht“, den Lehnstuhl bestiegen hatte, sprach er: „Johann Heermann hatte in seiner Krankheit zu den Füßen seines Bettes: „Herr, den Du lieb hast, der liegt krank“; das war seine Sicherheit“; er fühlte sich dagegen oft unter dem Zorn Gottes. Doch machte er auch zwischen durch wieder einen Scherz, oder hörte gern einen solchen. Viel hielt er von den Engeln, aber er verlange ihren Dienst, hier und drüben; „wir sind Kinder Gottes“. Sehr erzürnt war er aber seinem Engel, der den Auftrag Gottes, ihn abzuholen, „verschlafen“ habe. Als sein Sohn, um seines Amtes zu warten, abreisen mußte, legte er ihm die Hände auf mit den Worten: „Der HErr verleihe meinem Segen seine alte, erzväterliche Kraft“.

So dauerte die Zeit seines Leidens noch bis zum 20. Juni; da führte der HErr den müden Knecht in einem sanften und seligen Tod heim. Schon etliche Tage zuvor hatten die Beängstigungen aufgehört. Eines seiner letzten Worte war: „Ich kann nichts, ich bin nichts, ich **will** nichts“. Dahin erst hat es Gottes Läuterungsfeuer mit seinem Knecht bringen wollen. Denn ohne daß Jemand von den Seinen es ahnte oder erwartete, war er unerwartet, im süßen Schlummer träumend, durch des Todes Thüren hinüber geführt; am 20. Juni, acht Tage nach seinem 78. Geburtstage. Wie ein „Gott sei Dank“ ging es durch aller Seelen zunächst; aber sehr bald fühlte man die schmerzliche Lücke fühlbarer. Wie selig lag er da, in seinem mit den herrlichsten Blumen geschmückten Sarge: sein Angesicht, zwar bleich, aber so edel und herrlich; die wunderbare Stirn, das schöne weiße Haar über derselben, als eine Krone der Ehre, auf dem Wege der Gerechtigkeit gefunden. „Es war, — wie eine liebe und treue, grade in der letzten Zeit bewährte Freundin des Hauses schreiben konnte, — ein wunderschöner, großartiger, feierlicher Anblick; dieser große schöne Mann, mit der Palme als Siegespreis in der Hand.“ — Er hatte im Glauben an seinen HErrn überwunden; seine Seele ruhte im heiligen Frieden Gottes und das ewige Licht leuchtet ihm von Stufe zu Stufe; — er ruht nach schwerer Arbeit und gutem Kampf des Glaubens von seinen Werken. Hatten ihn seine Lieder schon auf Erden so erquickt, wie wird es ihm in der Ewigkeit eine Herzenslust sein, einzustimmen in das Lob des Lammes!

Bei seinem Begräbniß sang man ihm „Jerusalem, Du hochgebaute Stadt“; der Sohn sprach die Aussegnung mit Psalm 126, 1. 5. 6, und Hofprediger Rühling sprach am Grabe über Offenb. Joh. 7, 13. 14 über ihn als einen, der aus großer Trübsal gekommen, aber sein Kleid helle gewaschen hat im Blut des Lammes, und der darin auch sein Kleid helle gemacht, in der Heiligung und Reinigung des Wandels. Das Psalmwort, das ihm ein lieber Freund in sein Album geschrieben, hatte sich erfüllt: „Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nicht nach Himmel und Erde.“ Israel hat **dennoch** Gott zum Trost, wer nur reines Herzens ist — fügen wir aus dem Anfange dieses Psalmes hinzu.

Wie die Gläubigen der Gemeinde auf seinen Glauben schauen können, den er gehalten bis an das Ende, so wird die Schule ihm noch lange dankbar sein müssen für seine Fürsorge, die er in seinen Büchern von der goldenen Fibel bis zu seinen Edelsteinen den Kleinen wie den Großen zugewendet, und die pädagogischen Wegweiser, die er Eltern und Lehrern auf den Gebieten des deutschen Unterrichts, der Literaturgeschichte, der Naturkunde gegeben; die besondere Wissenschaft der Krystallographie und Mineralogie hat ihm manche Entdeckungen zu danken, aber sein schönstes Denkmal, bleibender als diese alle, hat er in seinem „Kirchenliede“ in seiner Kirche sich errichtet. Der Hymnologie hat er ein Ackerfeld zubereitet, auf dem ihre Jünger noch lange arbeiten und viele Früchte sammeln können, namentlich wird es die Aufgabe sein, auf seinen Vorarbeiten und nach seinen Grundzügen eine Geschichte des Kirchenliedes, zunächst jener Zeit des 16. Jahrhunderts zu arbeiten, — möchte es in seinem Geiste geschehen. Sein deutsches Volk, als christlich evangelisches, das Volk seines Luther, für das er gelebt und gearbeitet, wolle unter seinen Mahnungen eingedenk bleiben seinem Segensspruch, mit dem wir schließen: „Der lutherischen Kirche Geduld, dem deutschen Geiste Trost. Gott allein die Ehre.“

Anhang zu S. 242.

Vorschlag wegen Abfassung eines allgemeinen deutsch-evangelischen Gesangbuchs.

Referat Wackernagel's auf dem Kirchentage zu Bremen 1852.

Geehrte Versammlung!

Ich soll Ihnen Vorschläge über die Abfassung eines allgemeinen deutschen evangelischen Gesangbuches machen. Nachdem mir der engere Ausschuß unserer Versammlung diesen Auftrag ertheilt, erfuhr ich, daß zugleich die Eisenacher hohe Conferenz von Abgeordneten der evangelischen Kirchenbehörden Deutschlands, welche jene Angelegenheit zu der ihrigen gemacht, mich zum Mitgliede der zu diesem Zwecke niedergesetzten Commission erwählt habe. In beiden Eigenschaften, die ich nicht mehr in mir zu trennen vermag, trete ich nun vor Sie, mit der Bitte, den Grundsätzen, welche ich hier zu entwickeln habe und nach denen ich dort zu handeln gedenke, in dieser späten Stunde noch einige Aufmerksamkeit zu schenken. Ich werde mich bemühen, Ihnen in der Kürze zu zeigen, wie leicht vom kirchlichen Standpunkte aus die uns beschäftigende Aufgabe zu lösen wäre, wie viel Schwierigkeiten ihrer Lösung aber von einer Macht, welche außerhalb der Kirche und des Volkes steht, nach wie vor bereitet werden.

Es ist bekannt, daß die Reformation etwas noch nie Dagewesenes in's Leben rief, nämlich Volkslieder, welche nicht wie die bis dahin gesungenen einen örtlichen und vorübergehenden Charakter haben, sondern allgemeine und bleibende werden sollten. Das weltliche Volkslied wird durch die Gegend und die Mundart beschränkt: Gebirge und Haide, See, Wald und Feld haben andere, und andere hört man an der Elbe, andere an der Donau; das geistliche Volkslied aber ging in einerlei Sprache sogleich über ganz Deutschland, man hörte dieselben Lieder in derselben Zunge

in Wittenberg und Erfurt wie in Nürnberg und Straßburg. Und während das weltliche Volkslied von Geschlecht zu Geschlecht ein anderes ist und nur ausnahmsweise sich ein Lied durch Jahrhunderte hält, ist das geistliche Volkslied jener hohen Zeit versiegelt worden mit der Verheißung, daß es dauern solle, so lange die Kirche dauert, die es hervorgerufen. Wenn wir diejenige Poesie Volkspoesie nennen, welche Begebenheiten und Empfindungen nach dem Gemeingefühl des Volkes darstellt, so daß ein Lied, wenn auch von einer einzelnen Person gemacht, dennoch von jeder anderen gesungen werden kann, gerade als hätte auch sie es gedichtet, so läßt uns die Entstehung des deutschen Kirchenliedes bedeutsame Blicke in dieses Wesen der Volkspoesie thun. Allgemeineres, Allen Gemeinsameres, als die Reformation in den Herzen entzündete und an das helle Licht des Tages brachte, kann es in keinem Volke geben. Das, worin jeder Mensch dem andern gleich ist, der Glaube, die Pfahlwurzel seines innersten Lebens, seines ganzen Denkens, Fühlens und Wollens, ward von dem neu ausgegossenen Geiste gestärkt und neu gegründet: hätte er die Welt ergriffen, so wäre eine Weltpoesie die Folge gewesen. Es zeigte sich aber, daß der deutsche Geist kein anderer ist, als der Geist des unverfälschten Christenthumes; es erblühte eine deutsche Volkspoesie voll Gesundheit und Kraft, die alle Angelegenheiten des einzelnen persönlichen Lebens, Liebens und Leidens dem Allen gemeinsamen Gefühle von dem Elend, das die Sünde schafft, und von dem Heil aus Gott unterordnete, in Liedern des Glaubens, Liebens und Preisens, die für Jeden gleich verständlich und ergreifend waren, verständlicher und ergreifender als die Allgemeinheiten des weltlichen Volksliedes und deren oft sehr unklaren Beziehungen auf lautere Liebe und heiliges Leben.

So ist es gewiß das allein Richtige, unser Kirchenlied als geistliches Volkslied zu fassen, und so ist es gewiß, beiläufig gesagt, nicht richtig, wenn es neuerdings aufkommt oder wenn man neuerdings anfängt, gewisse andere geistliche Lieder Volkslieder zu nennen, die ihrer Süßlichkeit und Sentimentalität wegen es gerade am wenigsten sind, und eher Kammerlieder, Dämmerungslieder oder Frauenlieder heißen könnten, weil sie nur für gewisse Zustände und gewisse Persönlichkeiten gemacht scheinen, während

das wahre Volkslied, das Kirchenlied, zu allen Zeiten Jedermann gleichwohl ansteht.

Es liegt in der Natur der Sache, daß von der Entstehung des geistlichen Volksliedes in der Reformationszeit nur unter der Voraussetzung geredet werden kann, daß die durchgängige geistige Umbildung, welche das ganze Volk erfuhr, in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt werde. Das innerste Wesen eines Volkes wird durch die geheimnißvolle Verbindung bestimmt, in welcher seine Abstammung, nämlich sein Fleisch und Blut, mit seinem Glauben steht. Der heidnische Glaube der deutschen Volksstämme ward nicht getilgt, als die römische Kirche ihnen wohl den lateinischen Cultus, nicht aber die deutsche Bibel brachte: er ist als Aberglaube, dessen Gegenstände sehr realer Natur sind, noch über das ganze Volk verbreitet. Eben so wenig waren die deutschen Stämme durch die Gemeinsamkeit jenes Cultus zu der wirklichen Einheit eines Volkes verschmolzen worden; erst die Reformation gab ihm den Geist des Glaubens, den es ein Jahrtausend lang geahndet hatte, und vor dieser Zeit gefunden hätte, und in ihm die Einheit aller seiner Stämme, wenn es ihm so gut geworden wäre wie seinem Brudervolk, den Gothen, das die heilige Schrift in deutscher Zunge zur Grundlage seiner Bildung machen durfte. Dieses seines Geistes wurde sich unser Volk erst in der Reformationszeit bewußt; da erfuhr es eine Erneuerung und Verjüngung, eine geistige Einigung, die das wirklich zu Stande brachte, was Kaiser und Bischöfe nur äußerlich zu bewirken vermocht hatten. Wie viel mehr geschah durch Luther als durch Bonifacius. Aber Gott ließ es zu, daß wir der vollkommenen Einigung uns nur in der Idee freuen und die alten Zustände neben der gewonnenen Macht theilweise vor Augen behalten sollten, um an dem Kampfe mit denselben, während auch die innere Entwickelung des neuen Geistes sich vollzöge, den endlichen deutschen Sieg über den römischen Widerstand zu lernen.

Die Verjüngung, die das Volk erfuhr in seinem Glauben und in seinen Sitten, den Erzeugnissen seines Glaubens, erfuhr auch die Sprache: sie war das Mittel, das in seinem Gebrauch sich veredelte, Mittel und Erfolg zugleich. Die schöne Sprache, in welcher die Dichter des dreizehnten Jahrhunderts ihre Lieder

gesungen, hatte sich zu Ende des fünfzehnten längst wieder in die Schranken der Landschaft zurückgezogen, aus der sie von jenen Dichtern in höhere und weitere Kreise erhoben worden. Längst, während noch jene Lieder verklangen, war eine andere Mundart für die Prosa in Chroniken und Kanzleien aufgekommen, die zu Luther's Zeiten auch als Umgangssprache an den Höfen galt. Dieser bediente sich Luther, er bediente sich wie Dante einer Sprache, die er vorfand, nicht die er machte. Aber er brachte sie in den Dienst der höchsten Angelegenheiten und führte sie durch Ringen und Kämpfen um den Ausdruck göttlicher Gedanken von einer Verklärung zur andern. So ist seitdem nie wieder mit dem Worte gerungen worden. Jacob Böhme, Lessing und Schelling haben es auch in die Tiefen des Geistes geführt und es Großes klar und einfach sagen lehren, aber wie Luther hat nie wieder ein Mann sinnend über die höchsten Dinge so sorgfältig geforscht und gefragt, wie sie in der Weise des gemeinen Mannes ausgedrückt werden müßten. Auf diesem Wege hat Luther die neue Sprache gebildet, als Kirchensprache und zugleich als Volkssprache, der hohen Anschauung entsprechend, in der wir Volk und Kirche als Eines sehen. Und wie sich durch Luther's Bibelübersetzung, durch seine Schriften, durch den Katechismus und die Lieder die geistlich verklärte Sprache über ganz Deutschland verbreitete und bald ein Eigenthum Aller ward, so ward sie die heilige Grundlage derjenigen Sprache aller folgenden Geschlechter, die wir mit dem Namen Hochdeutsch bezeichnen, der allgemeinen Schriftsprache, die auch zugleich die Umgangssprache der lesenden und schreibenden Stände geworden ist.

In dieser wunderbaren Sprache gestaltete sich auch das geistliche Volkslied. Zugleich fiel ihm als Erbe nicht nur die Kunst des Strophenbaues zu, welche die Meistersänger so treulich gepflegt, sondern auch der ganze Schatz herrlicher Melodien, nach welchen die lateinischen Hymnen oder ersterbende weltliche Volkslieder gesungen wurden; Melodien, die im letzteren Fall oft in das graueste Alterthum hinauf reichen und schon heidnischen Liedern angehört haben mochten.

In dem geistlichen Volksliede vollendete sich die neue Sprache zu dem hohen Style, welchen wir einerseits Kirchenstyl, anderer=

seits Volksstyl zu nennen berechtigt sind. Das Volk findet seine Kunst in der Kirche: so war es unter jedem heidnischen Glauben, so ist es im christlichen. In der Kirche ist Reinheit der Dichtkunst, Reinheit der Tonkunst, Reinheit der Baukunst, alles in einem großen Einklange und beherrscht von den geheimnißvollen Ahnungen des erlösten Lebens und der Freiheit in Gott. An allen diesem, was der Glaube sich bei seiner Einkehr in das Volk geschaffen, und als Gebilde, an denen die seufzende Creatur sich aufrichten, in denen sie die Gnadenzeichen zukünftiger Verklärung erblicken sollte, an den heiligen Gebäuden, an der heiligen Sprache, an den heiligen Liedern, an den heiligen Melodien hat, gleich wie an der Natur, jedes folgende Geschlecht nur zu studiren und zu lernen, sie vor Verweltlichung, sich vor Mißverstand und Abfall zu hüten, vor Allem sich zu hüten, nachdem es abgefallen, auch noch jene großen Thatsachen nach seinem nunmehr der Mode unterworfenen Geschmack zu meistern.

Es ist ein Unterschied zwischen geistlich und kirchlich. Das Kirchliche ist das Geistliche im Gewande seines Ursprungs, im Zusammenhang mit dem historischen Bewußtsein des Volkes und der Kirche. Der Begriff der Kirche wie des Volkes ist wesentlich an das Merkmal der Geschichte geknüpft, an die Gemeinschaft der Heiligen durch alle Geschlechter, an die Bekenntnisse der früheren Zeugen und die Werke des Glaubens, von welchen die heilige Kunst zu uns redet, vor Allem an den Inhalt und die Kraft der Wurzel, an die unmittelbare Fülle des ersten Anfangs, deren Entwickelung und Aneignung die Aufgabe der späteren Geschlechter ist.

Und wenn es erlaubt ist, daß ein Laie vor einer hohen Versammlung von Theologen die Bemerkung mache: das geistliche Amt hat in der Predigt wie im Liede und im Gebete die Reinheit der Kirchensprache zu bewahren und ihrer Verweltlichung im Conflict mit der Umgangssprache vorzubeugen. Freilich wird es zu diesen Zwecken sich vor Allem in die Sprache der lutherischen Bibelübersetzung vertiefen. Eine Uebersetzung wie diese hat kein anderes Volk, die hervorgerufen zu einer Zeit der Gesammtbildung des Volkes und seiner Sprache, als Urkunde dieser Umbildung so den Charakter eines neuen Originals empfangen hätte.

In der deutschen Bibel fließt fort und fort der lautere Quell der Kirchen- und Volkssprache. Auch das alte Kirchenlied athmet diese Sprache des Cultus, den das Volk verlangt, vor Allem die Predigt. Aber überhaupt: ein Geistlicher, der seine Sprache erfrischen, beleben, verjüngen, dem Volke werth und angenehm machen will, der studire die Schriften Luther's, des großen Classikers unseres Volkes; das Studium seiner Sprache ist das Studium der Sprache des Volkes, auch des heutigen, aber in ihrer und seiner geistlichen Verklärung. Hier ist mehr als Dante, hier ist auch mehr als Demosthenes und Cicero. Und daß es nicht an Demosthenes und Cicero, sondern in der Schule der Selbstverleugnung und Liebe gelernt ist, die zu aller Weisheit führt, das bekennt Luther in Worten, die an sich selbst ein Beispiel dessen sind, was ich gerühmt: „Ich bin denen sehr feind, die sich in ihren Predigten nach hohen und gelehrten Zuhörern richten, nicht nach dem gemeinen Volk, das achten sie nicht. Mit hohen und prächtigen Worten einherfahren, ärgert und zerbricht mehr, als es bauet. Viel mit wenig Worten fein kurz anzeigen können, das ist Kunst und große Tugend, Thorheit aber ist's, mit viel Reden nichts reden."

Aber dieß Alles giebt die unkirchliche Bildung nicht zu, sie hält alle diese Anschauungen für unberechtigt, für antiquirt. Ich sage: die unkirchliche Bildung, und meine die Bildung, weil sie unkirchlich ist. Es hält schwer, über die große Frage der Bildung ablehnend zu sprechen, ohne mißverstanden zu werden. Was ich hier unter Bildung verstehe, ist der Geist der Verneinung in dem modernen Leben, die Macht, die der Kirche widerstrebt, die das lautere Wort Gottes nicht gepredigt haben mag, die so wenig den Urkatechismus als die Urlieder der Kirche zurückgeführt wissen will. Diese Bildung lebt der Ueberzeugung, daß es außer ihr keine gebe, sie glaubt Ammenmährchrn zu hören, wenn man ihr erzählt, daß es eine Bildung am Worte Gottes und seiner Geschichte, an der Einführung des Wollens, Fühlens und Denkens in die Liebe des Nächsten, an der Verwendung aller Kräfte und Gaben im Dienste Gottes gegeben habe und immerdar gebe, daß diese Bildung die wahre sei, sie aber, zu der wir reden, die falsche.

Die Geschichte der falschen Bildung ist sehr lehrreich; einestheils handelt von ihr, ohne es zu wissen, die Geschichte der Pädagogik, anderntheils lehren sie die Kulturgeschichten der Völker. Ich muß mich hier auf das beschränken, was dazu dienen kann, den Widerspruch aufzudecken, in welchem der Geschmack der falschen Bildung mit dem der kirchlichen steht und nothwendig stehen muß. Durch die Reformation war die Bahn wahrhafter deutscher Volksbildung betreten worden. Es währte aber nicht lange, so verließen die Leiter des Volkes den vorgezeichneten Weg. Die höheren Schulen, statt bloß einen höheren Grad von Volksbildung zu erzielen, erhielten die Richtung auf eine aparte Bildung, welche nun die höhere wurde, und veranlaßten einen Unterschied zwischen den Sogebildeten und den Anderen, der sich durch die folgenden Geschlechter je mehr und mehr befestigte. Dazu kam im 17. Jahrhundert der Einfluß des bald gottlosen, bald geschmacklosen französischen Wesens in Leben, Tracht, Sitte und Sprache, in Literatur und Kunst auf unser Volk, namentlich auf den Adel. Die darauf erblühende deutsche Literatur war sich im Ganzen und Großen einer wesentlich anderen Grundlage nicht bewußt; die Griechen und Shakespeare hatten ihr zu edleren Formen und Anschauungen verholfen, aber der Geist unseres Volkes, der evangelisch-historische, der der Geist aller Kunst und Wissenschaft ist, war ihr, wie gesagt, im Großen und Ganzen fremd, und christlicher Glaube und christliche Sitte waren von ihr nicht geschützt, sondern gefährdet.

So entstand das heutige Verderben, die falsche Bildung, welche von Volk und Kirche nichts weiß. Wir haben wohl sagen hören, es dürfe keinen Staat im Staate geben; vermöge der falschen Bildung giebt es ein Volk im Volke. Die falsche Bildung, in der ungeheuren Verbreitung, die sie hat, ist das Resultat der Zusammenwirkung von Schule, Literatur und Staat, dieser drei Gewalten, die den Weg der Reformation, der evangelisch-historischen Volksbildung, verlassen. Sie charakterisirt sich gleich ihren Erzeugern einmal dadurch, daß sie nichts nach Sünde und Erlösung fragt, sich also von dem evangelischen Volksbewußtsein ausschließt. Sodann, als Folge davon, durch den Mangel an allem historischen Bewußtsein; denn der Begriff der Geschichte ist in seiner Tiefe in dem Begriff der Versöhnung und Erlösung gegeben. Und

wo Unglaube und bloßes Genießen in eitler Gegenwärtigkeit die Grundzüge des Lebens bilden, wie kann da von Sitten die Rede sein, oder doch von Sitten, die denen des Volkes, von welchem diese Klasse sich ausnimmt, ähnlich sind? Und so mit andern Sitten und andern Gewöhnungen als das Volk, wie sollte die falsche Bildung nicht auch einen anderen Geschmack haben, da der Geschmack aus Glauben, Sitte und Gewöhnung entspringt? Wie sollte sie Geschmack für kirchliche Dinge, Geschmack für Kirchenstyl haben, da sie allen Zusammenhang mit Kirche und Volk verläugnet?

Erlassen Sie mir die Untersuchung der Frage, wo, etwa in welchen Ständen, die falsche Bildung sich finde: es würde mich zu weit führen, und praktischer jedenfalls ist wohl die Hinweisung darauf, daß wir Alle selbst dieser falschen Bildung theilhaftig sind. Wir Alle sind nicht in kirchlicher Zucht und Sitte aufgewachsen, nicht an kirchliche Anschauungen gewöhnt und haben Alle Geschmack gefunden an den unkirchlichen Formen des Lebens. Hier durchzudringen und zu überwinden, ist dem verwöhnten Gemüth schwieriger, als auf dem Wege gesunder, höherer Bildung zu der Einfachheit des unmittelbaren Volksbewußtseins zurückzukehren. Aber die Erkenntniß darf uns nicht erspart werden, daß der Widerspruch des modernen Lebens in keinem von uns überwunden ist, und, so weit er nicht überwunden ist, der Geschmack unkirchlich bleiben wird und unfähig, die kirchliche Schönheit zu fassen.

Die Grundlagen aller Volksbildung sind Bibel und Gesangbuch. An ihnen hat das Volk unendlich viel mehr, als die falsche Bildung an der weltlichen Literatur hat, an ihnen läutern sich seine Rechte und seine Sitten, sein Gefühl für alles Leben unter den Menschen und in der Natur, der Quell der Sorge und des Leides, an ihnen lernt es tiefes Wollen und ernstes Denken, eine positive Philosophie des wahrhaftigen Lebens, aus der das geflügelte Sprichwort entspringt und die als Wollen und Denken in der Wahrheit, in dem Reiche des Geistes gleich dem Forschen im Reiche der Natur unendlich viel mehr ist, als das Forschen nach der Wahrheit ist oder nach der Natur wäre. An der Bibel hat das Volk die Weltliteratur, die längst vorhandene und längst in ungemessenen Kreisen wirksame, die heilige, die unendlich viel

höher ist als jene zu früh vermuthete Weltliteratur der weltlichen Poesie, der Philosophie, der Industrie.

Das kirchliche Gesangbuch steht mit der Bibel im engsten Zusammenhang; es enthält die Antworten der Kirche auf die Fragen Gottes in der heiligen Schrift, das Bekenntniß auf die Anklage, den Dank für die angebotene Gnade, den Preis des erkannten Gottes. Dieß Alles enthält es in der Sprache der Bibel, in einer Lyrik, die reiner und lauterer sich auf Erden nicht findet, in Liedern, an denen sogleich erkannt wird, daß sie die einzige Form sind, in welcher das versammelte Volk gemeinsam beten, bitten, preisen, denken, bekennen kann. Dazu sind diese Lieder Zeugnisse der älteren Kirche, zu denen sich jedes Geschlecht, während es sie singt, von neuem bekennt, Symbole, die nicht bloß geschrieben stehen, über deren Inhalt nicht bloß das Kirchenamt wacht, sondern die von den singenden Lippen und Herzen in steter Uebung und frischem Leben erhalten werden. Das Gesangbuch enthält alle Artikel der Bekenntnißschriften, aber aufgelöst in Formen des Lebens und des Gebrauchs, so daß es sich zum Katechismus wie Sitte zur Lehre, wie Poesie zur Prosa verhält; es fügt der Erbauung an dem unmittelbaren Inhalt der Lieder noch die an der Glaubensstärke der alten Zeugen hinzu, von denen dieselben stammen, und befestigt so neben der geistlichen Andacht auch das kirchliche Bewußtsein.

Bibel und Gesangbuch haben für unser Volk eine unermeßliche Bedeutung; ich muß es unterlassen, mich weiter darüber zu verbreiten; nur so viel durfte ich mir erlauben anzudeuten, als mir unumgänglich nöthig schien, um für das Folgende eine Grundlage zu gewinnen. Aber das ist gewiß: mehr als für die Bildung der heranwachsenden Geschlechter den Griechen Homer war, ist allem Christenvolk die Bibel, vornehmlich den Deutschen ihre Bibel und ihr Gesangbuch, wie denn deutsche christliche Bildung, historisch evangelische Bildung über alle Bildung der Griechen geht, auch über alle Bildung durch die Griechen, was immer der Humanismus dagegen sagen möge.

Bei dieser hohen Bedeutung der beiden Fundamental-Bildungsbücher unseres Volkes und ihrer Beziehung auf einander erfüllen uns die Verheerungen mit Entsetzen, die das Gesangbuch erfahren

und von denen die Bibel bedroht ist. Davon habe ich vor Allem in dieser Versammlung zu sprechen, denn von dem Zugeständniß, daß es mit unseren Gesangbüchern übel stehe, schließt sich kaum mehr Jemand aus, und nicht nur die mannigfachen Klagen über Gesangbuchsnoth, welche in Schriften und in Versammlungen laut geworden, sondern noch mehr die Versuche, dem Nothstand abzuhelfen, haben endlich deutlich genug auf das hingewiesen, was in das Capitel von der Selbstauflösung des Protestantismus gehört, nämlich auf die zersetzende Wirkung des subjectiven Beliebens in Angelegenheiten des ganzen Volks, der ganzen Kirche, und auf den Mangel einer evangelisch-kirchlichen Autorität in Deutschland.

Ich will die Verfassungsfrage unserer Kirche nicht berühren. Aber es liegt nahe, sich zu sagen, daß unsere Gesangbücher nicht aus Mangel an Schutz und Pflege von Seiten der Kirchenbehörden so heruntergekommen; sie sind es unter deren Schutz, nicht selten durch denselben. Das evangelische Gesangbuch hat seit 1648 alle Schmach der Kirche getheilt, ist der getreue Ausdruck fortblühender Gemeinden, der getreue Abdruck jeder Mißgestalt gewesen, in welcher nach einander ganze Landeskirchen sich verwandelt. Es hat sich der festen Haltung der Bibel nicht zu erfreuen gehabt; Gottes Wort durfte noch zu allen Zeiten dasselbe bleiben, aber die Gemeinden durften nicht mehr dasselbe darauf antworten, gleichsam als sei es gegen den Respect, in Sitte und Sprache vor Gott anders als nach der jedesmaligen Mode zu erscheinen.

Der Standpunkt, auf den uns die Gesangbuchsfrage stellt, gewährt uns einen Blick auf den unersetzlichen Schaden, den überhaupt die Entwicklung der falschen Bildung unserem Volke gebracht. Es hat alle Lasten und Einquartierungen der Kriege, welche diese geführt, tragen müssen, ohne einen sichtbaren Antheil an dem Nutzen, den alle diese Noth providentionell vielleicht jener Bildung in ihrer endlichen Zurückführung auf die Wahrheit bringt: es hat, ohne zu verstehen warum, oft ohne darnach nur fragen zu dürfen, aus denselben schlechten Gesangbüchern singen müssen, die gerade der falschen Bildung zu jeder gegebenen Zeit beliebten, und sagen wir es allgemein: es hat hier wie auf anderen Gebieten seit zwei Jahrhunderten das erfahren, was in ihm einen immer zunehmenden Haß gegen die unkirchliche Bildung

erzeugt, gegen die Bildung, deren Gehaltlosigkeit es je länger je mehr durchschaut hat, die ihm aber gleichwohl zu allen Zeiten mit derselben Anmaßung begegnet; der Verständige hat im Jahre 1848 gefühlt, daß in Deutschland sich nicht der Arme gegen die Reichen auflehnt, sondern das Volk gegen den Hochmuth der gottlosen Bildung, die ihm so viel gekostet, die ihm seine theuersten Erbgüter verkümmert oder geraubt. Daran denkt in unruhigen Zeiten ein edles Volk; aber es ist bald wieder still, weil es Gott fürchtet.

Die ersten Angriffe auf den evangelischen Kirchengesang geschahen nicht von Seiten des Wortes, sondern der Weise. Der schon im Jahre 1524, als die ersten Gesangbücher aufkamen, bestandene Gegensatz von Chorgesang und Gemeindegesang war längere Zeit hindurch zu keiner gedeihlichen Entwicklung gekommen; erst seit im Jahre 1586 Lucas Osiander in Würtemberg die große Reform zur Durchführung brachte, daß die Melodie nicht mehr vom Tenor, sondern vom Discant geführt wurde, sehen wir den Chorgesang, oder, was dasselbe ist, den kirchlichen Kunstgesang mit raschen Schritten einer herrlichen Blüthe entgegeneilen. Schon im Jahre 1597 erschienen die wunderbaren fünfstimmigen Tonsätze Johann Eckardt's in Königsberg, welche die in jener Veränderung liegenden Keime zur schönsten Entfaltung bringen. Wer diese Tonsätze aus Karl v. Winterfeld's großer Arbeit über den evangelischen Kirchengesang kennt, hat sie dort auch in ihrem Verhältniß zu allen früheren und späteren musikalischen Schöpfungen auf kirchlichem Gebiet würdigen lernen; wäre es möglich, vor dieser Versammlung oder einer anderen auf einem anderen Kirchentag die Festlieder Johann Eckardt's singen zu lassen, die Versammlung würde dem Urtheile Karl v. Winterfeld's beistimmen, daß in diesen Tonsätzen der evangelische Kirchengesang eine seitdem unübertroffene Blüthe gefeiert. Ich weise für meinen Zweck nur auf die wichtige Thatsache hin, daß dieser wie von seligen Stimmen gesungene Chorgesang dem Gemeindegesang nicht fremd, sondern als Verklärung, als heilige Verschönung desselben gegenüber steht, so daß die Gemeinde in dem Gesange des Chors den ihrigen findet, nach Wort und Weise, und denselben im Herzen mitsingen kann. Der Gemeinde mag es bei einem Chore, der Jo=

hann Eckardt's Festlieder singt, zu Muthe sein, als singe die hingeschiedene Kirche, der Chor der alten Zeugen, die gewohnten Lieder mit, im vollen Glanze heiliger Kunst, die den ewigen Zusammenhang der Kirche offenbart und auf den einfachen Gesang der Gemeinde ihre läuternden Strahlen wirft.

Diese Stellung des Kunstgesanges zum Gemeindegesang, daß er sich zu diesem als bloße höhere, aber der Gemeinde verständliche Entwickelung verhalte, sollte so nicht bleiben. Die wahrhaft deutsche und wahrhaft evangelische Lösung der kirchen-musikalischen Frage sollte in Johann Eckardt für lange, wer weiß für wie lange Zeit abgebrochen werden. Unsere Kirche verließ den ihr gewiesenen Weg, das ihr geschenkte Gut, um sich einige Jahrhunderte lang einer fremdartigen Auflösung zu widmen, ganz nach der Art unseres Volkes, das nicht müde wird, die Arbeiten aller Völker zu den seinigen zu machen, auf die Gefahr, vielleicht nie zur Wiederaufnahme der eigenen Geschäfte zurückzukehren.

Mit dem Anfang des 16. Jahrhunderts, noch bei Lebzeiten Johann Eckardt's, kam der Geschmack für die italienische Musik auf und verdrängte allmählich den deutschen, den evangelischen. Wie sehr auch zugegeben werden muß, daß im ersten Anfang die deutsche Art noch ein Bestandtheil der neuen Kunstübung blieb, so zeigte sich doch bald ein immer zunehmender, verheerender Einfluß auf den Gemeindegesang. Nicht des letzteren wegen, wie früher und dann in schönster Weise von Johann Eckardt, wurde der Chorgesang gepflegt, sondern als selbständiger Kunstgesang, begleitet von unkirchlichem Pomp und unkirchlichen Instrumenten. Im Verlauf der Zeit hörte nämlich auch die anfänglich noch beobachtete Sitte auf, der neuen Musik Wort und Weise des Gemeindegesanges zu Grunde zu legen; dieselbe wurde endlich in allen Stücken Vortrag: die Gemeinde sollte hören, nicht singen, sollte auch nicht einmal im Herzen mitsingen können; es sollte durch den musikalischen Vortrag auf sie gewirkt, das Schriftwort sollte so zu sagen musikalisch gepredigt werden. Aber der verderbliche Keim, der in dieser katholischen Weise des neuen Kunstgesanges lag, entwickelte sich noch unkirchlicher: nicht Vortrag, sondern Aufführung war der eigentliche Endzweck desselben. Theatralisch sollte die Kirchenmusik sein und immer mehr werden, das

belegte man mit Schriftstellen aus den Psalmen: in theatralisch-musikalischen Aufführungen müßten die schönen Gottesdienste bestehen, welche die Gemeinde schauen sollte. Wo man in diesen Singstücken des Liedes bedurfte, da bediente man sich nicht der alten Kirchentöne, sondern anderer leichterer Melodien, die man Arien nannte; man verlangte, das war der Ausdruck, galante Weisen für die Kirche, und konnte man der alten Melodien nicht entrathen, so wandte man allen Fleiß an, ihnen ihre Härten und Unebenheiten zu nehmen, ganz wie in der Fortsetzung dieses galanten Geschmacks noch heut zu Tage Eitelkeit und Unverstand den alten Texten ihre Härten und Unebenheiten zu nehmen beflissen sind.

So ward unser evangelischer Kirchengesang verweltlicht, merkwürdig genug durch eine Wirkung von demselben Lande aus, gegen dessen verweltlichenden Einfluß ein Jahrhundert vorher die Reformation gerichtet war. Wobei aber in Anschlag zu bringen ist, daß unser armes Volk zu derselben Zeit auch unter dem heillosen französischen Einflusse stand: der Adel machte seine Bildungsfahrten nach Paris, die Fürsten schickten ihre Tonkünstler nach Italien: Fremdes in jeder Gestalt kam zurück, das für Volk und Kirche nicht taugte.

Nun ist es wahr: die fremde Musik fand endlich ihren Weg aus der Kirche, sie wurde sich ihrer Zwecke und des ihr angemessenen Ortes bewußt, schied sich in Oratorium und Oper, erreichte im ersteren eine Höhe, zu der sie es auf italienischem Boden nie gebracht hätte, und giebt uns, was die Oper betrifft, die Thatsache zu erwägen, daß auch diese Art des Drama's sich aus kirchlichen Anfängen entwickelt: aber was half dieß Alles unserem armen Volke? Während aller Fleiß und alle Mittel der fremden Kunst zugewandt wurden, entzog man dem Gemeindegesang die nothwendige Aufmerksamkeit und Pflege. Nicht nur konnte die neue Musik unter einem evangelischen Volk niemals kirchlichen Charakter bekommen, sondern sie verhinderte zugleich die Verbreitung der Johann Eckardt'schen Tonsätze als fester musikalischer Typen unserer Kirche: so verlor diese den Chorgesang und litt Schaden am Gemeindegesang. Die Kunststätte des Gebildeten ist der Concertsaal und das Opernhaus, die des Volkes die Kirche; aber

was für schauerliche Kunst hat der Kirche im 17. und 18. Jahrhundert aufgebürdet werden sollen, in der Architektur und Ornamentik, wie in der Musik und Poetik! Denn auch die Architektur und Ornamentik, nach welchen die neuen Lieder gedichtet und die alten verändert wurden, folgten demselben Geschmack! Wie irreleitend und zerrüttend muß all' dieß in die Kirche verpflanzte Unwesen auf Sinne und Gefühl des Volkes gewirkt haben.

Das ist unverbrüchlich festzuhalten: alle Oratorien, auch die auserwähltesten, selbst jedes von Händel und Seb. Bach, eignen sich nicht für die Kirche und werden nie weder den kirchlichen Chorgesang ersetzen, noch vor der Gemeinde als ein Theil des Gottesdienstes aufgeführt werden dürfen. Die dramatische Musik läßt den Sänger nicht aus eigener Andacht singen, sondern fordert von ihm die Versetzung auf einen fremden Standpunkt; dieß widerspricht der Auffassung des Chors in unserer Kirche, der ein Theil der Gemeinde ist und in keinem anderen Sinne und zu keinem anderen Zwecke singt als diese. In dem Augenblick, wo einem Gemeindeglied zugemuthet wird, etwas anderes zu singen, als die Andacht seines Herzens zu Gott, die er mit der Gemeinde theilt, fordert, tritt man aus dem kirchlichen Gebiet in den Kreis der abgesonderten Kunst, was besonders stark in's Auge fällt, wenn die Sänger Worte des Hohnes und Spottes gegen den Erlöser, oder das „kreuzige! kreuzige!“ mitsingen sollen, aber durchaus allgemeine Geltung hat.

Es waltete in der Zeit, von der wir reden, eine schwere Heimsuchung über dem deutschen Gemeindegesang. Denn nicht genug, daß jene fremde Musik ihn zur Seite schob, auch auf eigenem Grund und Boden wurde er verfolgt. Die Gemeindegesangbücher hatten noch immer die alten Melodien in den herrlichen Kirchentönen und deren charakteristischen Unterscheidungen fortgeführt, ganz abgesehen davon, daß in den Gemeinden selbst ohne Lust und Liebe, schlecht und roh gesungen wurde; aber der fremde Geschmack hatte schon so sehr Gefühl und Verstand für die eigene Kunst zerrüttet, daß gegen das Ende des 17. Jahrhunderts auch die alten künstlerischen Formen der Melodien aus den Gemeindegesangbüchern verschwanden und an deren Stelle eine sie alle gleichmäßig betreffende kunstlose Behandlung erscheint, die, in der

sie heut zu Tage noch gesungen werden. Der erste, der sich dieser Arbeit, die alten Melodien ihrer Kirchentonarten und ihres quantitativen Rhythmus zu entkleiden, in vollständiger Durchführung unterzog, war Briezel in dem Darmstädtischen Gesangbuch von 1687, und von da an war der lebendige Gemeindegesang urkundlich zu Grabe getragen.

Von der damals abgethanen künstlerischen Form der Melodien unserer alten Lieder und von ihrer Wiederherstellung ist heut zu Tage unter uns viel die Rede. Es meine aber Niemand, daß hier eine Frage vorliege, die sich leicht beantworten lasse: leichter allerdings, als es vor fünf bis neun Jahren hätte geschehen können; aber auch Karl v. Winterfeld's Werke lesen sich nicht so leicht. Viele verhandeln über diesen schwierigen Gegenstand in unbegreiflicher Oberflächlichkeit, und sind, weil sie nicht wissen, um was für einen Begriff des Rhythmus es sich hier handelt, im Stande, die hüpfenden, tanzhaften Weisen der falsch berühmten Kunst, von denen wir geredet, gar für die alten rhythmischen Melodien zu halten. Hier gilt es Kenntniß, die alten Melodien wirklich gehört und geübt zu haben, auch sonst kirchlich gebildeten Geschmack, auch Weisheit.

Die Versammlung möge mir verzeihen, daß ich bei dieser Seite meines Gegenstandes so lange verweilt: allein wo Musik ist, spricht sie des Menschen innersten Sinn und eigentliche Meinung aus. Bei veränderter Musik ist vieles andere längst schon oder gleichzeitig mit verändert. Diejenigen, welche dem unsittlichen Geschmack des 17. Jahrhunderts nicht zur Beute wurden, wurden es doch, und gewiß mit durch die Musik, dem unkirchlichen. Das zeigten die, denen die Sorge für neue Gesangbücher überlassen war, in ihrem Verhalten zu den alten Liedern und in der Art der eingeführten neuen. Die Widerstandskraft der Gemeinden aber gegen diese doppelte Verfälschung ihres Liederschatzes war gebrochen durch die von musikalischer Seite geschehene Abstumpfung ihres Gewissens und ihres Geschmackes für schönen Gesang überhaupt.

Die ersten großen Meister, durch welche die moderne italienische Musik in unserer Kirche Eingang fand, ließen den Wortlaut des deutschen Kirchenliedes unangetastet. Auch die Gemeindegesang=

bücher erhielten es länger als ein Jahrhundert rein und lauter. Die ersten Veränderungen der alten Lieder wagen hie und da Gesenius und Denike in dem von ihnen herausgegebenen Hannöver'schen Gesangbuche von 1648, obgleich sie in ihren eigenen Liedern noch den alten kirchlichen Geschmack behaupten. Aber um die Zeit, wo die italienische Musik ihre Triumphe feierte, wo Alles von Arien und galanten tanzhaften Weisen erschallte, da erschien 1704 das Freilinghausen'sche Gesangbuch mit seinen vielen neuen Liedern und 1707 das Hohenstein'sche mit den veränderten alten. Und während das Freilinghausen'sche Gesangbuch seine vielen neuen Auflagen erlebte, von 1704 bis 1744, wo der Sohn A. H. Franke's die Gesammtausgabe veranstaltete, erschien 1735 das Nordhausen'sche, 1736 das Tondern'sche, 1738 das Zollikofer'sche, 1740 das neue Hannöver'sche, alle an dem Worte nunmehr in derselben Art rüttelnd, wie an den Melodien mit Erfolg gerüttelt worden war, die Kirchensprache auf demselben Wege der Umgangssprache zuwendend, wie die Kirchentöne sich auf dem Wege der Arie den Gesellschafts-Melodien zugewendet hatten.

So sehr nun aber auch die Ordner und Herausgeber der neuen unkirchlichen Gesangbücher von dem schlechten Geschmack des 17. Jahrhunderts inficirt sein mochten, so wäre es doch ein Irrthum, zu meinen, daß sich daraus Alles erklären ließe, selbst die Wahrheit des Spruches zugegeben, an den ich erinnern möchte: mutata musica in templis, mutatur etiam genus doctrinae. Wir müssen vielmehr den Antheil, den die verschiedenen einseitigen Richtungen der Theologie an dem Verfall der Gesangbücher hatten, mindestens so hoch als die unkirchliche Richtung des Geschmacks anschlagen. Es war der evangelischen Kirche beschieden, daß nicht der volle ungetheilte Glaubensinhalt sich in Wissenschaft und Leben entfalten und Gestalt gewinnen, sondern daß jeder Moment desselben, der nur im Ganzen seine Berechtigung hat, gleichwohl in vereinzelter Entwickelung zur Erscheinung kommen sollte. Geschah die Veränderung der alten Lieder wesentlich im Sinne des Rationalismus, so entsprangen die neu aufkommenden vorwiegend aus bloßen Gefühlsstimmungen, ja zu einem großen Theil aus einer höchst bedenklichen Gefühlsrichtung, die sich nicht an dem Einklange der ganzen heiligen Schrift orientirte, sondern aus den

Büchern dunkleren Inhalts ihre ausschließliche Nahrung zog, wie aus dem Hohenlied und der Offenbarung, und das Bild von dem Bräutigam und der Braut, das nur von dem Verhältniß Christi zur Kirche zulässig ist, ganz unbiblisch von dem Verhältniß des Erlösers zu der gläubigen Seele brauchte und so oft unschicklich ausmalte. Ich will die ausschweifenden Lieder des damals in gewissen Kreisen benutzten Privatgesangbuches, das im Jahre 1712 erschien und den Titel führt: Anmuthiger Blumenkranz aus dem Garten der Gemeinde Gottes, nicht auf Rechnung Spener's und A. H. Francke's bringen; aber wie viele selbst von den neuen Liedern, welche das Freilinghausen'sche Gesangbuch brachte und die Kirchengesangbücher aufnahmen, in ihren unkirchlichen Strophen und dactilischen Versen, in ihren von Gesellschaftsliedern oder aus Opern hergenommenen Melodien, erdichten doch auch in sinnlicher Schwärmerei dieselbe Absonderung der Person Christi aus dem Wesen des dreieinigen Gottes, und gehen darin so weit wie jene, daß kaum der auferstandene Christus etwas gilt, sondern nur der gestorbene und oft nur der Leichnam desselben. Auf solchen Abwegen zur Seite des wahren kirchlichen Lebens verirren sich die Lieder der Pietisten, noch mehr die, welche Zinzendorf der vierten Ausgabe des Brüdergesangbuches von 1741 hinzuthat, deren kindische Possen, ja Unanständigkeiten und Frevel, wenn sie nicht zum kirchlichen Gebrauch bestimmt waren, doch in einem zum kirchlichen Gebrauch bestimmten Gesangbuche standen.

Kein Wunder, daß der Rationalismus um so mehr Raum gewann und in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und weiter fort überall den Gemeinden, ohne sie zu fragen, jene liberalen Gesangbücher aufnöthigte, denen nicht bloß die Sprache unserer kirchlichen Lieder, sondern der evangelische Glaubensinhalt derselben veraltet schien und zuwider war. Dem Volke wurden in abgestandener schaler Ausdrucksweise Lieder moralisirenden Inhalts geboten, von denen viele darin mit Liedern des 17. Jahrhunderts übereinkamen, daß sie sich auf die einzelnsten Lebensverhältnisse und Lebenslagen bezogen und auch hierdurch den Charakter des Volksliedes aufgaben, ganz abgesehen von der Erfahrungslosigkeit und der an das dramatische Unwesen jener Zeit erinnernden Unwahrhaftigkeit, welche diesen Reimereien zu

Grunde lag. Der ganze gebildete Theil der Nation verfiel dem Rationalismus, der Verweltlichung aller Institutionen; was dagegen reagirte, that es auch gegen die erbärmlichen Gesangbücher. Denn wie das 17. Jahrhundert, trotz aller Zerfahrenheit, Geschmacklosigkeit und Verderbniß des Lebens, noch kirchliche Dichter in voller ungetheilter und ungebrochener Glaubenskraft erzeugte, z. B. Paulus Gerhard, so hatten sich auch im 18. Jahrhundert und bis auf den heutigen Tag noch bei einzelnen Gemeinden gute Gesangbücher mit den guten Liedern ihrer Zeit und denen der ersten Kirche erhalten. An diesen richtete sich, was geistlich gesinnt war, auf. Den alten Klagen über die Verfälschung der Gesangbücher zu der Zeit, als das Hohenstein'sche und die andern, die ich genannt, erschienen, den Klagen der Hymnologen Serpilius und Schamelius, reihten sich die von Schubart, Herder, Kästner, Claudius und Andern an.

Im Fortschritt der geistlichen Reaction gegen den Rationalismus kam es endlich auch zu Versuchen neuerer besserer Gesangbücher: im Jahre 1831 erschien Karl v. Raumer's Sammlung geistlicher Lieder, 1832 der Berliner geistliche Liederschatz, den der treue demüthige Langbecker gearbeitet und Elsner, von alter bürgerlicher und kirchlicher Tüchtigkeit, wie solche Männer in deutschen Städten überall noch lebten, angeregt und herausgegeben, 1833 Bunsen's Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuches. Diese drei Gesangbücher hatten eine tiefgehende Wirkung; zur kirchlichen Einführung kam keins derselben, aber sie bereiteten in weiten Kreisen die Fortbildung des vorhandenen geistlichen Lebens zu seiner Reife im kirchlichen Leben vor und waren die Veranlassung zu mancher anderen verwandten Unternehmung. Es entstand die Ueberzeugung und verbreitete sich weiter und weiter, daß die auf die Herstellung der Lieder nach ihrem Glaubensinhalt gerichtete bloße geistliche Reaction nothwendig zu einer kirchlichen fortschreiten müsse, welche auch auf die Herstellung der im wesentlichen Zusammenhang mit dem Inhalte stehenden Form der alten Lieder gerichtet sei und nach Ertödtung des noch immer fortwirkenden unheiligen Geschmackes des 17. und 18. Jahrhunderts, nach Abthuung aller Entstellungen und Verfälschungen, welche das übel gehütete Eigenthum des

Volkes in jenen Zeiten erfahren, zu den reinen Formen der Urlieder und der Urmelodien zurückkehre. Es ist dieß die Ueberzeugung, von welcher diese Versammlung beseelt war, als sie aussprach, daß das Volk ein Recht auf seine Urkatechismen habe; es hat dasselbe Recht auf seine Urgebete und seine Urlieder.

Einer Liedersammlung muß ich hier noch erwähnen, die auf das deutsche Gesangbuchwesen einen großen Einfluß gehabt. Es ist dieß der Stuttgarter Evangelische Liederschatz vom Jahre 1837, in zweiter Ausgabe vom Jahre 1850. Der Verfasser hatte, wie seine eigenen Worte lauten, „ursprünglich die Absicht, der Kirche vor Augen zu legen, wie ein eigentliches Nationalgesangbuch beschaffen sein solle, wollte sich aber dann auf den Versuch beschränken, den künftigen Bearbeitern kirchlicher Gesangbücher einen möglichst umfassenden Vorrath darzubieten, aus welchem sie fernerhin die besten kirchlichen Lieder auswählen könnten.“ Langbecker und Elsner nannten ihren Liederschatz nur einen geistlichen, obwohl er keine andere als evangelische Lieder enthielt: der Stuttgarter Liederschatz heißt ein evangelischer, enthält aber Lieder, die der evangelischen Kirche nie angehört haben, auch nie angehören können. Bedenklicher und befremdender war es, daß der Verfasser mit seiner Arbeit den Weg verließ, den Karl v. Raumer vorgezeichnet hatte, und sich auf den Standpunkt des modernen Geschmackes und der gebildeten Welt stellte. Das ganze umfangreiche Buch verräth nirgend auch nur eine Ahnung von kirchlichem Geschmack; es hat dadurch bei seiner außerordentlichen Verbreitung vielen Schaden gethan, aber auch großen Nutzen gestiftet, weil es Allen, die nach einem kirchlichen Gesangbuch verlangten, klarer, als es irgend etwas anderes hätte thun können, zeigen mußte, wie wenig diejenigen, welche Gott und zugleich dem Mammon der falschen Bildung dienen wollen, der Kirche zu nutzen geeignet sind. Der Verfasser spricht in der Vorrede von dem Volk und seinen Bedürfnissen, denkt aber dabei an jenes Volk im Volke, das der kirchlichen Bildung Hohn spricht und an dessen eingebildete Bedürfnisse. Er spricht „von Luther's herrlicher Bibelübersetzung als dem Krystallquell der deutschen Kirchensprache, aus dem auch die jüngeren Geschlechter nach Maßgabe ihres Glaubens und ihrer christlichen Durchbildung ihre Lieder schöpfen können“; aber

gleichwohl ist es sein Streben, die biblische Sprache der alten Lieder in die affectirte Umgangssprache der heutigen gebildeten Welt umzusetzen, gleichwohl redet er von „der ungemein spät eingetretenen deutschen Sprach- und Formencultur“, und sieht also von dem Gipfel unserer Tage, auf welchem er sich sonnt, jenen Krystallquell, den Lebensborn der deutschen Kirchensprache, einer bloßen Phrase gleich unten ruhig abfließen. Ja, er redet von „den zahllosen Sprachfehlern der alten Lieder“, ohne nur zu erklären, ob er Lieder des 16. oder des 17. Jahrhunderts meine, ohne das Vermögen, in jenen oder überhaupt irgendwo einen Sprachfehler mit Einsicht nachzuweisen, weil er dieß mit vielen seiner gebildeten Zeitgenossen gemein hat, daß ihm alle wissenschaftliche Kenntniß unserer Sprache abgeht. Dieß ist keine leere Behauptung, sondern kann leider in vollem Maße bewiesen werden. Er erwähnt „seiner grammatikalisch-prosodischen Ansichten“, macht aber die größten Fehler gegen die Grammatik, gegen den Versbau, gegen den Reim. Er redet von Geschmack und thut den Ausspruch, daß „Befremdung des Geschmackes der Tod der Andacht sei“, findet aber Alles, was er an den alten Liedern rügt, an den neuen vortrefflich, und führt durch diese wieder ein, aber in unkirchlicher geschmackloser Weise, Alles was er dort gestrichen, ja er verfehlt sich in eigenen Liedern, deren er 201 aufgenommen, noch mehr freilich in Liedern von Zinzendorf, deren die Sammlung 132 enthält, von Lehmus, Weigle, Meinhold und Anderen, in einem solchen Grade gegen den Geschmack aller Zeiten, daß es mir ein Räthsel ist, wie ein Mann den Muth haben kann, solche Lieder der Gemeinde zu bieten und zugleich von den alten kirchlichen Gesängen zu sagen, diese befremdeten den Geschmack. Vergleiche Jemand immerhin die alten Lieder mit den altfränkischen Kleidern und Zierrathen: wir wissen, was einer Seele, die auf Mode hält und die herrlichen Zierrathen an den alten Kirchen und deren Chorstühlen nicht nach ihrem Geschmack findet, zu verzeihen ist, finden auch den Vergleich nicht unedel; wenn aber der Verfasser des Liederschatzes davon redet, daß man „den alten Liedern ihre verbreiterten Rockschöße nehmen müsse, damit sie mit Anstand durch die spätere Kirche dahin wandeln könnten“, und von „alten bestaubten Schnörkeln“ redet,

und „von Spener's Perrücke, die doch auch nicht zur Herrlichkeit der alten Theologie gehöre, von der Brille auf der Nase frommer Dichter, von Warzen und Leberflecken, von Flecken und Runzeln, von Gesangbüchern, die Rost, Schimmel, Staub und Puder zur unantastbaren Originalität des Geistes rechneten, und davon, daß er den goldenen Apfel der Wahrheit lieber in der silbernen Schaale, als im verschimmelten Weidenkorbe sehe", — dann haben wir das Recht zu fragen, ob es sich ziemt, daß in Vorreden, denen die Zueignung des Buches an Jesus Christus den ewigen König folgt, so unwürdig, mindestens so unedel von dem Schmuck der Braut dieses ewigen Königs gehandelt werde. Und was verrathen jene Vergleiche außerdem für Unvermögen, die Zeiten zu unterscheiden, für eine Vermengung der verworrenen Zeiten des 17. und 18. Jahrhunderts, zu deren Geschmack der Sammler des Liederschatzes sich sonst praktisch bekannt, mit der apostolischen Zeit des 16. Jahrhunderts. Was verräth es für einen Geschmack, wenn der Verfasser sein Buch dem Herrn Christus widmet und gleichwohl an einer andern Stelle von der Mühe spricht, die den geistlichen Dichter leite? wenn er in dem Zueignungsgedicht, ganz im musikalischen Geschmack des 17. Jahrhunderts, von himmlischen Concerten redet? Klopstock berief sich nie auf eine Muse geistlicher Dichtkunst; aber gerade über Klopstock und dessen Vorfahren mit den alten Liedern äußert sich der Verfasser ganz unerwartet streng, wirft ihm große Unbekanntschaft mit der Sprache des Volkes vor und sieht den Balken im eigenen Auge nicht. Klopstock konnte nur ein geistlicher Dichter sein: wo waren Ort und Zeit, die ihn hätten zu einem kirchlichen bilden können? Der Verfasser hätte von Klopstock lernen sollen, wie leicht geistliche Dichter Gefahr laufen, der Kirche zu schaden; kirchliche schaden ihr nicht: Paulus Gerhard hat seine Hand nicht an die alten Lieder gelegt, selbst Gellert nicht, der durch seine heilige Achtung vor denselben sich als wahrhaft kirchlichen Dichter erwiesen. Sich von Klopstock warnen zu lassen, wäre bescheidener und für die Kirche ersprießlicher gewesen, als ihn zu tadeln, ihn, der so rein und lauter dasteht, daß ein Mann, der Unempfundenes in Phrasen und Verse bringt, und keine Ahnung von dem Wesen eines Volksliedes hat, es niemals wird bezeichnen können.

Ich habe wieder die Nachsicht der Versammlung in Anspruch genommen. Aber die Erwähnung des Stuttgarter Liederschatzes, wie ich sie hier in der Kürze gegeben, gehörte zu meiner Aufgabe. Die Vorreden zu diesem Buch behaupten den revolutionären Standpunkt, den dasselbe der Kirche gegenüber einnimmt, so hochmüthig und herausfordernd als den allein gerechtfertigten, daß ich von einer Arbeit, die den Schaden, an welchem Volk und Kirche leiden, klar und unverholen, ja mit großer Genugthuung gut heißt, nicht schweigen durfte. Das Vorwort zur zweiten Ausgabe gesteht, „daß die erste ein mit geringerer Erfahrung gefertigtes Buch sei, daß vor 14—15 Jahren eine ganz andere Zeit gewesen, wo es dem Verfasser allermeist am Herzen lag, den Consistorien die Lieder mundgerecht zu machen und durch eine der damaligen kirchlichen Sprachweise sich annähernden Form zu empfehlen, damit das Volk seine Kernlieder doch wenigstens seinem inneren Wesen und Gehalte nach wieder zurückempfangen möchte." Viel Irrthum und viel Bekenntniß; aber ich erlaube mir nicht, beides zu erörtern.

Ich kehre gern von diesem Gegenstand zurück und wende mich wieder der positiven Seite meiner Aufgabe zu, zunächst der erhebenden Thatsache, daß wir, mit noch nicht so lange hinter uns liegenden Zeiten verglichen, doch jetzt eine große Anzahl besserer Gesangbücher besitzen. Sind dieselben allerdings der Mehrzahl nach für den Privatgebrauch bestimmt, zuweilen mit dem stillen Anspruch, als Mustergesangbücher zu gelten, so haben doch auch mehrere Landeskirchen, z. B. die Würtembergische, auch Provinzialkirchen und Synodalbezirke, ihre schlechten Gesangbücher abgeworfen und bessere eingeführt, oder es wird, wie in Bayern, an der Abfassung eines solchen gearbeitet. Wer diesen reichen, seit zwanzig Jahren über das verlangende Volk gekommenen Segen an besseren Gesangbüchern überblickt, der kann Gott nicht genug dafür danken, daß es doch so gar anders geworden, als es vor jener Zeit war. Aber es sind nur bessere Gesangbücher und keine guten. Das lebendig erwachte kirchliche Bewußtsein verlangt nach einem Gesangbuch, das die Landeskirchen nicht trenne, sondern vereinige. So lange die öffentlichen Gesangbücher, gleich den zur Privatandacht dienenden, noch verschieden sind, darin,

daß die einen diese, die andern jene von den ursprünglich der ganzen Kirche gehörigen Liedern enthalten, und darin, daß die ihnen gemeinschaftlichen Lieder nicht dem Wortlaute nach gleich sind, so lange hat die Gesammtkirche als solche kein Gesangbuch, nämlich kein allgemein gültiges, kein gutes, ja es läßt sich nicht einmal behaupten, daß sie, trotz des großen oft gepriesenen Reichthums an Liedern, auch nur wirklich Eines besitze, nämlich eines, das in allen geltenden Gesangbüchern vorkomme und in allen gleich laute.

Eine Folge von der Verschiedenheit unserer Gesangbücher ist natürlich die, daß sich dieselbe Verschiedenheit auch im lebendigen kirchlichen Verkehr zeigt, daß also bei religiösen Zusammenkünften von Menschen aus verschiedenen Gegenden sich entweder wenig gemeinschaftliche Lieder finden, die gesungen werden könnten, oder wenn sich deren finden, einer an dem andern irre wird oder sich ärgert, wenn die Worte so ganz verschieden lauten. Das ist der Fall, wenn Handwerksburschen in der Fremde zusammenkommen, wenn Soldaten in andere Gegenden versetzt werden, wenn der Handel Menschen aus der Nähe und Ferne auf die Messen und Jahrmärkte führt, wenn große Vereine beisammen sind, Missionsvereine, Conferenzen, Kirchentage: es ist kaum möglich, unter einander Ein gemeinschaftliches Lied anzustimmen, es sei denn, daß der Text vorher gedruckt und jedem in die Hand gegeben werde, ein Text vielleicht, der wieder seine besonderen Varianten hat und am Ende keinem recht ist.

Wie viel schöner wäre es, wenn alle Gesangbücher in Deutschland, so viel deren auch sein möchten, eine Anzahl gemeinschaftlicher Lieder enthielten und diese auch in allen gleich lauteten. Es würden dieß keine anderen sein können, als die, welche vor der Zeit der Verwilderung die gemeinschaftlichen waren oder während dieser Zeit bei den treuen Gemeinden Eingang fanden. Wie leicht werden diese Lieder dann überall von den Gemeinden, vorab von der Jugend gelernt; jeder Reisende findet dieselben in der Fremde wieder, bei allen Vereinen können sie ohne Weiteres gesungen werden, ja was viel mehr ist: jede Gemeinde weiß, daß die ganze Kirche mit ihr dieselben singt, vielleicht gleichzeitig singt. Denn wenn in allen Landen wieder die schöne Sitte aufkäme,

daß die Morgen- und Abendglocke den Menschen, wo sie auch weilen möchten, zu Gesang und Gebet läutete, daß dann in der Werkstatt die Arbeit kurze Zeit ruhte und alles, was zur Familie gehört, den Morgengesang, den Abendgesang anstimmte, denselben der Hirte bei der Heerde, der Fischer auf dem Kahn sänge, der Landmann auf dem Felde, der Reisende auf der Straße: wäre es nicht schön und herrlich, wenn so die ganze Kirche gleichzeitig wie aus einem Munde, als falteten sich Aller Hände in Eine, dasselbe Gebet spräche, dasselbe Lied sänge? Und wäre das nicht ausführbar, wenn der electrische Telegraph in den Dienst der Kirche träte und allen Uhren desselben Meridians gleiche Zeit anwiese? Wäre diese Gleichzeitigkeit kirchlicher Gebete und Gesänge nicht in höherem Maße das, wozu sich, wie man vernimmt, zuweilen hie und da Betvereine gebildet haben?

Solche Gedanken setzen ein christliches Volk voraus. Dieß ist nicht vorhanden. Unser armes Volk ist ein vielfach versäumtes, getauft, aber ohne lebendigen Glauben, ohne fromme Sitten, irre geleitet durch den zersetzenden Einfluß derer, die längst von der großen Lüge der Bildung und des Genusses um das Erbe der Väter betrogen worden, längst auch ihr verlarvtes Elend, das übertünchte Grab, das sie Bildung nennen, weiter zu tragen bemüht gewesen. Würde in Berlin die Morgen- oder Abendglocke läuten, es würden von den 420,000 Einwohnern keine 20,000 beten und singen. Die andern 400,000 hätten auch nichts dagegen, wenn wieder ein gutes Gesangbuch aufkäme: sie fragen nach keinem. Nur die Mehrzahl der Gebildeten, unter den Verächtern wie unter den Frommen, wird sich in allen Städten der Einführung eines gutes Gesangbuches widersetzen. Aber gerade dem armen Volk in jeder Stadt, das jene Bildung nicht hat, dem Landvolk, dem hie und da noch kirchliche Bildung beiwohnt, dem eigentlichen Volk zu Liebe müssen gute Gesangbücher hervorgerufen werden, mögen auch die Spötter und Verächter sich dagegen hoch auflehnen, wie die empörten Wogen, so lange der Herr schläft und die wachenden Jünger kleingläubig sind.

Da ich mich vorher des Ausdruckes bedient, daß die deutsche Bibel von denselben Gefahren bedroht sei, die das Gesangbuch erfahren, so erlauben Sie mir, Ihnen mit kurzen Worten diese

wichtigste aller kirchlichen Angelegenheiten an das Herz zu legen. Und zwar ist die Bibel von jenen Gefahren nicht bloß bedroht, sondern auch schon davon betroffen. Wir haben bereits eben so viele Bibeln, als es Bibelgesellschaften oder überhaupt Unternehmer von Bibelausgaben giebt. Das Streben jedes Unternehmers ist auch hier, die Härten und Unebenheiten der alten Sprache, nach Maßgabe seines Mangels an Einsicht und Geschmack, wegzuschaffen, und darnach ändert der eine dieses, der andere jenes, und wenn mehrere dasselbe ändern, so ändert es der eine auf diese Weise, der andere auf jene. Noch ist keine Ausgabe erschienen, bei deren Redaktion sich auch nur ein bescheidenes Maß von Sachkenntniß, das heißt also hier von Sprachkenntniß, gezeigt hätte; jede meistert die Sprache Luther's nach persönlichem Gutdünken, als gäbe es gar keine Geschichte unserer Sprache, die zuvor studirt werden müßte, und gar keine Grammatik derselben, aus der man sich über die Gesetze der Sprache die nöthige Kenntniß verschaffen könnte. Ich rechne hierher nicht diejenigen Stellen der heiligen Schrift, von denen übereinstimmend bewiesen sein mag, daß Luther sie falsch übersetzt: deren sind so viel nicht; man verbessere sie, wo es nöthig scheint, und zwar in der Sprache Luther's, verwechsele aber diese wenigen Berichtigungen nicht mit jenen willkürlichen Veränderungen der ganzen Kirchensprache der Bibel. Es wäre den Griechen zu Demosthenes Zeiten nicht eingefallen, ihren Homer zu ändern, um ihn der Sprache und dem Geschmack der Zeit angemessener zu machen; wie fern lag es ihnen, zu glauben, es könne ein Grieche die Bedeutung Homer's so weit vergessen, daß er, statt sich des alten Gedichtes und der alten Sprache zu freuen, an derselben herumklügeln und herumdünkeln möchte. Wie fern sollte es uns liegen, für die deutsche Bibel nicht mehr sondern weniger Achtung zu haben, als die Griechen für Homer! Daß die verschiedenen Bibelausgaben nicht übereinstimmen, macht das Volk unsicher und zweifelhaft, giebt den Einflüsterungen des Romanismus und des Unglaubens Raum, und nimmt dem Volk die letzte Autorität, die es vielleicht noch achtet und die ihm fest stehen sollte wie ein Fels. Zweierlei thut noth: eine kritische Bibelausgabe, welche mit wissenschaftlicher Einsicht und Be-

nutzung aller Quellen, gedruckter und handschriftlicher, auch der Correcturen auf den Aushängebogen in Jena, alle Veränderungen verzeichnete, die Luther im Lauf der Zeit mit seiner Uebersetzung vorgenommen; sodann, daß die Kirche sobald wie möglich jener Willkür, mit welcher bis jetzt bei Herausgabe der Bibel hat verfahren werden dürfen, ein Ziel setze und eine mit Fleiß und Sachkenntniß gearbeitete Ausgabe veranstalte, welche den übrigen Drucken zu Grunde gelegt werden müßte. Sollte aber nicht, wenn auf diesem Wege so bald nichts zu erreichen wäre, ein anderer eingeschlagen werden können? Wäre es mir erlaubt, hier einen vorher nicht angemeldeten Antrag zu stellen, so würde ich die Versammlung ersuchen, durch das Präsidium an alle Bibelgesellschaften die dringende Bitte ergehen zu lassen, daß dieselben sich doch über ein gemeinschaftliches Verfahren vereinigen und die Redaction der nächsten neuen Ausgaben, selbst ihrer Stereotyp-Ausgaben, in die Hände sach- und sprachkundiger Männer legen möchten.

Ich kehre von der Bibelnoth zurück zur Gesangbuchsnoth. Wenn ich mich frage: was mögen wohl die hohen Kirchenbehörden in dieser Angelegenheit beabsichtigen, so scheint mir, könne man kaum wollen, daß alle Verschiedenheit der Gesangbücher ein Ende haben und überall ein und dasselbe, ein allgemeines evangelisches Gesangbuch für ganz Deutschland eingeführt werden solle. Dieß würde als ein unerträglicher Zwang erscheinen und die freie Entwickelung der Gemeinden beeinträchtigen, auch am wenigsten durchzusetzen sein. Vielmehr wird man nach wie vor Landes- und Provinzial-Gesangbücher, auch Gemeindegesangbücher, zugeben müssen, aber auf deren Abfassung, resp. auf die Abfassung der neuen Auflagen derselben, einen bestimmenden Einfluß üben, und zwar neben einander beachten, beides, was nothwendig gefordert und was nothwendig gestattet werden müsse. Gefordert muß werden, daß alle Gesangbücher eine bestimmte Anzahl auserwählter älterer Lieder aufnehmen und daß diese in allen gleich lauten; dagegen muß gestattet sein, daß jedes Gesangbuch außerdem volle Freiheit in der Auswahl der übrigen Lieder habe und dieselben auch ordnen dürfe, wie es der Ansicht der Specialcommission angemessen erscheint; nothwendig sind dann wiederum

einerseits liturgische Bestimmungen, welche dafür sorgen, daß jene gemeinschaftlichen Lieder auch in wirklichen Gebrauch kommen und in Gebrauch bleiben, andererseits Maßnahmen, vermöge deren jede Specialcommission verpflichtet wird, ihre Arbeiten, was die nicht gemeinschaftlichen Lieder betrifft, den Oberkirchenbehörden zur Genehmigung vorzulegen und so dem Gesangbuch die kirchliche Sanction zu verschaffen.

Es mag wünschenswerth erscheinen, daß die von der Eisenacher Conferenz niedergesetzte Generalcommission sich auch der Bearbeitung eines vollständigen Gesangbuches unterziehe, zum Nutzen und Frommen derjenigen Gemeinden oder Lande, welchen vielleicht gerade jetzt mit diesem Entgegenkommen gedient wäre. Ich bin auch überzeugt, daß die Commission diese Arbeit gern übernehmen würde, nur leuchtet ein, daß es nicht gut geheißen werden könnte, sich derselben vor Erledigung jener allgemeineren Aufgabe zu widmen.

Die Arbeit der Generalcommission besteht zunächst darin, diejenigen Lieder zu ermitteln, welche in Zukunft allen evangelischen Gesangbüchern Deutschlands gemeinschaftlich sein sollen. Nach meiner Ueberzeugung hat sie sich dabei vor einem zu einseitigen Begriff der Kirche zu hüten, etwa als wäre dieselbe nur vorhanden, wann und wo sich die Gemeinde zum Gottesdienst versammelt. Die Kirche ist vor allem auch in der Familie, und jede häusliche Andacht ist eine kirchliche, sobald die Familie sich historisch und confessionell als der Kirche angehörig fühlt. Die Commission darf also weder Abend- und Morgenlieder von ihrer Wahl ausschließen, noch diejenigen Kinderlieder unerwogen lassen, welche zur häuslichen Feier des Weihnachtsfestes dienen, wie denn Luther das Lied: „Vom Himmel hoch da komm ich her" ausdrücklich als ein solches Kinderlied bezeichnet.

Hat die Conferenz der Kirchenbehörden die von der Generalcommission getroffene Auswahl der Lieder und deren Redaction genehmigt, so wird ein guter Abdruck derselben, wo möglich zugleich mit den Melodien, besorgt werden müssen, damit derselbe nunmehr dem weiteren Verfahren zu Grunde gelegt werden könne. Natürlich ist es unmöglich, dieses Liederheft zur unmittelbaren Anfügung an die geltenden Gesangbücher vorzubereiten:

Druck, Papier und Format würden darauf nicht eingerichtet werden können; auch hätte überhaupt ein anhangsweiser Gebrauch manches gegen sich, da es nicht anders sein kann, als daß mehrere Lieder in dem Gesangbuch und in dem Anhang zugleich vorkommen und beide mal sehr wahrscheinlich nach verschiedenem Wortlaut, was für die Verständigen belehrend, der Andacht im Ganzen aber hinderlich sein würde. Ich halte es für das Rathsamste, daß nach dem Erscheinen des Liederheftes überall die Inhaber des Verlagsrechtes eines geltenden Gesangbuches veranlaßt werden, möglichst bald eine neue Ausgabe desselben drucken zu lassen; in diese werden dann sämmtliche Lieder, wie sie der von der Commission herausgegebene Probedruck enthält, genau nach dem Wortlaut desselben aufgenommen, nicht nothwendig nach derselben Vertheilung, falls das Gesangbuch sich nicht zugleich die Rubriken des Probedrucks aneignen will oder kann. Mir erscheint die Angelegenheit von so großer Wichtigkeit, daß man auch öffentliche und Privatopfer nicht sparen sollte, um dieselben ungesäumt in's Werk zu richten, also Zuschüsse zahlen, wo ohne diese so bald keine neue Ausgabe möglich wäre, und vermehrte Zuschüsse, damit die Auflage so groß gemacht werden könne, daß es möglich wird, bei allen dürftigeren Gemeindegliedern die Exemplare der älteren Ausgabe gegen eben so viele der neuen auszutauschen.

Ich habe noch nichts von dem Hauptgeschäft der Commission, von der Redaction der Lieder, gesagt. Die Versammlung kann überzeugt sein, daß die Commission aus Männern besteht, welche ihres Gegenstandes in jeder Beziehung mächtig sind, also nicht nur gründliche und umfassende Studien in der Hymnologie gemacht haben, sondern auch historische Kenntniß der hochdeutschen Sprache und der deutschen Mundarten besitzen. Diese Kenntniß ist zu einer Redaction der Lieder vom Standpunkt der Kirche aus und im Interesse des Volkes unumgänglich nöthig, weil dadurch verhütet wird, daß man Ausdrücke und Wortformen, die in der mündlichen Rede des Volkes noch vorkommen und grammatisch gerechtfertigt sind, deßwegen, weil sie der Umgangssprache der gebildeten Welt und vielleicht gar nur gewisser gebildeter Individuen fremd geworden, aus Bibel und Gesangbuch entferne. Die Versammlung weiß, was sie sich in dieser Hinsicht von mir

zu versehen hat; so werde ich, z. B. wenn das Paul Eber'sche Lied, welches im Stuttgarter Liederschatz anfängt: „Wenn wir in höchster Noth und Pein“, zur Discussion kommt, für Beibehaltung des ursprünglichen Anfangs: „Wenn wir in höchsten Nöthen sein“, stimmen, weil der ältere Plural wir sîn oder sein eigentlich richtiger ist, als das neuere wir sind und vom Volk noch immer gebraucht wird, und weil eine Veränderung wie jene:

Wenn wir in höchster Noth und Pein
und wissen nicht wo aus und ein,

wo in der ersten Zeile nun das Verbum sind ganz fehlt, dem Volke viel befremdender ist als uns Gebildeten der Plural wir sein. Ich führe nur dies einzige Beispiel an, und lege einige Blätter voll Notizen dieser Art, die ich schon oben, bei der Besprechung des Stuttgarter Liederschatzes, benutzen wollte, auch hier bei Seite. Aber außer solchen Fragen, die sich einfach durch Grammatik und Kenntniß der herrschenden Volkssprache erledigen werden, auch solche, die in das Gebiet des Geschmacks gehören, zur Discussion kommen, und hier kann die Versammlung das Vertrauen haben, daß die Mitglieder der Commission zugleich Männer sind, deren Geschmack sich an dem Umgang mit kirchlicher Kunst und der Geschichte kirchlichen Lebens gereinigt, und daß das Volk also nicht Gefahr läuft, daß ihm einer Rücksicht auf die Beschränktheit städtischer Bildung zu Liebe irgendwo oder irgendwie zu nahe getreten werde.

Um ihre Aufgabe so zu lösen, daß allem Widerstreit subjectiver Ansichten möglichst vorgebeugt werde, muß die Commission mit den nothwendigen Hülfsmitteln ausgerüstet sein; diese bestehen vor allem in den Originalausgaben der Lieder jedes Dichters, wenn solche vorhanden sind, und in den ältesten Gesangbüchern, welche diese Lieder aufgenommen. Das Verfahren scheint mir dann lediglich dieß zu sein: jedes Lied, dessen Text in der Originalausgabe mit dem in den ältesten Gesangbüchern übereinstimmt, wird in dieser Form aufgenommen; weicht der Text, den die ältesten Gesangbücher bieten, von dem der Originalausgabe ab, so muß die Kirchlichkeit der Veränderung nachgewiesen werden; ist dieser Nachweis geführt, so wird das Lied

nicht in der Form, in der es die Orignalausgabe enthält, aufgenommen, sondern in der Form, welche die Gesangbücher vorgezogen, andern Falls geschieht die Aufnahme nach dem Wortlaut des Originaltextes.

Jede Specialcommission, welche die Auswahl und Redaction der übrigen in ein besonderes Gesangbuch gehörigen Lieder zu besorgen hat, muß aus Mitgliedern von derselben Befähigung, wie sie denen der Generalcommission beiwohnt, zusammengesetzt sein und zugleich genaue Kenntniß derjenigen Lieder haben, welche dem Landstrich besonders eigen und lieb sind. Da nicht nur diese Lieder, welche oft der neuesten Zeit angehören mögen, sonder überhaupt sehr viele von den der Specialcommission zur Auswahl gebotenen einen unkirchlichen Charakter haben können, so ist das Geschäft einer solchen Commission ein sehr schwieriges und eine Revision von Seiten der Generalcommission durchaus nothwendig.

Ich schließe damit, daß ich mir erlaube, die Versammlung noch auf drei Punkte aufmerksam zu machen.

Der eine betrifft den Unterschied der Confessionen und die Frage, ob sich die lutherische Kirche und die reformirte gleichmäßig bei der Aufnahme der gemeinschaftlichen Lieder in ihre Gesangbücher betheiligen wollen oder können. So lange beide Confessionen besondere Gesangbücher haben, von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag, ist es ein wohl zu beachtendes Zeichen brüderlicher Gegenseitigkeit gewesen, daß jede von den Liedern der andern mit Freuden Gebrauch gemacht. Schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts nehmen die reformirten Gesangbücher die lutherischen Gesänge auf, und eben so finden einige Psalmlieder reformirter Dichter Eingang in die lutherischen Gesangbücher. So ist es, wie gesagt, fortgegangen bis auf den heutigen Tag, und so hoffe ich, soll es auch, was die gemeinschaftliche Aufnahme der ausgewählten Lieder betrifft, weiter gehen. Erst dann sind es gemeinschaftliche Lieder, der ganzen evangelischen Kirche Deutschlands gemeinschaftliche. Während beide Confessionen in dieser Versammlung als conföderirte auftreten, wäre ein solcher gemeinschaftlicher Bestandtheil der beiderseitigen Gesangbücher ein Denkmal wahrhafter, von jeher dagewesener Union. Das walte Gott!

Ein anderer Punkt ist der ernstesten Beherzigung werth: das ist die Belebung des Gesangbuches, daß es kein bloßes Buch bleibe, sondern wirklich gesungen werde. Man beachte in sorgender Liebe alles, was dahin führen kann, daß das Volk wieder gern singe: man plage es nicht, damit es um so eher Kreuz- und Trostlieder singe, oder drücke es von neuem oder noch mehr nieder unter das Joch der Schreibstuben, damit es keine andere Freiheit habe, als in die Kirche zu gehen, und keine andere Freude, als die am Gesange geistlicher Lieder: man könnte sich irren und die Freude am Gesange für immer verscheuchen, und wenn es sänge, wer weiß, gegen wen die Lieder gen Himmel schrieen. Man pflege den Gesang in Kirche, Haus und Schule, man nehme sich der Chorschüler an, die auf den Straßen singen, wo diese uralte schöne Einrichtung noch besteht, und wo sie abgekommen oder nie gewesen, da rufe man sie in's Leben; man stifte überall, als Fortsetzungen der Schule, kirchliche Gesangvereine, aus denen die begabteren Mitglieder zu einem Ausschuß für feineren künstlerischen Gesang zusammentreten, auch den Chorgesang in der Kirche unterstützen mögen; und des Chorgesanges nehme man sich ganz besonders an, damit er nicht in predigendem oder dramatischem Gesang, in Vortrag und Aufführung verkomme, sondern bei Wort und Weise des Gemeindegesanges bleibe, und denselben nur durch den herrlichen künstlerischen Tonsatz verschöne. Das walte Gott!

Schwer auf dem Herzen liegt mir der dritte und letzte Punkt. Sollte uns wirklich gelingen, was wir vorhaben? Vielleicht, daß es uns nicht gelingt! Aber ich gehe noch weiter, und verhehle mir nicht, daß es ein Gelingen geben könnte, das schlimmer wäre als gar nicht unternommen. Es könnte gelingen, der evangelischen Kirche Deutschlands einen gemeinschaftlichen Bestandtheil ihrer Gesangbücher zu geben; ein beklagenswerthes Gelingen, wenn nichts Besseres erreicht würde, als eine Einheit in der gebrechlichen, halb wahren und halb falschen, halb kirchlichen und halb modernen Weise, in welcher die bisherigen besseren Gesangbücher alle gelungen! Wäre dieß nicht das Schlimmste, was begegnen könnte? eine Einheit im Verwerflichen, während eine segensvolle Einheit im wahrhaft Kirchlichen zu erreichen gewesen wäre? Sollte dieß gar nicht zu fürchten sein? Gott erhalte der

hohen Eisenacher Conferenz den festen Willen und schaffe ihr guten Rath und gute Werke. Das walte Gott!

Und nun bitte ich die Versammlung, da ich keinen anderen Antrag zu stellen weiß, sich zu den von mir ausgesprochenen Grundsätzen zu bekennen. Ich habe mich bestrebt, lediglich aus dem Geiste meines erhabenen Gegenstandes zu sprechen und persönliche Ansichten, über die sich streiten ließe, nicht zu Worte kommen zu lassen. Meine persönliche Ueberzeugung ist z. B., daß das erste Märtyrerlied, das unsere Kirche hat und dem kein anderes von derselben Bedeutung gefolgt, der herrliche Gesang Luther's: Ein neues Lied wir heben an, unsern Gesangbüchern wiedergegeben werden muß; daß das Lied Luther's, welches in dem Stuttgarter Liederschatz anfängt:

„Erhalt uns Herr bei deinem Wort,
Und steure aller Feinde Mord —"

nothwendig in allen Gesangbüchern wieder lauten muß:

„Erhalt uns Herr bei deinem Wort,
Und steur des Pabsts und Türken Mord."

Auf der Eisenacher Conferenz ist nur Anstoß genommen worden an dem Worte Türk, nicht an dem Worte Pabst, und auch ich würde mich zu einer Veränderung gern bekennen, welche neben dem Pabst den andern Feind der Kirche, den Unglauben, treffend bezeichnete. Diesen und andern meiner persönlichen Ansichten und Wünsche fordere ich Sie nicht auf, ohne Weiteres Ihre Zustimmung zu geben; aber ich bitte noch einmal: Bekennen Sie sich zu den von mir ausgesprochenen allgemeinen Grundsätzen, und bekennen Sie sich einstimmig dazu.

Anmerkungen.

1. (S. 2.) Zu vergl. Rellstab, Jugenderinnerungen.

2. (S. 4.) Elberfelder Programm der Realschule. 1860.

3. (S. 4.) Zu vergl. v. Klöden, Jugenderinnerungen. 1874. S. 304 ff.

4. (S. 5.) Zu vergl. Streckfuß, Berlin im 19. Jahrh. II. S. 121, und v. Klöden a. a. O. S. 325.

5. (S. 6.) S. Liebetrut, „Vierunddreißig Jahre im Schul- und Pfarramt". 1865. S. 4 f. Auch das von demselben herausgegebene Leben Sybel's, eines Schulfreundes von Wackernagel.

6. (S. 6.) S. Heidemann, Geschichte des grauen Klosters zu Berlin. 1874. S. 275.

7. (S. 6.) Elberfelder Programm. 1860.

8. (S. 6.) Heidemann a. a. O.

9. (S. 7.) Wackernagel's Ausgabe von Martin Luther's geistlichen Liedern. S. XVIII.

10. (S. 8.) Das ist eine ganz andere (und wie wir glauben, die einzig richtige) Auffassung des Chorsingens, als sie Heidemann a. a. O. S. 297 hat, wo er von Bellermann, dem Sohne, rühmend hervorhebt, daß eine seiner ersten Reformen nach dem Eintritt in das Directorat, die Auflösung des Instituts der Chorschüler war. Er fügt hinzu — es wird nicht gesagt, ob aus den Acten oder als eigne Ansicht —: „Die Beseitigung dieses Sängervereins, welcher unter dem Vorgeben, die religiöse Erbauung in der Gemeinde zu fördern, dem Müßiggange seiner Mitglieder Vorschub geleistet hatte, war seit lange schon der Wunsch der Directoren". Ob letzteres richtig ist, wissen wir nicht; aber das wissen wir, daß es kein Sängerverein war, sondern es waren Schüler der Anstalt, daß man nicht vorgab, die Erbauung zu fördern, sondern bei denen wirklich Freude erregte, die sich erbauen lassen wollten; vor Allem aber müssen wir dem entgegentreten, daß er dem Müßiggange Vorschub geleistet hat. Von seinen Mitgliedern haben verhältnißmäßig ebenso viel gute Schulzeugnisse aufzuweisen, als von den Nichtchoristen. Das Institut hatte andere Mängel, welche beseitigt werden konnten, ohne daß eine Aufhebung nöthig war, was 16 Schülern den freien Besuch des

Gymnasiums abschnitt. Jener zwiefache Vorwurf ist völlig unberechtigt, und jenes Urtheil stammt nicht aus der Erfahrung.

11. (S. 11.) Ranke, Jugenderinnerungen mit Blicken auf das spätere Leben. 1877. S. 101. Nur eins war es, was ihm am Herzen lag, die sittliche Reinigung und leibliche Kräftigung der deutschen Jugend. Zu vergl. auch Jahn's Leben von Pröhle.

12. (S. 14.) v. Klöden a. a. O. S. 303.

13. (S. 15.) Ranke a. a. O. S. 95 f.

14. (S. 17.) Karl v. Raumer's Leben, von ihm selbst erzählt.

15. (S. 20.) S. Streckfuß a. a. O. und Pröhle a. a. O. — In seinem „Volksthum" sagt Jahn: „Bei der deutschen Kirche, worin ich geboren und erzogen bin, bleibe ich stehen; Vaterlandsliebe ehrt den Glauben der Väter." Als die Turner 1848 aus ihrem Sinnspruch das fromm streichen wollten, trat er ebenso energisch auf, wie gegen die Rothen, welche, wie er im Parlament zu Frankfurt sagte, um den Himmel auf der Erde zu erobern, erst die ganze Hölle loslassen wollten. — Nicht die schlechtesten Jünger sind der deutschen Turnkunst aus theologischen Kreisen gekommen. Der Christ weiß auch den Leib zu schätzen, und so auch die Leibesübungen. — Wir bemerken hier noch nachträglich, daß der Turnplatz Jahn's in der Hasenhaide bei Berlin nicht der jetzt daselbst befindliche war; Jahn's Platz wurde 1819 geschlossen, und später (1837) der Schießplatz des Garde-Schützen-Bataillons. Wackernagel hat daher auf dem ehemaligen Platz, wo er früher im Turnen sich geübt hat, später (S. 64) seine Uebungen im Schießen abgehalten. Der Contrast wird dadurch nur noch stärker. Zu vergl. Brecht, Das Dorf Tempelhof und die Hasenhaide. 1878.

16. (S. 23.) Steffens, Was ich erlebte. VI. S. 14 f.

17. (S. 23.) A. a. O. V. 155.

18. (S. 24.) A. Teschner, Lebensbriefe I. 229. — Ranke a. a. O. 219.

19. (S. 24.) Harnisch, Jugenderinnerungen. S. 361. Ebenso zu vergl. Franz Passow, Leben und Briefe. Breslau 1839. Fr. v. Raumer, Lebenserinnerungen. Bd. 1.

20. (S. 36.) Harnisch a. a. O.

21. (S. 40.) A. Teschner a. a. O. I. S. 299.

22. (S. 40.) Ebendaselbst S. 252.

23. (S. 45.) Das Leben im Hause schildert die genannte Aug. Teschner sehr anziehend. I. S. 246—272.

24. (S. 46.) Zu folgender Reise außer W.'s Briefen noch v. Raumer a. a. O. S. 290.

25. (S. 48.) Steffens a. a. O. VII. S. 309.

26. (S. 62.) v. Raumer a. a. O. S. 291 ff.

27. (S. 72.) v. Raumer a. a. O. S. 327, ebenso für das Leben in Nürnberg.

28. (S. 79.) v. Schubert's Selbstbiographie: bes. Bd. 3. S. 259 f.; Ranke a. a. O.

29. (S. 80.) Aus den Acten des K. Prov.-Schul-Collegiums in Coblenz und Berlin. Das Zeugniß datirt vom 27. Sept. 1828.

30. (S. 83.) v. Klöden, Jugenderinnerungen und dessen Programme der Gewerbeschule, namentlich für das Folgende.

31. (S. 86.) Zu vergl. die Vorrede zur zweiten Ausgabe. 1835.

32. (S. 87.) Menzel's Denkwürdigkeiten. 1876. S. 303.

33. (S. 95.) Das Leben in diesem Hause findet sich auf's Anschaulichste geschildert in dem Buche: „Bruchstücke aus dem Leben eines süddeutschen Theologen" (von Harleß). 1872.

34. (S. 100.) Menzel's Denkwürdigkeiten. S. 268.

35. (S. 100.) Holtey, Vierzig Jahre. Bd. 3. S. 322.

36. (S. 110.) Auswahl deutscher Dichtungen, Vorrede zur zweiten Auflage S. VI. — Ueber v. Meusebach, der Geheimrath am Rheinischen Cassations- und Revisionshof in Berlin war, und seine prachtvolle und zugleich fast vollständige Bibliothek der seltensten und werthvollsten alten Drucke mit überaus liebenswürdiger Gefälligkeit allen Gelehrten zur Disposition stellte, hat besonders Hofmann v. Fallersleben in seinem Leben Bd. 1 S. 299 f. eine anziehende Schilderung gegeben.

37. (S. 113.) Zu vergl. W.'s Kirchenlied. Bd. 3. S. V. Ein Theilnehmer jener Besprechungen über das Lesebuch schreibt uns: „Die Mittheilung von seiner Anstellung wurde von einem Theil des Lehrercollegiums nicht ohne einiges Befremden entgegengenommen; es schien, als seien die Unterrichtsfächer, die ihm hauptsächlich zugetheilt wurden, schon hinreichend vertreten. Es zeigte sich sehr bald, daß ihnen grade eine Neubelebung und Auffrischung sehr wohl zu Statten kam. — Namentlich war seine Unterrichtsmethode neu, und erregte die Aufmerksamkeit einiger Collegen, denen er auf ihren Wunsch mit großer Bereitwilligkeit dieselbe darlegte. — Mit großer Selbstverleugnung hat der gründliche, feinfühlende Kenner deutscher Literatur das Manuscript des Lesebuchs in einer Reihe von Conferenzen den Collegen in Stetten „unter den sieben Linden" und in Eßlingen vorgelegt. Diese gaben viel Veranlassung, die stellenweise steile Höhe des Schurwaldes, der das Remsthal vom Neckarthal trennt, zu übersteigen, und diese Besuche in Eßlingen wurden, ohne Rücksicht auf Wetter und Temperatur, über Schnee und Glatteis zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht, sowie es die Zeit erlaubte, ausgeführt, und gereichten den dortigen Collegen zu hoher Freude."

38. (S. 135.) Zu vergl. das von Fr. W. Krummacher gezeichnete Lebensbild: Imm. Fr. Sander, eine Prophetengestalt aus der Gegenwart. 1860. S. 97, und Fr. W. Krummacher, Selbstbiographie. 1869. S. 169.

39. (S. 136.) Siehe Strauß, Abendglockentöne. 1868. S. 195. — Perthes' Leben. Bd. 3. S. 133, und die Schilderung daselbst.

40. (S. 136.) Sander's Leben von Krummacher. S. 122.

41. (S. 136.) Krummacher, Selbstbiographie. S. 177.

42. (S. 136.) Elberfelder Kreisblatt. 1850. Nr. 40.

43. (S. 140.) Für dieses ganze Capitel sind, was das Wirken in der Schule anlangt, als Hauptquelle zu vergleichen die Programme der Elberfelder Realschule vom Jahre 1851 an.

44. (S. 147.) Abgedruckt in dem Programm von 1860. S. 5.

45. (S. 150.) Programm von 1860. S. 4.

46. (S. 176.) Ev. Kirchenzeitung. 1872.

47. (S. 177.) Kirchenlied. Bd. 2. 1867.

48. (S. 185.) v. Raumer erwähnt dies dankbar in seinem ABC der Krystallkunde, Vorrede S. XIV, XXXVIII, XL. In dem dazu von v. Raumer geschriebenen Vorwort wird auf die Wichtigkeit aufmerksam gemacht. — Das Heftchen enthält Netze für sechs Krystallfolgen des Würfelsystems; Netze für die fünf regelmäßigen und ihnen verwandte Körper waren seit Albrecht Dürer bekannt; auch in Linné's Mineralogie. Aber es gab bis dahin kein Werk, welches dergleichen für die Menge der von den Mineralogen entdeckten Krystalle darstellt. Diese Lücke füllte Wackernagel's Arbeit aus. Sie zeigt die Folge aus dem Würfel in das 8flach, Rauten-12flach und den Leuzit; aus dem 8flach in's Rauten-12flach und den Leuzit; aus dem Rauten-12flach in den Leuzit, und zuletzt den Durchschnitt der 4 Hauptkörper dieser Folgen. — Die beabsichtigte Fortsetzung ist nicht erschienen.

49. (S. 185.) A. a. O. S. 20: die eine Art des Durchschnittes eines Leuzits durch acht längere Kanten, was ein Leuzitachteck giebt; S. 25: zwei Arten, das Leuzitachteck zu beschreiben; S. 16: in Betreff des Rautenflachs. Auch die trefflichen Zeichnungen zu diesem Buche sind nicht ohne Wackernagel's Mitwirkung entstanden.

50. (S. 185.) Die Abhandlung über das Göthit (Nadeleisenerz, Rubinglimmer) wird in v. Kobell's Geschichte der Mineralogie (1864) S. 650 in der Geschichte der Mineralgattungen nicht erwähnt.

51. (S. 185.) Gegen Hausmann's Untersuchungen über die Formen der leblosen Natur (Göttingen 1821), der große Unkenntniß der krystallographischen Forschungen in Deutschland zeigte, und in der Krystallographie besonders den Franzosen, namentlich Hauy sklavisch folgte, so daß er auch dessen Fehler, ohne sie zu erkennen, annahm; gegen Leonhardt's Handbuch der Oryktognosie (Heidelberg 1821).

52. (S. 185.) Die „mineralogischen Bruchstücke" behandeln 1) den Quarz; hierin hat er sich als Schüler von Weiß, der sich mit der Krystallisation des Quarzes besonders eingehend beschäftigt hatte, durch Annahme seiner vortheilhaften Bezeichnungsmethode bekundet; er verfolgt des Meisters Forschungen noch weiter und mit den neuen Hülfsmitteln noch genauer, indem er sowohl die Polkanten als Grundkantenwinkel schärfer gemessen, als auch das von Weiß nur vermuthete eigenthümliche Gesetz für das Vorkommen der Flächen der Polkantenzonen nachwies. Dadurch nehmen seine Forschungen über den Quarz mit Recht eine ehrenvolle Stellung neben denen von Weiß, Haidinger, Shepard, G. Rose ein. — 2) Ebenso

hat er für das Pyrit (Schwefelkies), dessen Krystallisation bis dahin nur von Romé de l'Isle und von Hauy beschrieben war, zu den bisher beobachteten sechs Flächen noch vier neue berechnet, so daß zu Hauy's 20 Flächen nun noch 60 neue hinzukamen. 3) Ferner hat er beim Liparit (Flußspat) Leuzitoidflächen entdeckt. 4) Beim Amphibol (Hornblende) hat er die Hauy'schen Bedenklichkeiten gegen die von Romé de l'Isle'schen Ansichten von einer Zwillingskrystallisation zu beseitigen gesucht. — Noch gehören 5) hieher seine Bemerkungen über Krystalle eines Doppelsalzes aus schwefelsaurem Kali und Bittererde. Endlich 6) mögen hier sogleich angeschlossen werden seine späteren Bemerkungen über „die Krystallformen des Schwefelkieses von Dognackza im Bannat" (Elberfelder Programm 1851), die wegen der vorherrschend von Granatoederflächen und durch das Auftreten zweier neuer, beim Schwefelkies beobachteten Flächen bemerkenswerth sind und von ihm zuerst beobachtet wurden. — Von allen diesen Untersuchungen, welche in der Isis 1822 und 1823 ererschienen, hat v. Kobell a. a. O. nur die erste erwähnt; bei der sonstigen Genauigkeit seiner Anführungen scheinen ihm die anderen unbekannt geblieben zu sein.

53. (S. 185.) „Neue Krystallisation des salzsauren Natrons"; er hatte das Wachsen der Würfel zu den schönen bekannten Flächen des Achtflachs beobachtet, dann aber auch neu die feinen sehr klaren Kantenabstumpfungen, Flächen des Rauten-12flachs und einen Blätterdurchgang, einen versteckten Bruch, eine secundäre Kernform, mithin was für die Theorie seiner Schule sehr wichtig war, eine inwendig entsprechende Structur erkannt. Die so künstlich herbeigeführten Bildungen fand er hernach auch durch natürliche Bildungen bestätigt. Zu diesen Untersuchungen war er besonders veranlaßt durch die Wichtigkeit, welche ihre Erkenntniß nicht bloß für die Mineralogie überhaupt, sondern in noch höherem Grade für die Geognosie und Geologie hat, sofern der alte Streit der Neptunisten und Plutonisten mit solchen Feststellungen eine wesentliche Veränderung erleidet. In dieser Richtung der Forschung waren besonders die Franzosen Leblanc (1802) und Beudant (1818) vorangegangen. Die strenge Werner-Weiß'sche Schule hatte vielleicht etwas zu einseitig alles Gewicht auf die Krystallographie gelegt und die chemischen Einflüsse zu gering angeschlagen. Wackernagel war durch den Einfluß von Rose und Mitscherlich in Berlin auf die Chemie und ihre Bedeutung für die Mineralogie geführt, und auf Anregung der Methuon'schen Versuche verwendete er sie zur Erkenntniß der Krystallogenie.

54. (S. 186.) „Ueber den Wirkungskreis der Krystalle", in Kastner's Archiv, V. 1825. S. 293—314. Die bisherigen gewöhnlichen Versuche ergänzte oder erweiterte er durch sinnig erdachte neue, daß er künstliche Flächen an verschiedenen Salzkrystallen durch Anschleifen oder Anschneiden hervorbrachte und diese Krystalle dann in eine gesättigte Lösung desselben Salzes legte. Die erzielten Beobachtungen waren die

daß die künstlichen Flächen sich fortbildeten, wenn sie combinationsfähig waren, sonst aber vernarbten. Er erhielt so Flächen und Formen, welche bei den angewandten Salzen sonst sehr selten sind, z. B. Pyramidenwürfel am Chlornatrium, die Flächen des gewöhnlichen Pentagondodekaeders am salpetersauren Bleioxyd (das Rhombendodekaeder konnte er nicht hervorbringen), die eines Triakisoktaeders am Alaun u. a. Dadurch stellte sich ihm die Thatsache fest, daß durch ein langsames Auskrystallisiren ausgebildete Krystalle mit selteneren und mit mehr Flächen gezogen werden können, als sie gewöhnlich zeigen. Es ergab sich weiter, daß diejenigen Krystalle im Mineralreiche als stillere, langsamere Bildungen anzusehen sind, welche eine größere Menge von Flächen klar und eben ausgebildet aufweisen: die mit einfacheren Formen sind mehr Resultate augenblicklicher Niederschläge. Eine fernere wichtige Frage, welche er sich stellte, war die, wie weit geht der Wirkungskreis eines solchen, neben und unter vielen anderen bestehenden einzelnen Systems, eines solchen einzelnen Krystalls? in welcher Entfernung sind die in ihm thätigen Richtungen noch vermögend, den umgebenden Stoff zur krystallinischen Bildung sich anzueignen? bis wie weit können noch zugehörige Krystalle, Krystalle in paralleler Stellung entstehen, und wann darf sich zuerst ein ganz neuer Ausgangspunkt anderer Richtungen ansetzen? Zu dem Zweck überzog er Krystalle mit dünnen Schichten Lack oder Wachs, letztere mit stets zunehmender Stärke bis zur Dicke eines Messerrückens, wobei er dann beobachtete, daß die äußeren Krystalle sich vollkommen, mehr oder minder treppenartig, in denselben Richtungen mit den äußeren Krystallen anbildeten. Eine naheliegende weitere Untersuchung betraf das Verhältniß zu heterogenen Substanzen. Aus solchen Beobachtungen ergab sich ihm, daß die oberen aufgewachsenen Krystalle durchaus nicht gleichzeitiger, sondern späterer Bildung sein müssen, als die unteren, auf welchen sie aufsetzen; daß sie wahrscheinlich Bildungen auf trockenem Wege sind; daraus weiter aber der Satz, daß in den Krystallen nach ihrer Bildung die damals vorhanden gewesenen Thätigkeiten fortexistiren, daß jeder für sich eine bestimmte physikalische Sphäre, ein System abschließt, von dessen Mittelpunkt aus unaufhörlich dieselben Thätigkeiten ausgehen, welche damals den Krystall bildeten. Es ist also in diesem Sinne kein Krystall fertig; sie können alle fortwachsen, und wachsen von Innen aus vermöge innerer Erregungen und Antriebe wirklich fort, wie die organischen Geschöpfe; nur muß, wie für diese, der Stoff von außen gegeben sein. — Diese interessanten Untersuchungen wurden später von Kopp, Mahrbach, Pasteur, zuletzt von Karl Ritter von Hauer in Wien fortgesetzt, welcher auf die von Kopp (Annalen der Chemie und Physik Bd. 94) nicht erwähnten, schon viel früher von Wackernagel angestellten ganz gleichen Versuche aufmerksam macht, sie bestätigt, doch dabei theils zu neuen, theils als aber auch nicht zu denselben Ergebnissen kam. (Zu vergl. Krystallogenetische Beobachtungen, in den Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien; Mathem. naturwissenschaftliche

Klasse. Bd. XXXIX, 1860. S. 613.) v. Hauer hebt es gebührend hervor, daß Wackernagel zuerst diese Beobachtung gemacht zu haben scheine, daß es überhaupt möglich sei, auf rein mechanischem Wege die Entstehung einzelner Krystallflächen zu veranlassen; er bezeichnet ferner Wackernagel's Methode des möglichst langsamen Auskrystallisirens als ein vorzügliches Mittel, gewisse seltene Flächen zu erhalten. Die neuesten Arbeiten in dieser Richtung sind die von Knop, Molecularconstitution und Wachsthum der Krystalle, Leipzig 1867, von Behrens, die Krystalliten 1874, von Vogelsang 1875, und von O. Lehmann, in Groth's Zeitschrift für Krystallographie. 1877. S. 453 ff.

55. (S. 186.) So von Frankenheim, Knop, Lang, und bes. F. Scharff.

56. (S. 186.) Zu vergl. die Bemerkung von v. Raumer in der Isis 1823. Die Abhandlung Wackernagel's: Versuch einer wissenschaftlichen Blüthenlehre findet sich in Kastner's Archiv. 1825. Bd. VI. S. 257—298. Er giebt hier zur Begründung seines Versuches voran eine Uebersicht über die allgemeinen Gesetze der Symmetrie, im Anschluß an die Weiß'sche Theorie der Krystallsysteme. Dann spricht er von den Blüthenformen im Allgemeinen. Die Blüthe besteht aus den drei wesentlichen Stücken: Krone, Staubfäden, Kelch. Das allgemeine Gesetz über das gegenseitige Verhältniß derselben ist, was die Gestalt der Blüthe betrifft, dieses: der symmetrische Charakter, welcher in dem einen Blüthentheil ausgesprochen ist, darf dem der anderen nicht widersprechen. Darnach unterscheidet er gleichgliedrige, zwei und zweigliedrige, zwei und eingliedrige Blüthen; dann kommt er auf die Uebergänge ngliedriger in mehr und mindergliedrige an derselben Pflanze, und handelt von der Klassification solcher. Die Hauptsache war, diesen Gedanken als fruchtbare Grundlage für eine neue Systematisirung zu verwerthen. Ein solches System versucht er auch. Er unterscheidet 14 Klassen. Die sechs ersten umfassen die gleichgliedrigen Blüthen, jede mit vier Abtheilungen, und jede Abtheilung mit fünf Ordnungen; die zwei und zweigliedrigen bilden die siebente und achte Klasse, jede mit zwei Abtheilungen und die erste mit zwei Ordnungen, die andere mit drei; die zwei und eingliedrigen Blüthen bilden die neunte bis zwölfte Klasse, die neunte und elfte mit je fünf Abtheilungen zu je sechs Ordnungen; die zehnte schließt sich an die neunte, wie die zwölfte an die elfte an, für welche er die Abtheilungen und Ordnungen noch nicht bestimmte; es folgt die dreizehnte und vierzehnte Klasse, letztere mit zwei Abtheilungen. — Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß vorliegender Versuch, wie er selbst es auch schon in der Ueberschrift als auch in der Einleitung wiederholt bemerkt, nur als Versuch angesehen sein will; ein fruchtbarer Gedanke ist von ihm erfaßt und in kühner und genialer Weise benutzt zur Grundlage eines neuen Systems; aber diesen Grundgedanken erfaßt zu haben ist ein Verdienst, das man ihm nicht absprechen kann. Es ist nur zu bedauern, daß er ihn nicht später weiter durchgeführt, und ihn

seiner Zeit so bekannt gemacht hat, daß die Fachwissenschaft denselben beachtet und verwerthet hätte. Es war das genannte Archiv nicht grade der Art, botanische Abhandlungen zu veröffentlichen. Wackernagel's Versuch ist ein Zeichen ernsten wissenschaftlichen Forschens; entsprechend dem damaligen weit verbreiteten Ringen nach etwas Besserem, als das Linné'sche und das im Grunde nur wenig verschiedene Jussieu'sche System darbot. Es ist zu beklagen, daß es sein Entdecker bei diesem bloßen genialen Wurf und einem ungenügenden Versuch hat bewenden lassen, und sich nicht die Zeit genommen hat, gründlich diesem wichtigen Gedanken nachzugehen und denselben durchzuführen; er würde dann auch wohl erkannt haben, daß dies natürliche System, welches er an die Stelle setzt, wenigstens nich einfacher, im Gegentheil viel künstlicher ist als die bisherigen. Sachs und Wigand haben die Güte gehabt, dem Verf. in brieflichen Mittheilungen ein Urtheil abzugeben; sie sprechen sich dahin aus, daß es für seine Zeit bedeutsame Gedanken gewesen, die leider unfertig und ungeläutert geblieben. Was am meisten auffällig erscheint, ist dies, daß er den Fruchtknoten ganz unbeachtet läßt, worin doch grade die Schwierigkeit der Blüthentheorie liegt. — Im gewissen Sinne ist er ein Vorgänger Schimper's und des späteren Braun gewesen. Freilich verfiel er auch wie alle diese in den gleichen Fehler des Systematisirens: Das Gesetz wird obenangestellt und alsdann aus der Natur deducirt; die Natur erscheint als Nebensache; der gesetzgebende Forscher ist Hauptperson. Ihm ist die Pflanze weniger Organismus als Krystall. Kann dieser Abhandlung — sagt Wigand, und ähnlich Sachs a. a. O. — auch nicht eine große Bedeutung als positiver Leistung zugeschrieben werden, so verdient sie doch als einer der ersten, wenn nicht als erster tactonomischer Versuch in der Geschichte der Botanik eine Erwähnung. — Dieser erste Versuch, die Gesetze der Symmetrie der Blüthen im Sinne einer allgemeinen Morphologie zu behandeln und auf mathematische Ausdrücke zu bringen, verdient auch in der Beziehung noch eine auszeichnende Anerkennung, als Wackernagel bei der gewöhnlichen Zersplitterung der Naturwissenschaften und der einseitigen Fortbildung der einzelnen Disciplinen einen umfassenden, höheren Standpunkt der Betrachtung vertritt, wie dies zum Schaden der einzelnen Disciplinen leider immer seltener wird. (Zu vergl. auch Wigand, gegen den Darwinismus. II. S. 198 und 460 f.)

57. (S. 187.) Die „krystallographischen Beiträge" betreffen die Krystallisation: 1) des Rauschroth (Kastner's Archiv, 1825. I. S. 72—87), 2) noch einmal den Quarz, worüber er höchst genaue Messungen veröffentlicht, und die Forschungen von Weiß, dem die kleinen Trapezflächen unbekannt waren, ergänzt; sodann 3) den Kupferlasur (nach Werner, sonst Lasurith) und 4) den Brechweinstein (S. 316—319). Sie sind weder von Kobell noch in der Wiener Revision erwähnt.

58. (S. 187.) Zu vergl. Kastner's Archiv. 1826. S. 129—222. Bournon's Werk führt den Titel: Traité complet de la chaux car-

bonatée et l'Aragonite (Londre 1808; nicht 1818 wie bei v. Kobell a. a. O. S. 195. Auf S. 405 hat er die richtige Angabe, unterläßt aber hier die Wackernagel'sche Abhandlung wieder anzuführen; an der früheren Stelle hat er sie erwähnt). In zwei Quartbänden, zu denen ein Band Kupfertafeln mit den Abbildungen von 677 Kalkspathkrystallen gehört, beschreibt er die Combinationen von 21 Rhomboedern und 32 Skalenoedern (Kalkpyramiden). Es ist die umfassendste Arbeit über den Kalkspath, und dessenungeachtet von den Nachfolgern wenig beachtet. — Gegen den französischen Forscher zeigt Wackernagel, daß die von jenem gegebenen Winkel für die Kritik der Bestimmungen unbrauchbar sind, da sie nicht durch unmittelbare Messung, sondern aus den Bestimmungen selbst erst berechnet sind, und daß diese Bestimmungen nicht auf Beobachtung von Zonen, sondern auf Messungen mit dem gewöhnlichen Handgoniometer begründet sind; endlich deckt er eine Menge von Rechenfehlern auf; auch zeigt er, daß die Zeichnungen, denen man im Allgemeinen mehr trauen darf, als den Bestimmungen, doch viel zu wünschen übrig lassen. Die Mehrzahl sei unbeschreiblich nachlässig entworfen; eigentlich sei, genau genommen, keine einzige richtig entworfen. — An diese Kritik fügt er dann noch eine über die Mohs'sche Bezeichnungsmethode, der er einen wissenschaftlichen Werth gradezu abspricht. Er erweist dies zuerst im Allgemeinen und dann an der Bezeichnung der Rhomboeder und Kalkpyramiden, daher sie nicht von Mohs zu einer absoluten erhoben werden kann. Bei der Wichtigkeit des Streites der beiden Methoden von Weiß und Mohs wäre Wackernagel's Abhandlung mit ihrer so eingehenden und umfangreichen Kritik doch auch bei v. Kobell (S. 404) zu erwähnen gewesen. — Schrötter in Wien ließ eine „Revision der vorhandenen Beobachtungen an krystallisirten Körpern", durch Weiß für die Grundstoffe, durch Schrauf für die Sauerstoffsalze von einer Basis und einer Säure veranstalten. Die Resultate sind in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie Bd. 39, 1860 mitgetheilt, und hier sind auch W.'s Angaben gebührend berücksichtigt.

59. (S. 187.) In Poggendorff's Annalen, Bd. XIX. 1833; hier stellt er bis dahin noch nicht beobachtete Glieder des Krystallisationssystemes fest und theilt die Bestimmungen einiger neuen Quarzflächen mit.

60. (S. 188.) Zunächst 1851 war es die Zerlegung des Ikosaeders in fünf Tetraeder, eine Zerlegung, die, wie er nachweist, auf doppelte Weise stattfinden kann. — Daran schloß sich 1852 eine Fortsetzung: über den Tetraederstern, d. h. denjenigen Körper, welcher aus ebenmäßiger Durchdringung von fünf Tetraedern oder aus gleichseitiger Erweiterung jener 5.4flächen des Ikosaeders entsteht, und mit seinen 20 Spitzen der Tetraeder eine sternförmige Gestalt hat, und von 12 Fünfecken, 20 Dreiecken und 30 Vierecken umgeben ist. — Darauf schrieb er 1854 und 1856 über die Pemptoedrie der fünfgliedrigen Leuzitoeder und zwar zunächst die parallelflächige. Diese streng krystallographischen Untersuchungen, welche er hier gegeben, sollten ein Fortbauen auf der schon

von Keppler in seiner Harmonice mundi (1619. II. S. 61) gegebenen Vergleichung des vier- und fünfgliedrigen Granatoeders sein; ferner eine Fortsetzung der Karl v. Raumer'schen Forschungen, der zu den vor ihm schon bekannten drei Körpern des 3+5gliedrigen Systems den vierten hinzufügte, das fünfgliedrige Leuzitoeder, aber nicht als Reihe; unbekannt war ihm der hemiedrische Körper; auch von Rothe (in seiner Abhandlung in Kastner's Archiv) wird zwar der erste und zweite Leuzitkörper unterschieden, aber von Reihen der beiderlei Leuzitkörper ist keine Rede. Dagegen enthielt Wackernagel's Abhandlung: Versuch einer wissenschaftlichen Blüthenlehre (schon 1825) die Zurückführung des Dodekaeders und Ikosaeders sammt allen von ihnen abgeleiteten Gebilden auf ein System von 6 gleichen, gegen einander unter einem Winkel, dessen Tangenten = 2, geneigten Axen; er stellt dieses System dem anderen, welches auf 3 gleichen einander rechtwinklich schneidenden Axen beruht, gegenüber und nennt dies das (3+4)gliedrige, jenes das (6+10)gliedrige. — So verfolgte Wackernagel überall den inneren Zusammenhang der Bildungen der verschiedenen Systeme, doch hat er, wie Prof. Pfaff in Erlangen den Verf. aufmerksam zu machen die Güte gehabt, vielfach Formationen gebildet, welche in der Natur bis jetzt nicht nachgewiesen sind.

61. (S. 188.) Auch seine „Bemerkungen zur geometrischen Bezeichnungsmethode" (Progr. Elberf. 1856), die er im Anschluß an das seit 1844 so bedeutsam eingreifende Lehrbuch von J. H. T. Müller machte, sind beachtenswerth. Müller war der erste, welcher die Geometrie der Lage mit der des Maßes verwebte, und an Schärfe der Definition und Genauigkeit der Terminologie alle früheren übertraf. Wackernagel schlug nun die Bezeichnung Kante im Unterschiede von Seite vor; dann auf Grund seiner aufgestellten Bedingungen für eine gute Bezeichnungsmethode in der Geometrie, die alle Willkür ausschließt und doch einfach und verständlich sei, schlägt er vor, zur Bezeichnung der Punkte, Linien, Flächen und Körper die kleinen deutschen und lateinischen, und die großen deutschen und lateinischen Buchstaben einzuführen, wozu schon Steiner und Müller insofern den Anfang gemacht, als beide für Linien und Punkte schon diese Bezeichnung verwendeten, aber nicht consequent genug verfuhren. Es leuchtet ein, wie vereinfacht die Bezeichnungsweise und zugleich wie anschaulich sie dadurch wird. Auch eine noch weiter gehende Durchführung und Anwendung dieser Grundsätze deutet er an dieser Stelle an.

62. (S. 188.) v. Schubert, a. s. Selbstbiographie. II. S. 401.

63. (S. 200.) Zu vergl. „Unterricht in der deutschen Muttersprache" S. 31.

64. (S. 202.) Zu vergl. die Programme der „Berliner Gewerbeschule", herausgegeben von Dr. Klöden, von 1830—1840, und die der Realschule in Elberfeld von 1851—1860.

65. (S. 204.) Von Interesse werden die Themata sein, welche Wackernagel in Prima der Elberfelder Realschule zu den deutschen Aufsätzen gab. Er wählte zunächst deutsche Sprichwörter: Morgenstunde hat Gold im

Munde; Vorgethan und nachgedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht; Wer in Frieden will walten muß leiden und still halten; Selbst ist der Mann. Sodann ließ er Gespräche bearbeiten: z. B. Schwert und Feder; Krieg und Frieden; Feuer und Wasser; Stadt und Land; Gold und Eisen; Wein und Wasser. — Ueber den Ackerbau, Geschichte einer Weintraube, Wintergedanken. — Charakterdarstellungen nach gelesenen Dichtungen: aus Wilhelm Tell, Wallenstein, Julius Cäsar; — über den Zweikampf nach Herder's Cid; über die Noth (nach Hölderlin's Gedicht); über Freiheit; Freiheit eines Kindes. Ueber Sprüche von Göthe: Frömmigkeit verbindet sehr, aber Gottlosigkeit noch viel mehr; Wer recht will thun, immer und mit Lust, der hege wahre Liebe in Sinn und Brust; — über Logaus: Deutsche mühen sich jetzt hoch, deutsch zu reden fein und rein; wer von Herzen redet deutsch, wird der beste Deutsche sein. Geschichtliche Themata: Der augsburger Religionsfriede; Die Weltgeschichte ist das Weltgericht; Friedrich der Große und Napoleon; Der große Churfürst und Friedrich Wilhelm III. Patriotische: Die Ehre des Vaterlandes; Besser redlicher Krieg, denn elender Friede; Was lehrt die Geschichte des deutschen Volkes über seine hervortretendsten Eigenschaften; Liebe zur Heimath und zum Vaterlande. — Ueber die Bildung; schön, gut, wahr; über Sprüche Sal. 13, 7; Geschichte und Sage; Volkspoesie; Malerei und Poesie; Erklärung von Rückert's Gedicht: Da ich des Lebens Lust und Leid erfuhr.

66. (S. 208.) Breier: Programm der Vorschule zu Oldenburg: Bemerkungen über das Lesen auf Schulen und Dr. K. E. P. Wackernagel's Deutsches Lesebuch. 1844.

67. (S. 209.) Band 3. S. 257.

68. (S. 209.) Berlin 1868. S. 440.

69. (S. 209.) Palmer in s. Ev. Pädagogik.

70. (S. 209.) Heiland in Schmid's Encyklopädie. Bd. 1 über deutsche Sprache in höheren Schulen. — Schmid, der bekannte Herausgeber der pädagogischen Encyklopädie.

71. (S. 211.) Zu vergl. was S. 86 erwähnt ist.

72. (S. 213.) Zeitschr. für Gymnasialwesen. 1847.

73. (S. 220.) Teschner, Lebensbriefe. I. S. 261.

74. (S. 220.) Trösteinsamkeit. S. 111.

75. (S. 221.) Vorrede zur Auswahl deutscher Prosa. — Zu vgl. S. 212.

76. (S. 223.) Vorrede zur 2. Aufl. s. Auswahl deutscher Dichtungen. S. XXIII.

77. (S. 226.) Zeitschrift für die lutherische Kirche von Rudelbach und Guericke. 1841. S. 160.

78. (S. 228.) Vermischte Schriften. IV. S. 250.

79. (S. 228.) Ueber Gesangbuchsreform. 1839.

80. (S. 229.) Liederschatz. Bd. 1. S. XIII.

81. (S. 231.) In den Blättern für literarische Unterhaltung. 1858. 11.

82. (S. 234.) Luther's geistliche Lieder, nebst einer kurzen Geschichte ihrer Entstehung. 1856.

83. (S. 238.) Höchst anerkennend spricht sich über diese Selbstverleugnung Wackernagel's auch Laurmann in seiner Anzeige aus; zu vergl. Schürer's Theolog. Literaturzeitung. 1878. Nr. 9.

84. (S. 240.) Darin stimmt auch bei die Anzeige im „Kunstblatt" 1848 Nr. 17, in der nur bedauert wird, daß die Xylographie nichts Besseres geleistet hat; außerdem wird daselbst eine Ausgabe im Farbendruck gewünscht.

85. (S. 246.) Wie wenig Wackernagel den geistlichen Liedern der Neuzeit abgeneigt war, zeigt der Umstand, daß er sich bereit erklärt hatte, zu Kraus, Geistliche Lieder im 19. Jahrh. Darmstadt 1863, eine Vorrede zu schreiben. Er war durch schwere Krankheit daran gehindert, und so mußte die Sammlung ohne sein Vorwort erscheinen. — Zu den von W. angeregten Forschern gehört aus neuster Zeit noch A. F. W. Fischer. Wie würde sich W. gefreut haben, wenn er dessen vortreffliches Kirchenlieder-Lexicon (Gotha 1878) erlebt hätte. Zu vergl. darüber Ev. Kirchen-Z. 1878.

86. (S. 247.) Vorrede zur Bibliographie, am Schluß.

87. (S. 249.) Kirchenlied. Bd. 3. S. XV.

88. (S. 249.) Ebendaselbst. Bd. 2. S. XIII f.

89. (S. 249.) Ebendaselbst. Bd. 4. S. XX.

90. (S. 253.) „Auch mit Leuten aus dem Volk wußte er sehr gut und freundlich zu verkehren; aber besonders lieblich war sein Umgang mit Kindern. Da zeigte sich so recht seine reine, kindliche, durch und durch poetische Seele. Jeden Gegenstand, der die Aufmerksamkeit des Kindes auf sich zog, wußte er zu beleben und dann zu einem sinnigen Mährchen zu gestalten. Seine Besuche in den befreundeten Familien waren immer für die Kinder ein wahres Fest."

91. (S. 260.) Siehe oben S. 107.

92. (S. 261.) Siehe oben S. 72.

93. (S. 263.) Zu vergl. die Lebensskizze, welche in Wilhelm Wackernagel's „Vermischten Schriften" Bd. 3 am Schluß gegeben ist. Manche Einzelnheiten, namentlich aus der Jugendzeit, werden durch unsere Darstellung des Lebens Philipp's eine Berichtigung, besonders aber erwünschte Ergänzung gefunden haben.

94. (S. 264.) Kirchenlied, Vorrede zu Bd. 4, am Schluß.

95. (S. 265.) Ebendaselbst zu Bd. 3 und 4.

96. (S. 266.) A. a. O. Bd. 3.

97. (S. 269.) Weil diese Abhandlung zu umfangreich für die Evangelische Kirchen-Ztg. und zu befürchten war, daß sie auch dort von Naturforschern weniger gesucht werde, erschien sie, wie früher erwähnt, in besonderem Abdruck. Leipzig 1878, Naumann.

Druck von Ackermann u. Glaser in Leipzig.

